Biogr.
587 c.

Leben

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leben
Auguſt von Kotzebue's.

172

Leben
Auguſt von Kotzebue's.

Nach ſeinen Schriften

und

nach authentiſchen Mittheilungen dargeſtellt.

Fr. Cramer

Verlaß Dich nicht darauf, daß der Haufe groß iſt, mit dem Du Uebel thuſt; ſondern gedenke, daß Dir die Strafe nicht ferne iſt. —
Jeſus Sirach. VII. 17, 18.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1820.

210 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Seit dem Tode des Mannes, von deſſen Leben dieſe Schrift handelt, hat die liebe deutſche Jugend der erbaulichen Straf- und Kapuziner-Predigten Viele, in gebundener oder ungebundener Redeform, anhören müſſen. Nachgerade erheiſcht es die Chriſtenpflicht, mit allen den Ermahnungen einmal inne zu halten, wenn gleich Beſſerung noch überall Noth thut. Laß uns erwägen, geneigter Leſer! daß zu viel Worte den Grund und Sinn der Rede gar leicht verkehren in Ungrund und Unſinn, und daß ewiges Pre-

digen nur ſchläfrige Zuhörer und taube Ohren macht. Darum erwarte hier nicht dergleichen; auch nicht die Wiederholung deſſen, was ſeit mehreren Monaten an hundert Orten über von Kotzebue gedruckt ſteht. Dennoch kann nur wenig Neues im Einzelnen verheißen werden: wenn gleich das Lebensgemälde, wie es daſteht, dadurch eine eigenthümliche Neuheit des Kolorits erhält, daß der Mann ſelbſt immer redend eingeführt wird; weshalb die ſämmtlichen Schriften K—s, (mit Ausnahme der dramatiſchen, von welchen er immer behauptete, daß er in ihnen nicht ſelbſt ſpreche, ſondern ſeine Theatercharaktere reden laſſe,) fleißig benutzt ſind, wie es Anlage und Plan mit ſich brachten.

Vielleicht wird mancher Fehler zu berichtigen, manche Lücke zu ergänzen ſeyn. Beides ſoll dankbar erkannt werden, wenn nur nicht verkannt wird, daß für Jung und

Alt in dieſem Buche viele wohl zu berück= ſichtigende, fleißig zu erwägende Fingerzeige, zu welchen K—s Leben, Wirken und Tod anmahnt, redlich gegeben ſind. — Einige Punkte, als die angeſchuldigte Autorſchaft der Expektorationen, blieben abſichtlich un= berührt. Vor allem ſind, nach Anleitung der auf den letzten Blättern namhaft gemach= ten Berichtigungen, in dieſer Schrift manche Fehler zu verbeſſern, die wohl, nur der kleinern Hälfte nach, der Schuld der unle= ſerlichen Handſchrift beigemeſſen werden dür= fen. Andere dort nicht angegebene, aber leicht zu errathene Fehler, z. B. etwannige Verwechſelung des m und n, und kleine Verſehen gegen die Interpunktion, mögen da, wo ſie dem Auge des Korrektors ent= gangen ſind, gefälligſt berichtigt werden. —

Die eigentliche Würdigung der ſchrift= ſtelleriſchen, beſonders der dramatiſchen Ar= beiten K—s, zu einer vollſtändigen Kritik

über ihn, lag nicht in dem Zwecke dieſer Schrift. In den kritiſchen Blåttern des In= und Auslandes ſind dazu, ſeit dreißig Jahren, ſchåtzbare Materialien niedergelegt, welche zu benutzen und zu ſammeln, zunåchſt iſt der Beruf der Akademien der Wiſſenſchaften, deren Mitglied v. K. war, und in deren Mitte ſtatutenmåßig ſein Andenken mit Lobreden begangen werden muß.

Nåher lag es, dir, geliebter Leſer! hier den geſchichtlichen Standpunkt zu bezeichnen, auf welchen das deutſche Vaterland ſeinen entarteten Zögling fallen und die traurigen Folgen jenes Todes ſich verbreiten ſah. Nicht etwannige Sorge vor dem weiten Banne der Vehmgerichte konnte den Verfaſſer beſtimmen, das zu verſchweigen, was eine Bekanntſchaft mit der Geſchichte ſo deutlich erkennen låßt, daß die Ereigniſſe der neueſten Tage und die nach den unwandelbaren Geſetzen der Weltordnung ſich daran

knüpfenden Stürme der Zukunft, mit ihrer ganzen Kataſtrophe zu berechnen ſind. — Wohl griff er muthig zur Feder, um die Züge des raſch fortſchreitenden Trauerſpiels der Schrift zu vertrauen; doch in der Bekümmerniß ſeines Herzens verſagte, mit der hervorbrechenden Thräne, das Auge den Dienſt; und als er hinaustrat, um, wie oft, aus dem Sternenlichte neue Lebenskraft zu trinken, da leuchteten ihm von den Bergeshöhen die Siegesfeuer der Völkerſchlacht (— es war am 18ten October —) entgegen. Ehe noch die Siegesfreude, im Rückblick auf die glorreichen Tage der Vergangenheit, Raum gewann, legte ein kalter, giftiger Nebel ſich um die Berggipfel, verdeckte mit ihnen den Himmel und die Gottesſterne, und während die Irrenden mühſam ihr Obdach ſuchten, gedachte er der Worte Samuels, im neunzehnten Kapitel ſeines zweiten Geſchichtsbuches: „Aus dem Siege des Tages ward ein Leid unter dem ganzen

Volke, — und es ſtahl ſich weg an dem Tage, daß es nicht zur Stadt kam, wie ſich ein Volk wegſtiehlt, das zu Schanden geworden iſt.“ — Mit dieſem Gedanken ſchloß der Verfaſſer jammernd die Vorrede, noch ehe der 18te Oktober beendet war, im Jahre 1819. —

Auguſt von Kotzebue's Leben.

Erſtes Buch.

f. s. pag 88

Seine Jugend, bis zu ſeiner Abreiſe nach Rußland.

„Todten ſoll man nichts übles nachreden, iſt ein Grundſatz, der ſeine Entſtehung wahrlich nur dem Umſtande verdankt, daß die Todten fein unter den Füßen liegen, und niemanden im Wege ſtehn. Wenn die Todten ihre tauſendjährige Muße zum Bücherſchreiben anwendeten, ſo würde man ihnen mehr Uebles nachreden, als irgend einem Lebendigen. So aber glaubt man gar nicht, welch' eine ſchöne Sache das Todtſeyn für einen Schriftſteller iſt. Die Blumen, die ihm auf dem Lebenspfade nur ſparſam blühten, wachſen üppig auf ſeinem Grabe. Die letzte Schaufel Erde deckt ſeinen Buckel, wenn er einen hatte, und ſeine Fehler, wenn er welche hatte. Nach hundert Jahren ſchwört die Nach-

welt, er ſey der geradegewachſenſte Mann und tadelfreieſte Schriftſteller geweſen.“*) —

Ohne das Glück näher zu würdigen, welches hier den Entſchlafenen beigemeſſen wird, ſey es verſucht, einen Theil des Fluches zu löſen, der, über die Nachwelt ausgeſprochen, das heilige Gebieth hiſtoriſcher Wahrheit als eine Narrenbühne elender Lobpreiſungen bezeichnet. Dieſen Bann zu brechen, in Hinſicht der Lebensgeſchichte eines Mannes, der auf ſeiner Pilgerbahn und durch die Art ſeines Todes vieles Aufſehn erregte, iſt unbezweifelt der Augenblick der günſtigſte, wo die Zeugen ſeines Lebens noch nicht abgetreten, und die Zeugniſſe ſelbſt noch nicht verſchollen ſind.—

„Die ſchöne Sache des Todtſeyns“ kann dadurch nicht gefährdet werden; denn wenn, wie wir ſo zuverſichtlich hoffen, den Dahingeſchiedenen ein Rückblick auf das Erdenleben vergönnt iſt, ſo bleibt doch wohl gewiß die Glückſeligkeit des Jenſeits, wie der wahre Werth des Dieſ-

*) Siehe: Fragmente über Recenſenten-Unfug, von A. v. Kotzebue. Leipzig 1797. Seite 141 und 142. —

ſeits, ewig bedingt von der Gerechtigkeit und Wahrheit. —

Unter den Männern, welche Amalia, Herzogin von Sachſen-Weimar, aus dem Hauſe Braunſchweig-Wolfenbüttel, dieſe herrliche Frau, ihres beſonderen Vertrauns würdigte, gehörte der Legationsrath Kotzebue. Sie rief ihn von Braunſchweig nach Weimar, gebrauchte ihn als Kabinetsſekretair in vielen wichtigen öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, und ſchätzte ihn als einen thätigen, einſichtsvollen, und treuen Diener eben ſo ſehr, als er von ſeinen Mitbürgern geachtet wurde. Die Kotzebueſche Familie ſtand damals zu dem Braunſchweigiſchen Fürſtenhauſe in vielfachen Beziehungen. Ein älterer Bruder des Legationsrathes hatte unter dem heldenmüthigen Ferdinand, bei der alliirten Armee im ſiebenjährigen Kriege tapfer gefochten, ſich bis zum Major hinaufgearbeitet, und durch eine Kanonenkugel einen Arm verloren. Er blieb in der nähern Umgebung ſeines Feldherrn, bis er zu

deſſen Schweſter, der Markgräfin von Bai-reuth, als Geſchäftsträger ging, in welcher Stelle er den Ruhm eines braven, redlichen Mannes mit in die Gruft nahm. *) Eine Schweſter dieſer beiden Brüder war erſte Kammerfrau der Herzogin Amalia, und ward von dieſer, durch ſo ſeltene Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, unſterblichen Fürſtin, mit wahrhaft ſchweſterlicher Zuneigung geliebt. —

Der Legationsrath Kotzebue ſtarb ſchon 1763 und hinterließ eine noch lebende Witwe, geborne Krüger aus Braunſchweig, und mehrere Kinder, von welchen, nach dem Tode des Sohnes, deſſen Leben dieſe Blätter gewidmet ſind, an der Seite der würdigen, achtzigjährigen Mutter gegenwärtig noch zwei zu Weimar leben, ein älterer Sohn, der früher Theologie ſtudirte, aber einer ſehr ſchwachen körperlichen und geiſtigen

---

*) Dieſem Major Kotzebue hat der Neffe den dritten Theil der jüngſten Kinder ſeiner Laune gewidmet. Wodurch der Schriftſteller veranlaßt wurde, dem Namen des Oheims das Wörtlein von vorzuſetzen, iſt unbekannt.

Organiſation halber, nie in Amtsverhältniſſe trat; und eine Tochter, die verwitwet, mit dem Syndikus Gildemeiſter, erſt zu Duisburg, dann zu Lübeck, verheirathet war. Zwiſchen dieſen Geſchwiſtern dem Alter nach mitten inneſtehend, war Auguſt Friedrich Ferdinand Kotzebue den dritten Mai 1761 zu Weimar geboren. — Er ſelbſt ſchildert uns ſein Knabenalter in einem „mein literariſcher Lebenslauf" überſchriebenen Aufſatze*), der an charakteriſtiſcher Eigenthümlichkeit gewinnt, wenn man ohne der Reihefolge der Jahre vorzugreifen, das einleitende Vorwort nicht überſieht und ſo erwägt: wie der Mann ſich ſelbſt in dem Verhältniſſe zum Leben betrachtet. —

Er beginnt: „Ich habe als Schriftſteller Gutes und Böſes erfahren, Beides in reichem Maaße. Ich bilde mir ein, es könne Jünglingen, welche dieſe ſchlüpfrige Bahn betreten wollen, zu großem Nutzen gereichen, wenn ſie die Erfahrung

*) Siehe „die jüngſten Kinder meiner Laune, von A. von Kotzebue," fünftes Bändchen. 1796. Seite 123 ff.

eines Mannes leſen, der zwar nicht am Ziele ſteht — denn wie wenige erreichen es! — aber doch lange vor ihnen auslief; der ſich in einen Kreis mit ihnen ſetzt und ohne Schminke erzählt, wo er ſtrauchelte, wo er fiel; wo er beräuchert oder begeifert, geneckt oder getäuſcht wurde; wo die Muſe ihm winkte, oder wo er eine Bacchantin für eine Muſe anſah.“

„So ſammelt euch um mich, ihr Unerfahrenen, die ihr die Spitzen eurer Stäbe nur erſt in den Honig des Parnaſſes tauchtet, und meint, er müſſe euch wohl bekommen, weil er ſüß iſt; laßt euch nieder, und hört mir zu. Ihr ſeht, ich habe es mir bequem gemacht, meine Seele iſt im Negligé, und meine Lippen ſind geöffnet, eben ſo aufrichtig zu bekennen, wo die Eitelkeit mich zwickte, als wo das Gefühl für das Wahre und Schöne mich durchwärmte.“

„Auch will ich mir dieſe Aufrichtigkeit gar nicht zum Verdienſte anrechnen, denn es giebt Lagen des Lebens, in welchen es eben ſo leicht wird, Gutes zu thun, als ſeinen Ueberrock anzuziehen, und das ſind gewöhnlich diejenigen, wo man den

ganzen Tag im Ueberrocke herumſchlendern darf; wo man ſich nur bückt, um eine Blume zu pflücken, und nie, um einen Handſchuh aufzuheben, oder ein Namensfeſt zu verherrlichen; wo man mehr Freude über die erſten Maiknospen, oder den erſten Zahn des jüngſten Buben empfindet, als über die gnädigen Worte des Gönners: Sie ſpeiſen heute bei mir. Wenn man abgeſchieden von der großen Welt in ländlicher Ruhe lebt, wenn Zufriedenheit und Genügſamkeit das Herz jeder Freude, und folglich jeder Tugend öffnen; wenn man nur von wenigen Lieben umgeben iſt, die des Herzens nie unedle Regungen von den Verirrungen des Kopfes ſchon längſt geſchieden haben; o dann bekennt man gern jedes Unrecht, deſſen man ſich ſchuldig glaubt; man tritt mit Freudigkeit vor das Publikum, weil nur die Stimmen der gutmüthigen Beurtheiler in die Einſamkeit wiederhallen, die Stimmen derer, welche die Worte des Erzählers nicht verdrehen, nicht beſpötteln, nicht hämiſch deuteln." —

„Wohlan denn! ihr böſen Krittler! ihr Ehrabſchneider von Profeſſion! was kümmert euer

Bellen den frohen Mann in ſeiner Einſamkeit? hat er doch nur ein Weib und ein paar Freunde, die ihn kennen und lieben; drum bellt! ihr elenden Söldner! dieſes Weib, dieſe Freunde werdet ihr ihm nicht vom Buſen wegbellen."

„Wenn ich behaupten wollte, ich ſchriebe dieſes Büchlein blos den Jünglingen zu Nutz und Frommen, ſo würde ich eben ſo unwahr reden, als ein Buchhändler, der ſeine Bücherpreiſe blos deswegen herabſetzt, um den Liebhabern der Wiſſenſchaften den Ankauf zu erleichtern. Nicht doch, lieben Freunde! es ſind Ladenhüter, die er gern los ſeyn möchte, und ſo lag auch dieſe Schrift ſchon ſeit fünf Jahren in meiner Seele, ich muß ſie herausſchaffen, um Platz zu bekommen. Mir ſelbſt verſpreche ich Genuß davon, unbekümmert um fremde, vielleicht verwöhnte Gaumen, denn ich habe überhaupt in meinem Leben nur ein Buch und eine Broſchüre, andern Leuten zu gefallen, geſchrieben *), und das wurden gerade meine

*) Die Broſchüre, wie man weiterhin zu erfahren Gelegenheit findet, führt den Titel: „Bahrdt mit

ſchlechteſten Arbeiten. Alle meine Schauſpiele hingegen, Alles, was etwa Rührendes oder Schönes aus meiner Feder floß, ſchrieb ich für mich, und die Stunde, in der ich es ſchrieb, lohnte mir köſtlicher, als Publikum und Verleger."

„So ſoll denn auch jetzt meine Phantaſie den erſten Schnee wegſchmelzen, der heute vor meinem eigenen Fenſter gefallen iſt; was kümmern mich fremde Fenſter? Nebenher ſoll es mich wohl herzlich freuen, wenn auch andere Leute in Winkeln der Erde, wo heute am dritten Oktober noch kein Schnee fällt, mein Büchlein gern leſen und nicht gewahr werden, daß es beim erſten Froſte geſchrieben worden; doch behüte mich der Him-

---

der eiſernen Stirn;" das Buch iſt das: „vom Adel." Das Titelkupfer des letztern iſt merkwürdig: in den Lüften ſchwebt eine Jungfrau, in der Rechten einen, mit dem ruſſiſchen Wappen verzierten Schild tragend; die Linke gehoben, um zahlreiche Blitze zu ſchleudern. Gegenüber eine mächtige Eiche, an deren Fuße unförmliche Knäblein beſchäftigt ſind, ſie umzureißen. — Nun iſt ſehr zweifelhaft: ob die dreuenden Blitze der Eiche, oder den Knaben, oder beiden gelten ſollen? —

mel vor der gefährlichen Jagd nach Beifall! — Dieſem lieblichen Singvogel aufthun, wenn er an mein Fenſter pickt, das will ich mit Freuden — und wer thäte es nicht gern! — aber in Schlingen mag ich ihn nicht fangen."

„Hervor, ihr Zauberbilder meiner frohen Jugend! die Erinnerung an euch iſt kaum noch mit meinem Ich verwandt. Hervor! umgaukelt mich, ihr holden Schatten! — Guter Gott! laß aus dem Meere der Vergangenheit jene ſüßen Stunden noch einmal, wie ein dünner Nebel, vor meinen Blicken emporſteigen! — Da ſtehe ich und ſchaue den Strom hinab, immer weiter und weiter führt er meine Blumen, bis ſie fern auf dem Rücken einer Welle noch einmal ſchimmern, ehe ſie untertauchen und verſchwinden."

„Haſche dieſen letzten Schimmer! — Siehſt du den Knaben, der mit ſtarrem Auge an dem Munde ſeiner Mutter hängt, wenn ſie an Winterabenden ihm und ſeiner Schweſter ein gutes Buch vorlieſt? — Das warſt du! — Siehſt du ihn dort wieder, wie er den Stuhl zum Tiſche macht, und die Fußbank zum Stuhle? wie er

gierig an einem Romane ſchmauſt, indeſſen Ball und Steckenpferd in Winkeln zerſtreut liegen? — Das warſt du!" —

„Meine gute Mutter — Dank ſey Gott! ſie lebt noch! ſie hört meinen Dank noch! — Meine gute Mutter entſagte, als eine noch ſehr junge Witwe, manchem Reitze und manchem Genuſſe des Lebens, um ſich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie beſaß Geſchmack, Beleſenheit, zartes Gefühl und einen reichen Schatz duldender Mutterliebe; mit dieſen Eigenſchaften konnte ſie ihren Zweck nicht ganz verfehlen.

„Sie hat mir zwei oder drei Hofmeiſter gehalten, Kandidaten der heiligen Theologie, die, während ſie mit Sehnſucht harrten, daß ein göttlicher Beruf ihnen eine kleine Heerde anvertraue, mich ihre Hirtenſtäbe weidlich fühlen ließen, und keine Mühe ſparten, ein Schaaf aus mir zu machen. Der eine war ein phyſiognomiſcher — der andere ein verliebter Theolog; der eine kritiſirte meine Naſe, der andere brauchte mich zum Postillon d'amour. Aber was jene verdarben, wußte meine Mutter immer wieder gut zu machen. Ein Abend

in ihrem Zimmer, eine Vorleſung von ihr, war mehr werth, als die ganze Plackerei mit Langens Colloquiis und Luthers großem und kleinem Katechismus. Jene ließen den Papagay ſchwatzen, ſie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geſchmack am Leſen faſt mit der Muttermilch ein. Ich zählte vielleicht kaum fünf oder ſechs Jahre, als ſchon oft ein Buch mich von meinem Schaukelpferde lockte.“

„Das Erſte, deſſen ich mich lebhaft entſinne, und deſſen zahlreiche Bände ich, nach oben beſchriebner Weiſe, auf eine Bank gekauert, geleſen und wiedergeleſen habe, waren die damals beliebten Abendſtunden, eine Sammlung kleiner Erzählungen aus verſchiedenen Sprachen, auf deren Titelblatt ein ſchlafender Hund zu ſchauen iſt, mit der Umſchrift: non omnibus dormio. Ich weiß nicht, worauf der Schlummer dieſes Hundes ſich bezog, aber das weiß ich, daß ich noch jetzt an keinem ſchlafenden Hunde vorübergehe, ohne an die Abendſtunden zu denken.“

„Diejenige Erzählung in jener Sammlung, welche den erſten großen Eindruck auf mich mach-

te, mir die erſten Thränen der Rührung koſtete, war die Geſchichte von Romeo und Julia, aus welcher Weiße nachher den Stoff zu ſeinem Trauerſpiele nahm. Sie erſchütterte mich ſo tief, daß vielleicht damals ſchon der erſte Grund zu meiner Vorliebe für rührende Erzählungen in mir gelegt wurde. Das zweite, mich anziehende Buch war Dom Quixotte, der freilich lange nachher von Herrn Bertuch ſehr viel beſſer überſetzt worden iſt, mir aber nie wieder ſo viele Freude gemacht hat. Ein Kind bringt zu ſeiner Lektüre, wie zu ſeinen Spielen, mehr Empfänglichkeit, mehr Reizbarkeit mit; daher glaubt es in beiden den Zauber zu ſehen, den, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nur die Friſchheit ſeiner Empfindungen ihnen leiht, ſo wie auch ein halbwelkes Blatt ſchön iſt, wenn das Morgenroth darauf glüht.“ —

— „Empfange meinen Dank, ehrlicher Dom Quixotte! und theile ihn mit Sancho Panſa. Ihr ſeyd ein paar gute Geſellſchafter, ich bin gern mit euch in den Wirthshäuſern umhergezogen, bis Robinſon Cruſoe mir aufſtieß, dieſer Wun-

dermann, der mich, wie jeden Knaben, mit unwiderſtehlicher Gewalt an ſich riß, den ich geiziger verwahrte, als mein beſtes Spielzeug; mit dem ich oft auf den ſogenannten rothen Gang, auf die Schwelle des Pferdeſtalles floh, um fern von der Trommel meiner Geſpielen, ungeſtört mit ihm auf die Ziegenjagd zu gehn. Die Glocke zum Vesperbrod tönte, ich hörte ſie nicht! Die Sonne ging unter, ich las mir in der Dämmerung die Augen trübe. O! wie ſehnlich wünſchte ich damals, daß mir doch einſt das Glück beſchieden ſeyn möchte, auf eine wüſte Inſel verſchlagen zu werden! wie herrlich ſchmeckten mir im Geiſte die Brodkuchen, die Robinſon in der Erde buck (backte), und das Ziegenfleiſch, das er in ſelbſt verfertigten Töpfen kochte!" —

„Ich fing an, Jagd auf alle die abentheuerlichen Robinſons zu machen, welche die Nachahmungsſucht in meinem lieben Vaterlande hervorbrachte; aber wo war einer, der dem Original an Kraft, Natur und Intereſſe gleich kam? — Die Inſel Felſenburg galt freilich viel bei mir; die Erſcheinung des Geiſtes, der ſich in

Geſtalt einer Wolke über das Waſſer wälzt, erregte in mir einen angenehmen Schauder: auch Robert Pierrot erzwang ſich meinen Beifall, beſonders da, wo aus der Höhle mit Todtenköpfen kanonirt wird; aber es war doch alles nichts gegen den ehrlichen Robinſon Cruſoe, den ich bewunderte, und ſeinen Freitag, den ich herzlich lieb hatte, und der mir durch ſein Entzücken, beim Wiederfinden ſeines gebundenen Vaters, ſüße Thränen entlockte."

„Inſel, und beſonders wüſte Inſel, war damals ein Zauberwort für mich, an welches ſich eine Reihe lieblicher Bilder knüpfte. Ich dachte zuweilen: warum lerne ich decliniren, und conjugiren, und exponiren? Wäre es nicht beſſer, ich lernte ein halbes Dutzend Handwerke, damit ich mir künftig einmal zu helfen wüßte? denn wenn der Himmel mir meinen brennendſten Wunſch gewährt, ſo wirft er mich in einem lecken Schiffe einſt auf eine Klippe, und läßt mir nichts als ein Wrack, um mir aus den Trümmern eine Hütte zu bauen. — Wer hätte geglaubt, daß ich nach Verlauf eines Vierteljah=

hunderts dieſen Wunſch eben ſo brennend erneuern würde! Ich bin mit einem liebenden Herzen zur Geſelligkeit geboren, und folglich iſt es mir Bedürfniß, die Einſamkeit zu ſuchen; denn ich will lieber fern von böſen Menſchen leben und ſie vergeſſen, als ſie täglich ſehn und haſſen." —

Wenn im Verfolg dieſer Mittheilungen der Leſer zu dem Zeitpunkte kommt, in welchem Kotzebue über ſeine Jugend und über ſich ſo redete, wird es ſich von ſelbſt ergeben, welche böſen Menſchen er hier im Sinne hatte. — Er fährt fort:

„Wenn die Perleninſel und die Inſel Felſenburg, die ſchwimmende und die fliegende Inſel meine Phantaſie zu überſpannen drohten, ſo wußte meine Mutter, in den Abendvorleſungen, meinem weichen Gehirn mildere Eindrücke zu geben. Den Aeſop las ich gern; mit Gellerts Fabeln und Liedern wurde ich bald befreundet; viele derſelben wußte ich auswendig. Haller und Bodmer waren mir zu hoch; aber Gleim, Uz und Hagedorn gefielen mir, denn ich verſtand ſie. Sehr früh

fing ich an, dieſen Sängern nachzuzwitſchern. Ich erinnere mich noch ganz gut meines erſten poetiſchen Verſuchs. Ich mochte vielleicht kaum ſechs Jahre alt ſeyn; das ſchließe ich daraus, weil ich mein Manuſcript hinter dem Spiegel, neben der Ruthe verwahrte. Es ſollte ein ländliches Gemälde werden, wozu ich die Bilder aus allen mir bekannten Dichtern zuſammengeſtohlen hatte. Folgende zwei Zeilen kamen darin vor:

Es ſinget die ſteigende Lerche,
Es hüpfen die Schäfchen am Berge" — —

„Sie gefielen mir außerordentlich, weil ſie ſo luſtig dahin hüpften. Ich wußte nicht, daß es Daktylen waren, und zwar die einzigen im ganzen Gedichte. Mehrere Tage lang zerbrach ich mir den Kopf, um die folgenden Zeilen eben ſo artig mittanzen zu laſſen, aber vergebens! Alle die übrigen waren und blieben ſchwerfällige Spondäen und ich begriff gar nicht, wie es zuging, daß man die Verſe könne nach Gefallen zu Fuße gehn und galloppiren laſſen."

„Bald nachher wagte ich auch meinen erſten

dramatiſchen Verſuch. Die Fabel vom Milchmädchen und den beiden Jägern war mir, ich weiß nicht wo, in die Hände gefallen; die beliebte kleine Oper exiſtirte noch nicht, oder war wenigſtens mir unbekannt. Ich machte ein Luſtſpiel, welches gerade eine Octavſeite lang war. Freilich fühlte ich nicht, daß es weit länger ſeyn müſſe, um einem Luſtſpiele ähnlich zu ſehn; aber verlohnte mich die Kunſt, den Faden fein lang zu ſpinnen?"

„Indeſſen hatte die Dichtkunſt auch bei mir ihre gewöhnlichen Wirkungen geäußert, das heißt, ſie hatte mein kleines Herz für die Liebe empfänglich gemacht. Ich hing mit ganzer Seele an ein junges, liebenswürdiges, aber völlig erwachſenes Mädchen, welches nachher meine Tante wurde. Am 3ten Mai 1768, alſo an meinem ſiebenten Geburtstage, ſchrieb ich in ein Zeichenbuch, auf die leere Rückſeite einer Zeichnung, einen enthuſiaſtiſchen Liebesbrief, welcher nicht übel in der aſiatiſchen Baniſe figurirt haben würde. Ich machte ihr darin zärtliche Vorwürfe, (denn ſie war ſo blind, den Oheim dem Neffen vorzuziehn,) und

bat ſie zuletzt um die einzige Gunſt, „„ihre kleine weiße Hand noch einmal zu küſſen.““ —

Wie unverkennbar auch das Wohlgefallen ſeyn mag, mit welchem H. v. K. dieſen Zug ſeiner Kindheit erzählt, ſo braucht man doch kein mürriſch-ſtrafender Sittenrichter zu ſeyn, um mit dem Gefühle der tiefſten Wehmuth hier auf den ſiebenjährigen Knaben zu blicken, der offenbar ſchon dem Heiligthume der kindlichen Unbefangenheit entriſſen und der Herrſchaft des Gefühls eines reiferen Alters hingegeben erſcheint. Dieſes über ihn verhängte Mißgeſchick blieb ſelbſt dem Manne nur inſofern unvergeßlich, als theils im Verfolg deſſelben ſeiner Eitelkeit gefröhnt, theils ſeine Eigenliebe bei dieſer frühen Liebſchaft verletzt wurde. —

„Meine Mutter wurde dieſen Brief gewahr, ſie fand, daß die Ausdrücke und Wendungen deſſelben die gewöhnlichen Fähigkeiten meines Alters übertrafen; ſie ergötzte ſich daran, und konnte der kleinen mütterlichen Eitelkeit nicht widerſtehen, bei Beſuchen in unſerm Hauſe, das Zeichenbuch hervorzuholen, und den Brief in

meiner Gegenwart den Gäſten vorzuleſen, die denn natürlich immer herzlich darüber lachten. Ich ſpielte dabei eine höchſt verlegene Rolle, und es iſt die erſte tief marternde Empfindung meiner Seele, deren ich mich zu erinnern weiß. Sie ließ einen bleibenden Eindruck bei mir zurück; je öfter die Vorleſungen wiederholt wurden, je höher ſtieg meine Erbitterung. Ich weinte im Holzſtalle heiße Thränen der Schaam und des gekränkten Ehrgeizes, nahm endlich das verhaßte Zeichenbuch aus dem kleinen grünen Eckſchranke, in welchem es verwahrt wurde, und warf es ins Feuer. Seit jener Begebenheit verlor ich in Herzensangelegenheiten das Vertraun zu meiner Mutter auf lange Zeit, und Aeltern und Erzieher mögen aus dieſem Beiſpiele lernen, wie vorſichtig ſie mit zarten Kindern bei ſolchen Gelegenheiten (?) umgehen müſſen, und wie gefährlich jede öffentliche Beſchämung iſt, wäre ſie auch nur im Scherze geſchehn."

„Die Liebe, und der Hang zur Religionsſchwärmerei, ſind, wie man weiß, ſehr nahe mit einander verwandt. Auch dieſer ergriff mich einſt in

meinen Kinderjahren; ich war über alle Maaſsen fromm, und wäre ich ſo fortgefahren, ſo müßte meine Mutter ſchon längſt die Freude erlebt haben, welche einſt der Mutter des heiligen Borromäus zu Theile wurde. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlaſſen, ſo ging ich auch ſchon, um ganz ungeſtört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Dort ſchloß ich mich ſorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernte, ſondern aus der Tiefe des Herzens hervorgepreßte, und mit Thränen geſalbte Stoßſeufzer. Ich weiß noch, welche Mühe ich mir gab, Variationen in meinen frommen Seufzern anzubringen, damit Gott nicht glauben möchte, ich wolle ihm alle Tage das nämliche auftiſchen. Aus dieſer Urſache waren mir auch Benjamin Schmolkens Morgen- und Abendandachten trotz ihrer leichten Verſification ſehr zuwider. Ich mußte ſie oft in dem Zimmer meiner Mutter vorleſen, und dachte immer dabei: Gebete aus einem gedruckten Buche könnten Gott nicht wohlgefällig ſeyn, weil er doch ſchon alles wüßte,

was darin ſteht. Mit geiſtlichem Stolze ſah ich zurück auf meine Betſtunden, in welchen Gott, nach meiner Meinung, immer etwas Neues erfuhr.“ —

„Soll ich ſagen, was dieſen Hang zur Frömmigkeit in mir erſtickte? — man wird es wohl ſchwerlich errathen: das Kirchengehn. An jedem Sonntage, Vormittag und Nachmittag, trieben die Hofmeiſter in Weimar ihre Zöglinge vor ſich her in die Kirche. Dort durften wir nicht plaudern, nicht die Köpfe hin- und herdrehen, nicht mit den gemalten Engeln am Platfond liebäugeln, ſondern mußten fein ſtillſitzen, emſig zuhören, und wenigſtens die Poſitionen und die Eintheilung einer ſchaalen Predigt aufſchreiben, oder im Kopfe behalten. Im Winter geſchah das Aufſchreiben mit verkrümmten Fingern, und im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne ſo lieblich durch die Kirchenfenſter ſchimmerten, ſehnten wir uns hinaus ins Freie.“

„In der Schloßkirche zu Weimar habe ich viele und große Langeweile erlitten. Ich fiel endlich auf ein Mittel, mir dieſe Trübſal etwas zu er-

leichtern; ſobald ich nämlich von der Predigt dasjenige weggeſchnappt hatte, was ich wieder erzählen mußte, ſo ſetzte ich mich in einen Winkel, nahm das Weimariſche Geſangbuch, und las die Geſchichte der Belagerung Jeruſalems, welche in einem Anhange erzählt wurde, und meiner Einbildungskraft reiche Nahrung gab. Das Geſchrei des Wahnſinnigen, der auf den Mauern Jeruſalems: Wehe! Wehe! ruft, ſchallte jeden Sonntag in meine Ohren, und da keine andere Leſebibliothek in der Kirche befindlich war, ſo las ich die Geſchichte ſo oft, bis ich ſie faſt auswendig konnte.“ —

„Meine exemplariſche Frömmigkeit war nicht allein verſchwunden, ſondern ich fing ſogar an ein Zweifler zu werden; denn ich mochte etwa neun bis zehn Jahre alt ſeyn, als mein kindlicher Verſtand an dem Begriffe von der Allmacht Gottes ſcheiterte. Ich fragte nämlich einſt meinen Hofmeiſter: ob Gott auch einen andern Gott hervorbringen könne, der größer und mächtiger ſey, als er ſelbſt? und als mir dieſe Frage verneint wurde, zog ich daraus den Schluß: Gott

ſey nicht allmächtig. Das ſchien mir ſo klar, daß ich nicht begreifen konnte, warum die Menſchen nicht früher auf dieſe einleuchtende Wahrheit gefallen? und mir nebenher nicht wenig auf meinen Scharfſinn zu gute that. Mehrere Wochen hindurch nährte ich dieß ſtolze Gefühl meiner ſich entwickelnden Seelenkräfte, verſuchte auch wohl einige Mal, aber vergebens, unter meinen Geſpielen Proſelyten zu machen. Der Eine lachte mich aus, der Andere hörte gar nicht darauf. Ich wurde es bald müde, mein nagelneues Syſtem zu predigen; die Lampe verloſch allmählich, da ſie von der Eitelkeit keine Nahrung empfing, und es blieb mir nichts übrig, als der angenehme Eindruck des Bewußtſeyns meines erſten Selbſtdenkens."

„Damals ſtarb in Weimar ein blühendes Mädchen von funfzehn bis ſechszehn Jahren an den Pocken. Sie war die einzige Tochter troſtloſer Aeltern, und ganz im Stillen, denn ſie wußte ſelbſt nichts davon, die Geliebte eines Knaben, der zum Jünglinge heranreifte. Er war mehrere

Jahre älter als ich, aber da wir in einem Hauſe wohnten, und ich ſeinen verliebten Entzückungen ein gefälliges Ohr lieh, ſo gab er ſich, trotz der Verſchiedenheit unſers Alters, viel mit mir ab. Ich begleitete ihn zuweilen des Abends bis unter die Fenſter ſeiner kranken Geliebten, wo wir oft ſtundenlang uns ganz geduldig beſchneien und beregnen ließen, ob wir gleich nichts, als undeutliche Schatten wahrnehmen konnten, über welche wir uns dann unſere Vermuthungen mittheilten. Einmal — es iſt mir noch, wie heute — ſahen wir ziemlich deutlich den Schatten einer Perſon, die einen Löffel vor ſich hertrug, vermuthlich um der Kranken Arznei zu reichen. Mein Gefährte fing auf der Straße bitterlich an zu weinen; mir wurde das Herz weich, ich weinte mit, ohne zu wiſſen: warum? — ſehr natürlich, daß dieſe Scene einen nieverlöſchten Eindruck bei mir zurückließ, und daß mein Gefühl in dieſem Augenblicke meinem körperlichen Wachsthume um einige Jahre vorauslief. Rauhes Wetter, Nacht, der trübe Lampenſchein aus der Krankenſtube, der Schatten mit dem Löffel, der auf die vorgezogene

Gardine fiel, der ſchluchzende Jüngling, der Gedanke: dort ſtirbt ein hübſches Mädchen, das du ſo oft hüpfen und tanzen ſehen; alles das ſetzte meine Einbildungskraft in ſtürmiſche Bewegung, und als das Mädchen nun wirklich ſtarb, beweinte ich ſie troz ihrem Liebhaber; fand aber bald eine Quelle des Troſtes in mir, die für ihn nicht floß. Ich dichtete nämlich eine Elegie, und da kein erkünſteltes Dichtergefühl, ſondern wahre Empfindung mich begeiſterte, ſo gerieth das Produkt beſſer, als alle meine bisherigen Verſuche. Man ſprach im Ernſt davon, die Elegie drucken zu laſſen. Der bloße Gedanke daran brachte mich außer mir vor Entzücken, und hätte es in meiner Macht geſtanden, das Mädchen ins Leben zurückzurufen, ich weiß nicht, ob ich es auf Koſten meiner Hirngeburt gethan haben würde. So übte zum erſten Male die allgewaltige Schriftſtellereitelkeit ihre Tyrannei über mich aus. Die Elegie blieb indeſſen ungedruckt, ich kann mich nicht mehr erinnern, aus welchen Urſachen; aber meinen Schmerz

würde ſie getilgt haben, wäre auch das Mädchen meine eigne Geliebte geweſen.“ —

Unmittelbar an dieſen erſten Vorfall, wo Schriftſtellereitelkeit eine unnatürliche Gewalt über Kotzebue als Knabe ausübte, der beſonders des⸗halb merkwürdig, weil er wohl der einzige ihm ſelbſt klar gewordene iſt, knüpfte er die Erzählung der Ereigniſſe, die ihn ſchon in zarter Kindheit an das Theater feſſelten, und, verbunden mit ſeiner zum dramatiſchen Dichter mit großem Ta⸗lente verſehenen Individualität, dahin wirkten, daß er nicht allein ein ſehr fruchtbarer dramati⸗ſcher Schriftſteller wurde, ſondern daß auch ſeine ganze Tendenz ſich dahin neigte, das Menſchen⸗leben wie eine vielfach zu variirende Theatermaske zu behandeln und eitles Wohlgefallen zu hegen, wenn ſolches Faſtnachtsſpiel Beifall erwarb. —

„Der Schauſpieler Abt kam mit einer herum⸗ziehenden Geſellſchaft nach Weimar, und ſchlug ſeine Bühne in der Reitbahn auf. Seit ich den⸗ken konnte, war in Weimar kein Schauſpiel ge⸗weſen, und folglich meine Neugier ohne Grenzen. Muſäus, der gute vortreffliche Muſäus, der mich

ſchon als Kind liebte, und der damals noch Pagenhofmeiſter war, erbot ſich, mich mitzunehmen.“

„Mit einem heiligen Schauer betrat ich die Reitbahn; nie hatte ich etwas ähnliches in der Schloßkirche empfunden. Die vielen Lichter, die verſammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine: alles das ſpannte meine Erwartung aufs Höchſte. Man gab den Tod Adams von Klopſtock. Muſäus ſtellte mich vor ſich auf die Bank, damit ich über die Köpfe wegſehen konnte. Der Vorhang rollte auf, ich war ganz Auge, ganz Ohr; mir entging kein Wort, keine Bewegung; ich wurde unwillig, wenn jemand von den Zuſchauern huſtete oder ſich ausſchnaubte; ich ſtrampelte auf meiner Bank mit den Füßen, wenn ein läſtiger Nachbar den gefälligen Muſäus anredete. Nein, nie! nie habe ich wieder einen mächtigern Eindruck auf meinen Geiſt empfunden!“

„Ich kam betäubt nach Hauſe. Man fragte mich, wie es mir gefallen? — Ach Gott! Gefallen war nicht das rechte Wort. Ich ſollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende

finden. Ich wünſchte mir auf der Welt nichts mehr, als das Glück, täglich einem ſolchen Schauſpiel beizuwohnen. Robinſon Cruſoe verſchwand ganz aus meinem Gedächtniſſe, denn auf ſeiner Inſel gab es kein Theater. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute ſo ruhig davon ſprechen, und ihre Geſchäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Meiner Meinung nach hätten ſie alle, wie die Bürger von Abdera, herum laufen und ſchreien ſollen: o du! der Götter und Menſchen Herrſcher! großer Abt! — Fragte jemand meine Mutter: werden Sie heute ins Schauſpiel gehn? und ſie antwortete etwa: ſie habe ſich zu einem Spatziergange engagirt, oder ſonſt etwas dergleichen; ſo dachte ich bei mir ſelbſt: mein Gott! wie iſt es möglich, irgend ein anderes Vergnügen dem Schauſpiele vorzuziehen, wenn man thun darf, was man Luſt hat."

„Unbeſchreiblich war daher meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalia, dieſe Vertraute der Muſen, eine ſtehende Bühne errichtete, und unſtreitig die Beſte, welche damals in ganz Deutſchland zu finden war. Die Familien Sei=

ler, Brandes, Bock und der unſterbliche Eckhof kamen nach Weimar.

„Eckhof! du großer und guter Mann! ich ſegne deine Aſche! du haſt mein Herz und meinen Verſtand gebildet, haſt jede edle Empfindung in mir geweckt, und durch dein göttliches Spiel meine Vernunft und meine Phantaſie mit Ideen und Bildern bereichert, welche ohne dieſes Vehikel mir nie ſo anſchaulich geworden wären. Oft, wenn ich dich des Vormittags um zehn Uhr in einem ſchlichten Rocke, einer ungekämmten Perücke und mit einem gebückten, höchſt anſpruchsloſen Gange nach den Proben wandern ſah, bewunderte ich im Stillen in dir den unbegreiflichen Mann, der des Abends, wenn er als König oder Miniſter auf die Bühne trat, zum Herrſchen geboren ſchien. Dort waren deine lebendigen Darſtellungen für mich eine Schule der Weisheit, und noch außer der Bühne lehrteſt du, anſpruchloſer Mann! mich das Verdienſt vom äußern Prunk ſcheiden."

„Als Richard der Dritte und als Herzog

Michel, als Odoardo und als Vater Rode blieb Eckhof immer gleich groß, unerreichbar! — Man gab wöchentlich drei Vorſtellungen, und die mütterliche Erlaubniß, ihnen beizuwohnen, hing theils von meiner Aufführung, theils von meinem Fleiße ab. Eine knöcherne franzöſiſche Gouvernante gebot in jenen Tagen über die größten Freuden meines Lebens. Wir laſen und überſetzten bei ihr die Werke der Madam Beaumont. Täglich gab ſie mir einen Zettel mit nach Hauſe, worauf entweder die Worte: bon oder mediocre, oder das Schreckenswort mal geſchrieben ſtand. Im letztern Fall war an kein Schauſpiel zu gedenken; meine Mutter blieb gewöhnlich unerbittlich. Wie oft habe ich, wenn Demoiſell Louvel die Feder bereits eingetaucht hatte, um jenes fatale Wort nieder zu ſchreiben, wie oft habe ich ihre ſchöne, weiße Hand ergriffen — das Einzige, was an ihr ſchön genannt werden konnte — und mit Küſſen und Thränen ſo lange bedeckt, bis ſie das harte Urtheil milderte, und das vermaledeite mal wenigſtens in ein mediocre umſchuf.“

„Meine Leidenſchaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage. — Ich darf kühn behaupten, daß ich unter allen Zuſchauern, groß und klein, immer der aufmerkſamſte war. Zum Beweiſe mag der Umſtand dienen, daß ich Leſſings Emilia Galotti von einem Ende zum andern auswendig wußte, ohne das Buch jemals in Händen gehabt zu haben. Ich muß auch zur Ehre des damals zu Weimar herrſchenden, durch das Beiſpiel einer liebenswürdigen Fürſtin gebildeten Geſchmacks hinzufügen, daß Emilia Galotti ſehr oft, und immer bei vollem Hauſe gegeben wurde. — Auch Engels dankbarer Sohn prägte ſich, ohne Vorſatz, meinem Gedächtniſſe wörtlich ein, blos durch die Kraft ſeiner inneren Vortrefflichkeit. Ich brachte meine Geſpielen bald dahin, dieſe beiden Stücke, auf einer Bühne von Bettſchirmen, mit mir aufzuführen und übernahm dann wechſelsweiſe alle Rollen.“ —

Dieſes willfährige, aber gefahrvolle Uebernehmen aller Rollen, zuerſt im Kinderſpiele verſucht, dann mit dem fortſchreitenden Alter, als Jüngling und als Mann fleißig wiederholt,

ſcheint ein vorwaltender Zug Kotzebue's geworden zu ſeyn, daß er ihm ſpäterhin, oft ſelbſt unwillkührlich, Folge leiſtete; woher es denn erklärlich wird, daß er bei dem ſchnellen Rollenwechſel, je weiter er im Leben vorſchritt, die Haltung der Wahrheit immer mehr verlor. —

„Nichts gleicht der Ehrfurcht, die ich damals für jeden, ſelbſt mittelmäßigen Schauſpieler hegte. Konnte ich mich im gemeinen Leben zu einem drängen, ihn reden hören, oder gelang es mir gar, ſelbſt ein Wort mit ihm zu ſprechen, ſo glaubte ich mich hochgeehrt. Ich weiß noch, wie gerne ich des Sonntags zu einem gewiſſen Henſel ging, um das Repertorium der künftigen Woche zu erfahren, denn Komödienzettel waren ungewöhnlich. Zu Hauſe ſteckte ich alles mit meiner Theaterwuth an; einige Schäferſpiele, an Geburtstagen aufgeführt, genügten mir nicht; jedes neue Stück mußte ſich gefallen laſſen, unter unſern Streichen zu bluten, und endlich fiel mir gar einmal Gerſtenbergs Ugolino in die Hände, dieſes vortreffliche Kunſtwerk, das nicht ſo allgemein bekannt iſt, als es zu ſeyn verdient.

Ich war entzückt davon, und weil es nur wenige Perſonen enthält, ſo glaubte ich, es ſey recht für unſere Privatübungen gemacht, ohne zu bedenken, daß jede dieſer Perſonen einen vollkommenen Schauſpieler erfordert. Ich übernahm die Rolle des Anſelmo, den ich mit allem Feuer meiner jugendlichen Einbildungskraft herperorirte.“

— „Auf die großen pantomimiſchen Ballete wurden in Weimar anſehnliche Koſten verwendet. Mit Entzücken erinnere ich mich noch der glänzenden Darſtellungen von Idris und Zenide, Orpheus und Eurydice, Incle und Jariko, die Amazonen u. ſ. f. (Die Idee zu dem Letzteren war von Muſäus.) Was die Schauſpiele auf meine Empfindung, das wirkten die Ballete auf meine Sinne, und ich dachte bald auf Mittel, auch dieſe nachzuahmen. Zu dem Ende ſchuf ich mir ſelbſt ein kleines Theater, anfangs nur von Wachs, dann von Papier und endlich von Holz. Wer malen konnte mußte mir Dekorationen pinſeln, Mutter und Tanten mußten mir ſeidene Lappen liefern, um meine Puppen zu kleiden. Sie tanzten ihre Solo's

und pas de deux am Drahte, die Blitze von semen lycopodii fuhren aus Federkielen in die Flamme, und kurz, jedes neue Ballet, das die Herren Koch und Schütz auftiſchten, war gewiß einige Wochen nachher auf meiner Privatbühne zu ſchauen. Der Geſchmack an dieſem Spielwerke pflanzte ſich unter den weimariſchen Knaben fort, in kurzem beſaß jeder ſein kleines Theater, und lernte von mir den Gebrauch der kleinen Maſchinerien.“

„O ſcheltet nicht, daß ich vielleicht zu lange bei dieſen kindlichen Spielen verweilte! Der mächtige Einfluß, den ſie auf meine künftige Beſtimmung hatten, mag meine geſchwätzige Feder rechtfertigen.“

„Ich gehe zu der traurigen Epoche über, wo ein unglücklicher Brand das weimariſche Schloß und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Aſche legte (im Mai 1774). — Die Geſellſchaft wurde nun verabſchiedet und ging nach Gotha. Ich weihte ihrer Abreiſe manche Thräne. Ja, ich muß es noch einmal wiederholen, daß

ich jener Epoche den größten Theil meiner Bildung verdanke.“

Bei dieſer Stelle verweiſt K. auf folgenden Ausſpruch Voltaire's: J'ai toujours reconnu l'esprit des jeunes gens, au détail qu'il faisaient d'une pièce nouvelle, qu'il venaient d'entendre; et j'ai remarqué, que tous ceux, qui s'en acquittaient le mieux, ont été ceux, qui depuis ont acquis le plus de reputation dans leurs emplois. Tant il est vrai, qu'au fond l'esprit des affaires, et le veritable esprit des belles lettres est le même; — und knüpft, nachdem er ſo für die Anerkennung ſeiner Talente und Verdienſte einen beſcheidenen Fingerzeig gegeben, daran folgende Betrachtungen: „Aus inniger Ueberzeugung fordere ich Eltern und Erzieher auf, wenn ſie das Glück genießen, eine gute, geſittete Bühne in ihren Mauern zu beſitzen, ihre Kinder und Zöglinge, ſo oft als möglich, in dieſe Schule zu führen. Ein gutes Schauſpiel iſt das ſicherſte und ſchnellwirkendſte Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abſcheu vor dem

Laſter und Liebe zur Tugend einzupflanzen. Der gewöhnliche Einwurf, den man zu machen pflegt: die Kinder werden zu ſehr dadurch zerſtreut — iſt völlig unbedeutend. Ich habe nie mit mehrerem Eifer gelernt, nie ſchnellere Fortſchritte gemacht, als da ich die Hoffnung hatte, meinen Fleiß am Abend durch ein Schauſpiel belohnt zu ſehen. Ich verfiel gegentheils in eine Art von Trägheit, als dieſer große Reiz verſchwunden war. — Sollte hier irgend ein Frömmling aufſtehen und mit verdrehten Augen ausrufen: „Welch ein gottloſer Menſch! er warnt vor der Kirche und preißt dagegen das Schauſpiel an!“ — dem würde ich mit Achſelzucken antworten: Guter Freund! iſt es meine Schuld, daß Predigt und Schauſpiel, zwei Dinge, die zu gleichen Zwecken erdacht wurden, nicht beide ihre Beſtimmung erfüllen? Was die Sittlichkeit des Menſchen befördert iſt mir heilig, es heiße, wie es wolle. Könnt ihr durch eine Predigt die nämlichen Wirkungen hervorbringen, ſo ſoll es mir ſehr lieb ſeyn. Wahr iſt's, ihr gebt eure Predigten gratis, aber dafür laßt ihr uns die

gräßlichſte Langeweile um Gottes Willen erdulden. Ich frage einen Jeden auf ſein Gewiſſen, ob er, wenn er aus zwei Uebeln wählen muß, nicht lieber ein ſchlechtes Schauſpiel als eine ſchlechte Predigt mit anhören will?“ —

Da hat er denn ſeine Frage hingeſtellt, auf der einen Seite das Schauſpiel, auf der andern die Predigt: für jenes eine heilbringende, an ſich ſelbſt bewährte, ihm ſehr wohlthätig, andern ſehr verderblich ſcheinende Wirkſamkeit angenommen; dieſe als eine Geburt der Jämmerlichkeit bezeichnet, um ſo zu ſeinem Ziele zu gelangen, und ſelbſt für das ſchlechte Schauſpiel das Ehrenkränzchen des Lieberhörens zu ſichern. Von der großen Kluft, die zwiſchen einem moraliſch ſchlechten, unſittlichen Schauſpiele und einer unzweckmäßigen, alſo ſchlecht genannt werdenden Predigt iſt, kann der Vertheidiger jenes durchaus nichts ahnen, da er ſeinen Pädagogen ein für alle mal die dramatiſche Methode, bei der er ſich ſelbſt ſo wohl befunden, anempfiehlt. Um ſich den Streit gegen andere Anſichten dieſes Gegenſtandes nicht zu

erſchweren, kommt ihn kein Einwurf in den Sinn, „als der völlig unbedeutende“: daß die Kinder durch Hinleitung zur Theaterwelt zu ſehr zerſtreut würden, und doch iſt, näher betrachtet, das Wort „zerſtreut“ wieder ſo glücklich gegriffen, daß damit die leichteſten Verirrungen und die größten ſittlichen Uebel, in der Manier des vor uns ſtehenden Schriftſtellers bezeichnet werden können. — Doch hiermit genug, um vorläufig darauf hinzuweiſen und aufmerkſam zu machen, wie K. über und für ſich redet und ſeine Anſichten durchführt. —

„Ich war nun ſchon,“ fährt er in der Erzählung ſeines Jugendlebens fort, — „ich war nun ſchon ſeit einiger Zeit Schüler des Gymnaſiums zu Weimar, ein Inſtitut, welches damals noch großer Verbeſſerungen bedurfte. Ich fing dieſe meine Schülerlaufbahn in Tertia an, wo wir, unter andern nichtswürdigen Dingen, auch gezwungen wurden, hebräiſch zu lernen. Was Wunder, daß ich oft, ſtatt die Schulſtunden zu beſuchen, heimlich zu einem Mitſchüler ſchlich, der von meinem herzensguten Oheim

(Muſäus) erzogen und ein wenig verzogen wurde? Was machten wir dort? — Was anders, als Plane, um Komödie zu ſpielen? — Wir hatten den geſchäftigen Müßiggänger gewählt, und ich erinnere mich, daß wir viele Tage mit Abſchreiben der Rollen zubrachten, ohne zu ahnen, daß wir ſchon durch die Wahl des Stückes eine Satyre auf uns ſelbſt machten."

„In Secunda ging es ſchon etwas beſſer. Zwar ließ man ſich auch dort noch manchen Zeitverderb zu Schulden kommen, wohin ich unter andern die Stunden rechne, in welchen wir, wir mochten wollen und können oder nicht, lateiniſche Verſe ſchmieden mußten. Der gute Muſäus unterrichtete ſehr wider ſeinen Willen in dieſer Kunſt. Dagegen aber lernten wir dort auch manches Gute, und zwar das Meiſte von eben dem vortrefflichen Manne, deſſen Name ſo eben meine Feder ehrte. Bei ihm übten wir uns im Briefſchreiben, und man weiß, daß Muſäus Briefe zu ſchreiben verſtand. Ferner hatten wir in jeder Woche eine poetiſche Stunde, um deren willen mir der Sonnabend ein lieber Tag

wurde. Muſäus hielt es damit folgender Geſtalt: Sobald er in die Klaſſe trat, erkundigte er ſich, ob etwa einer der Schüler ſelbſt einen poetiſchen Aufſatz verfertiget habe? denn gezwungen wurde, wie billig, niemand dazu. Gewöhnlich fanden ſich einige ſchüchterne Muſenjünger, welche aufſtanden, und mit niedergeſchlagenen Blicken anzeigten, daß ihr Pegaſus geſattelt ſey. Sogleich räumte ihnen Muſäus den Katheder ein, ſie traten auf, und durften von der Zeder bis zum Iſop reden, indeſſen Muſäus, die Hände auf den Rücken geſchlagen, ſchweigend auf und nieder ging. Hatte der Dichter geendet, ſo wurde ſein Machwerk vom Lehrer kritiſirt, doch nie ſo abſchreckend, als ſeine Herren Kollegen in der großen Schule der Welt zu thun pflegen. — Wenn keiner mehr da war, der das Schulpublicum mit eigenen Gedichten zu unterhalten ſich erbot, ſo traten diejenigen auf, die fremde Gedichte auswendig gelernt hatten, und ſie herſagten, um ſich in der Deklamation zu üben. Auch hier war aller Zwang verbannt. Es ſtand einem Jeden frei, zum Behufe dieſer Uebung zu wäh-

len, was ihn gut dünkte, oder auch ſich gar nicht damit abzugeben. Muſäus billigte oder tadelte die deklamirten Stücke, und gab ſeinen Schülern Gründe für beides. Wir waren glücklicher als das Publikum, das ſich ohne Gründe behelfen muß."

„Wie ich vormals als Kind mein frommes Gebet nur aus dem Herzen holte, ſo wollte ich auch jetzt als Knabe dem Muſengotte nichts Auswendiggelerntes vorplappern; ich gehörte mit zu der kleinen Anzahl derjenigen, die ihr eigenes Unkraut auf dem Parnaß ausſäten und keine fremden Blumen brachen. Noch jetzt beſitze ich einige Kleinigkeiten aus jener Epoche, die gerade nicht die ſchlechteſten in einem gewöhnlichen Muſenalmanache ſeyn würden. — Damals gingen die Balladen ſtark im Schwange. Die Almanache wimmelten von ſchauerlichen Ritter- und Geiſtergeſchichten. Es konnte nicht fehlen, daß ſie meinen Beifall erhielten und meinen Nachahmungstrieb weckten. Ich reimte alſo auch eine Ballade, ganz im Geſchmacke jener Zeit. Es wurde darin geſchmaußt, gemordet, durch ein

Geſpenſt Buße gepredigt, und der verſtockte Sünder endlich vom Teufel geholt. — Am nächſten Sonnabend konnte ich den Augenblick kaum erwarten, um mit dieſem Meiſterſtücke, das übrigens wirklich leicht verſificirt war, die Rednerbühne zu betreten. Der wichtige Augenblick erſchien, mein Herz klopfte, ich deklamirte mein Machwerk mit zitternder Stimme. Aber wie funkelten meine Augen! wie hob ſich meine Bruſt! als Muſäus, nachdem ich geendigt hatte, folgende mir unvergeßliche Worte ſprach: „Gut, recht gut; aus welchem Almanache haben Sie das genommen? —" Man denke ich — nein, man kann ſich das nicht denken! — mit welchem freudigen Kitzel ich antwortete: Ich habe es ſelbſt gemacht. — „Wahrhaftig?" ſagte Muſäus, „ei, ei! bravo! fahren Sie ſo fort!" — Ich war außer mir! ich hätte dieſen Augenblick für kein Königreich verkauft. Mit glühenden Wangen ging ich wieder nach meinem Sitze, und da ich ſah, daß die Augen aller meiner Mitſchüler auf mich geheftet waren, ſo verbarg ich mein Geſicht mit ſtolzer Beſcheidenheit in den blauen

Mantel, den — ſonderbar genug — alle Schüler zu tragen verbunden waren. — Von nun an hielt ich mich für einen Dichter. Muſäus hatte bravo geſagt, Muſäus konnte glauben, die Ballade ſey aus einem Almanache genommen, Produkte, für welche ich damals große Ehrfurcht trug; wer konnte mir jetzt noch meinen Beruf zum Dichter ſtreitig machen? — Ich hätte nun fortfahren, und jeden Sonnabend ein neues Muſenkind liefern ſollen, aber es kam mir vor, als ſey meine Ballade unerreichbar, und als könnte ich doch nichts dem ähnliches wieder hervorbringen. Ich ruhte daher auf meinen Lorbeern aus, und begnügte mich, die Ballade immer in der Taſche zu tragen, um ſie gelegentlich einem Jeden vorzuleſen, der Luſt hatte, ſie zu hören."

„Ein Glück für mich, daß Muſäus eben ſowohl verſtand, Uebermuth zu dämpfen, als Talente aufzumuntern. Einige Monate nachher nahte das feierliche Examen heran, wo Lehrer und Schüler ihr Beſtes thaten, um vor einem zahlreichen Auditorio zu glänzen. Muſäus wollte denn auch, zur Recreation der geſtrengen Herrn

Examinatoren, einige Gedichte deklamiren laſſen, und forderte beſonders diejenigen dazu auf, die eigene Arbeiten zu liefern im Stande waren. Als die Reihe an mich kam, und er mich fragte: womit ich aufzutreten gedächte? war ich flugs mit der Antwort fertig: mit meiner Ballade. — „Welche Ballade?“ — Ei, die nämliche, die der Herr Profeſſor vor einigen Monaten ſo ſehr lobten! — Ich ſprach dies mit einer Zuverſicht und Selbſtgenügſamkeit, die Muſäus durchaus nicht leiden konnte. — „Ach was! bleibe Er mir mit ſeiner dummen Ballade vom Halſe! ich habe das alberne Ding ſchon längſt vergeſſen. Mache Er was Neues, was Vernünftiges!“ — Ich ſtand verſteinert. Das Gebäude meiner Eitelkeit ſank in Trümmern, die Schaam weinte über den Ruinen. Was war zu thun? ich mußte aufſtehen von meinen welken Lorbeern, auf denen ich ſo ſanft geſchlummert hätte, und mir einen friſchen Kranz zu verdienen ſuchen. Es gelang mir auch. Ich wählte aus Millers moraliſchen Schilderungen die Geſchichte des unnatürlichen Sohnes, der ſeinen Vater eingeſperrt

hält. — Dieſe ſchreckliche Geſchichte brachte ich in Verſe, und erwarb mir abermals den Beifall meines Lehrers. — Außer den Schulſtunden genoß ich ſeinen Unterricht noch in manchen andern Dingen, und dieſe Privatſtunden hatten einen großen Vorzug vor jenen; dort war es nur auf Geiſtesbildung angeſehen, hier lernte ich ſein gutes Herz kennen, ſeine häusliche Tugend lieben, ſein vortrefliches Muſter nachahmen. Täglich wuchs meine zärtliche Achtung für ihn, ob er gleich zuweilen ſehr ſtreng gegen mich war.“ —

Dieſe von Kotzebue ſelbſt mitgetheilten Züge ſeines Knabenlebens laſſen tiefe Blicke in ſein Inneres thun; je aufmerkſamer man ihn auf ſeiner weiteren Pilgerfahrt begleitet, um ſo öfter wird man an jene erinnert. Unbezweifelt war er mit einem ſehr empfänglichen, regſamen Geiſte von der Natur beſchenkt; ſchon als Kind entwickelte er ungewöhnliche Fertigkeiten und Talente, aber mit ihrem Aufkeimen bemächtigte ſich ſeines ganzen Daſeyns die ungemeſſenſte Eitelkeit. Früh ging ihm die ſchönſte Blüthe der Jugend, die kindliche Unbefangenheit, die wahre Reinheit des

Gemüths verlohren. Nicht die freie Knabenſphäre, mit ihren wilden Spielen, mit ihren unbeſtimmt ins Leben hineinſtürmenden Luſtgebilden, beflügelten ſeinen Geiſt; er lebte nicht in der frohen Gegenwart, nicht in der anmuthvollen Wirklichkeit der Kindheit und noch weniger in der reichen Welt einer ſich idylliſch geſtaltenden Zukunft: das Menſchenleben, wie es in guten und ſchlechten Schauſpielen, in wunderlich verzerrten Abentheuren und Romanen erſcheint, Liebeleien, mit denen er erwachſene, ihn neckende, ihn verſpottende Mädchen heimſuchte, Familien = Umgebungen, die an ſolchen Naturverirrungen Scherz und Gefallen fanden, und ein eitles Streben, für die wildauflodernde Selbſtſucht aus dieſem entweiheten Boden Gewinn zu ziehen — dies waren die Truggeſtalten, unter denen Kotzebue zum Jüngling heranreifte. —

Schon in Secunda erneuerte er ſeine dramatiſchen Verſuche. Die Verſchwörung des Catilina bearbeitete er als Trauerſpiel in fünf Akten, „welches ohngefähr einen halben Bogen lang ſeyn mochte.“ Ein erwachſener Mitſchüler, der für

einen ſchönen Geiſt galt, erhielt es zur Durchſicht, und tadelte daran, daß ſich die Perſonen: H e r r nannten und zugleich d u tz t e n. Durch ſolchen ſchlechten Vorwurf ſank die hohe Achtung, die der Verfaſſer für den ſogenannten ſchönen Geiſt hegte, bis zum Mitleid herab. — Wäre Eckhof noch in Weimar geweſen, gewiß, verſichert Kotzebue, hätte er ihm ſein Werk in Demuth überreicht, und ihn gebeten, die Rolle des Cicero darin zu übernehmen. —

Zur Beſtätigung jener kurz vorhin ausgeſprochenen Bemerkung, fährt K. dann fort, das Gemälde ſeiner Jugend weiter auszuführen: „In jenem Alter, wo der Geiſt, gleich einem jungen Bäumchen, ſich mit jedem Winde beugt, iſt alles, was wir hervorbringen, Nachahmung, und ich bin überzeugt, daß kein origineller Gedanke aus dem Kopfe eines Menſchen kommen kann, ehe und bevor er im Stande iſt, ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Alles, was ich damals ſchuf, war immer nur Nachahmung meiner letzten Lectüre. Die Brandesſchen Schauſpiele, zum Exempel, gefielen, denn auf der öden Steppe unſerer dra-

matiſchen Literatur war man froh ein Blümchen zu finden, wenn es auch nur ein blaſſes Veilchen war. Ich ſchrieb ein Luſtſpiel, Ende gut, Alles gut, welches, wo ich nicht irre, viel Aehnlichkeit mit dem Grafen von Olsbach hatte; auch eine Frau Wattel, ganz nach der Frau Wandel gebildet, kam darin vor. Göthe beſuchte damals oft unſer Haus — (wenn ich ihn nicht Herr Geheimerath von Göthe nenne, ſo geſchieht es aus der nämlichen Urſache, die Herr Schulz in ſeinen mikrologiſchen Aufſätzen anführt) — er hörte von meinem Luſtſpiele, und war ſo herablaſſend oder ſo höflich, ſich das Ding zum Durchleſen auszubitten. Er machte meiner Mutter durch dieſen Wunſch eine große Freude, und das war auch wohl ſeine Abſicht. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört und geſehn, würde es ihm auch ſehr verargen, wenn er ſeine Zeit damit verdorben hätte. Indeſſen war dieſer geiſtreiche Mann in meinem Knabenalter doch immer ſehr gütig gegen mich. Er erlaubte mir, in ſeinem Garten Vögel in Schlingen zu fangen, denn ich war damals ſchon

ein leidenſchaftlicher Jäger. Wenn ich nun des Morgens um ſechs Uhr, auch wohl noch früher, hinaus wanderte, um zu ſehen, ob ich einen Krammtsvogel oder ein Rothkehlchen erbeutet hätte, ſo kam er oft zu mir herab, unterhielt ſich freundlich mit mir, und munterte mich auf zum Fleiße. Er hat das vermuthlich ſchon längſt vergeſſen, ich aber werde es nie vergeſſen; denn jedes ſeiner Worte war mir höchſt merkwürdig, und machte einen tiefern Eindruck auf mich, als die ſchulgerechten Ermahnungen meines Conrectors. — Göthe hatte damals ſein allerliebſtes kleines Stück, die Geſchwiſter, geſchrieben. Es wurde auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt: er ſelbſt ſpielte den Wilhelm, meine Schweſter die Marianne, und mir — mir wurde die wichtige Rolle des Poſtillons zu Theile. Man denke ſich meine ſtolze Freude, als es mir zum erſtenmale erlaubt war, vor einem großen Publicum die Bühne zu betreten. Ich fragte alle Menſchen, ob ich meine Rolle gut geſpielt hätte? — Die Undankbaren! ſie erinnerten ſich des Poſtillons kaum.“ —

Hätte ſich Kotzebue doch öfter dieſes Jugend-vorfalls erinnert; er, der ſo oft Rollen übernahm und wechſelte, er, der ſelbſtzufrieden umherfragte: ob er ſeine Rolle gut geſpielt, und dann die, als Undankbare, verläumdete, welche ſich des Poſtillons kaum erinnerten, oder die dem Fragenden das Bekenntniß nicht vorenthalten konnten, daß er falſch geblaſen und ſchlecht gefahren habe! —

„Bald nachher las ich auch zum erſtenmale Göthe's Werther. Ich habe keinen Ausdruck für das tobende Gefühl, welches dieſer herrliche, philoſophiſche Roman in mir erregte. Es wurde dadurch in meinem Herzen eine ſo ſchwärmeriſche Liebe für den Verfaſſer erzeugt, daß er mich hätte ins Feuer ſenden können, um einen verlohrenen Schuhriemen heraus zu holen. — Noch ein anderer Dichter voll Sturm und Drang ging bei uns öfter aus und ein, Herr Klinger, der mit einer ſchönen, männlichen Geſtalt ein gewiſſes raſches, biederes Weſen verband, das mich zu ihm zog. Mit ihm und Muſäus habe ich einſt eine Fußreiſe nach Gotha gemacht, an

die ich, ſo lange ich lebe, mit Vergnügen zurückdenken werde*). Es konnte nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit ſolchen Männern, meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, deſſen ſie fähig waren.“ —

„Ich war nunmehr nach Prima hinaufgerückt, wo der verſtorbene gelehrte Heinſe mir zum erſtenmale Geſchmack an der lateiniſchen Sprache einflößte, die in den untern Klaſſen blos als Gedächtnißwerk und ſo handwerksmäßig betrieben wurde, daß es unmöglich war, ſie mit Luſt zu ſtudiren. Heinſe aber las in Privatſtunden den Terenz mit uns, und las ihn ſo, daß der Kern nicht verloren ging. Terenz hat mir viele Freude gemacht; das war es aber auch alles, denn die erbärmliche Logik, die man in Prima nach einem alten Scholaſtiker lehrte, die trockene Univerſalhiſtorie von Zopf, und was

*) Siehe Nachgelaſſene Schriften des Prof. Muſäus, herausgegeben von A. v. Kotzebue. Leipzig 1791. Seite 20.

dergleichen mehr war, erweckte mir ſolchen Eckel, daß ich in den Schulſtunden faſt nichts anderes that, als unter dem Mantel Romane leſen. — So nahte nun endlich die Zeit heran, wo ich die hohe Schule zu Jena beziehen ſollte, und ich war noch nicht völlig ſechszehn Jahre alt als ich ſie wirklich bezog.“ —

Hier muß der Kotzebueſchen Selbſtbiographie Einiges eingeſchaltet werden, um nicht ganz unberückſichtigt die Verhältniſſe zu überſpringen, unter welchen er, als frühgereift, durch ſeine Mutter von Weimar weg, nach Jena gebracht wurde. — Bei einer ſehr leichten und glücklichen Faſſungsgabe, bei großer Regſamkeit des Geiſtes und einer Gemüthsart, die in Selbſtgefälligkeit, ſinnlicher Reizbarkeit und Eitelkeit alle übrigen Charakterzüge verdunkelte, zeigte K. gar bald, daß er unter dem gefährlichſten Himmelszeichen geboren war, welches ſeinen Einfluß auf einen zum Jünglinge heranreifenden talentvollen Knaben üben kann. Der Stern, welcher Kotzebue's Leben, von früher Jugend an, Licht verlieh, war der Witz. Durch ihn machte er ſich be-

merklich und ärndete Beifall, durch ihn gereizt, wurde es ihm unmöglich, je in Erlernung irgend einer Scienz oder Wiſſenſchaft Freude zu finden, durch ihn büßte er früh die ſittliche Reinheit ein, die das Jugendleben verherrlichen muß. Da er für immer dem Ernſte des Schulfleißes entzogen, nie mit demſelben vertraut werden, aus demſelben Gewinn ziehn konnte, ſo wurde er mit ſeinem jugendlichen Muthwillen bald überläſtig, ja ſogar verhaßt, als man bemerkte, daß er auf Neckereien und Spöttereien alle ſeine Fähigkeiten verwendete und bei denſelben eine Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen zum ſchönen Geſchlechte offenbarte, die bei einem Knaben von ſeinem Alter in offenbare Frechheit ausartete. Die Nachſicht, welche die Seinigen ihm angedeihen ließen, fand eine beſondere Stütze in dem gemüthvolleſten argloſeſten Satyriker, der je in der Welt gelebt hat, in Muſäus, der zu nichts weniger, als zum Jugenderzieher geſchaffen war, in kindlicher Unbefangenheit durchs Leben ging und aus nichts in der Welt etwas Arges hatte. So war Kotzebue aus dem Kreiſe ſeines Lebensalters ge-

ſchieden und fand eine Nahrung des Ehrgeizes darin, ſich in die Kreiſe der Erwachſenern zu drängen. Mehrere Umſtände trafen zuſammen, daß die jungen Leute beiderlei Geſchlechts ſich veranlaßt fanden, den unreifen und überreifen Knaben aus ihrer Mitte zu entfernen, wie denn gewöhnlich die, welche die Kinderſchuh eben verlaſſen haben, am wenigſten gern mit denſelben Kurzweil treiben. — Hierdurch wurde K—s Eitelkeit auf das tiefſte verwundet; er hegte nur Einen Gedanken — den der Rache; ſie ergoß ſich in einem Pasquille, welches die gröbeſten Unſittlichkeiten ausſprach, und, um den ernſthafteſten Unannehmlichkeiten vorzubeugen, ſeine ſchnelle Entfernung von Weimar rathſam machte. — So war Kotzebue wirklich im ſechszehnten Jahre frühgereift zu nennen, aber nicht in wiſſenſchaftlicher Bildung und Kenntniß, ſondern in Selbſtſucht und ſchaamloſen Muthwillen; für den höheren wiſſenſchaftlichen Unterricht der Univerſität war er noch auf keine Weiſe empfänglich, weshalb ſeine Mutter den Verſuch machte, da es mit ihm auf dem Weimariſchen Gymnaſio

auf keine Weiſe gehn wollte, ihm durch Unterricht in Jena die noch mangelnden Sprachkenntniſſe zu verſchaffen, welche immer die Grundlage aller wiſſenſchaftlichen Studien ſeyn müſſen. —

K. erzählt weiter: „Freilich blieb ich anfangs auch dort ein halber Schüler, und beſuchte noch nicht die eigentlichen Brodkollegia. Uebung in todten und lebenden Sprachen war im erſten Jahre mein Hauptzweck. Seit ich den Terenz kannte, hatte ich eine hohe Idee von der lateiniſchen Sprache gefaßt; in Jena wurde ſie noch vergrößert. Der damalige Herr Adjunktus Wiedeburg, jetzt Profeſſor zu Helmſtädt, las über den Horaz. Die Stunde gleich nach dem Mittagseſſen war freilich unbequem, beſonders in den Sommermonaten, und man mußte ganz ſo angenehm unterhalten werden, als es dort geſchah, um nicht zuweilen den Anwandlungen des Schlafes zu unterliegen. Wiedeburg drang mit philoſophiſchem Geſchmack in den Geiſt des Dichters, und wußte eben ſo gut die Schönheit der Sprache, als die der Gedankenfülle auseinander zu ſetzen.“

„Das Franzöſiſche hatte ich zwar ſchon von Kindheit an getrieben, aber in Jena wurde ich zum erſten Male vertraut damit. Boulet, der gute alte Boulet, war kein gemeiner Sprachmeiſter. Beleſen in den beſten Schriftſtellern ſeines Jahrhunderts, aus welchen er die ſchönſten Stellen ausgezeichnet hatte, wußte er ſeinen Unterricht mit Witz und Laune zu würzen, und ſein glückliches Gedächtniß war unerſchöpflich. Ihm verdanke ich die Vorliebe zu der franzöſiſchen Sprache und den Produkten der Franzoſen; denn ob ich gleich ein Deutſcher, und zwar ein deutſcher Schriftſteller bin, folglich dies Bekenntniß ſeltſam in meinem Munde klingen mag, ſo muß ich doch freimüthig geſtehn, daß wir im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften, und beſonders in der leichten, faßlichen Art, Geſchichte und Philoſophie darzuſtellen, noch immer weit hinter den Franzoſen zurückbleiben, woran denn freilich auch unſere ſchwerfällige, übelklingende Sprache zum Theile Schuld ſeyn mag. — Das Italieniſche lernte ich von Herrn Valenti, und machte durch ihn meine erſte Bekanntſchaft mit Arioſt.“ —

„Auch in Jena blieb meine Liebe für die edle Schauſpielkunſt nicht ohne Nahrung; denn als ich dort ankam, fand ich bereits ein Liebhabertheater von Studenten errichtet, und es war natürlich mein erſtes Beſtreben, als Mitglied deſſelben aufgenommen zu werden. Die jungen Damen auf Akademien weigern ſich, auf ſolchen Studententheatern Rollen zu übernehmen, und ich glaube, ſie thun recht wohl daran. Schlimm iſt es freilich, daß man dadurch genöthigt wird, Jünglinge in Weiberkleidern auftreten zu laſſen; denn obgleich bartlos, behalten ſie doch immer ein linkes Anſehen. Meiner Jugend wegen wurde ich zu Frauenzimmerrollen beſtimmt, und ich kann nicht ohne Lachen daran denken, daß ich in den ſechs Schüſſeln die Frau von Schmerling im Reifrocke, und außerdem noch ſo manche andere, zärtliche und naive Mädchenrolle geſpielt habe.“

„Nebenher fuhr ich fort, Reime zu ſchmieden, welche ich Gedichte zu nennen beliebte, und es widerfuhr mir im erſten Jahre meiner akademiſchen Laufbahn eine Demüthigung und

eine Aufmunterung. Mit der erſteren verhielt es ſich folgender Geſtalt:"

„Ich hatte meinem löblichen Nachahmungstriebe zu Folge, es auch gewagt, Wieland nachzuahmen; denn weil ſeine Verſe ſich ſo leicht leſen ließen, ſo dachte ich, ſie müßten auch leicht zu machen ſeyn. Ich reimte daher in zwei Tagen ein Wintermährchen zuſammen, ſchrieb es am dritten Tage ſauber ab, und ſandte es am vierten mit der Poſt gerade an Wieland. Ich ſchrieb ihm dabei einen ſtolz beſcheidenen Brief, und machte für mein Mährchen mit vieler Zuverſicht Anſpruch auf einen Platz im deutſchen Merkur. — Man kann leicht denken, daß Wieland mehr zu thun hatte, als mir zu antworten. Das that mir zwar wehe, indeß war ich doch bereit, ihm zu verzeihen, wenn er mein Machwerk nur wirklich einrückte, ein Umſtand, an dem ich gar nicht zweifelte. Ich wartete daher zu Ende jedes Monats mit der größten Ungeduld auf das neue Stück vom deutſchen Merkur, und durchlief mit gierigem Auge das Inhaltsverzeichniß. In den erſten Monaten fehl-

geſchlagener Hoffnung tröſtete ich mich mit dem Gedanken, daß Wieland mein Produkt nur auf kurze Zeit zurückgelegt habe, weil er zu reichlich mit Materialien verſehen geweſen. Als aber ein viertel= und ein halbes Jahr verſtrich, und immer noch kein Wintermährchen von der Sonne beſchienen wurde, da war ich albern genug, mir einen Augenblick einzubilden, Wieland wolle mein aufkeimendes Talent unterdrücken. Ich bemäntele meine Schwächen nicht; Dichterlinge, ſpiegelt euch! — Zwei Jahre nachher, als ich etwas vernünftiger geworden war, ſandte ich ihm abermals ein Gedicht, Ralph und Guido, von einem beſcheidenen, anonymen Briefe begleitet, und hatte das Vergnügen, es im nächſten Monatsſtücke aufgenommen zu ſehen.“ —

Die erwähnte Aufmunterung beſtand darin, daß K. um dieſelbe Zeit, wo ſein Wintermährchen ein ſo trauriges Schickſal hatte, ein anderes ſeiner Gedichte, zu welchem ihn der Tod eines Studenten, der beim Baden in der Saale ertrank, veranlaßte, komponirt und gedruckt ſah, und daß man ihm mit der Verſicherung ſchmei=

chelte, ſein Gedicht ſey unter drei andern zu gleicher Zeit erſchienenen, das beſte geweſen. „Dieſer Vorzug, und das unausſprechliche Vergnügen, mich zum erſten Male gedruckt zu ſehn, vertilgten jene demüthigende Rückerinnerung, und ich wurde eifriger als jemals ein Verehrer der Muſen.“ —

„Das erſte Jahr war verſtrichen. Meine gute Schweſter verheurathete ſich nach Duisburg am Rhein. Aus Liebe zu ihr, und damit ſie nicht auf einmal von allen ihren Verwandten und Bekannten verlaſſen ſeyn möchte, begleitete ich ſie dahin, mit dem Verſprechen, ein Jahr auf dieſer Duodezuniverſität zuzubringen. Auf der Reiſe nach Duisburg wurde meine Einbildungskraft mit unzähligen neuen Bildern bereichert, denn ich ſah Kaſſel mit allen ſeinen Kunſtwerken, Frankfurt am Main, und endlich die herrlichen Naturſcenen am Rhein, da wir uns auf einer Jacht einſchifften, und in kleinen Tagereiſen bis Kölln fuhren. Wer verſuchen will, ob er Anlage zum Dichter hat, muß dieſe Reiſe unternehmen, und wenn ihm denn die Ader nicht

von ſelbſt aufſpringt, ſo thut er beſſer, den ſprö-
den Muſen zu entſagen.“ — —

„In Duisburg ging meine erſte Sorge da-
hin, ein Liebhabertheater zu errichten. Ich brachte
auch mit leichter Mühe einen Haufen junger
Leute zuſammen, die ſämmtlich Luſt hatten, Haupt-
rollen zu ſpielen; aber weit ſchwerer hielt es,
einen ſchicklichen Platz zu finden, um ein Thea-
ter aufzuſchlagen. Ein dicker Nebel von Vor-
urtheilen lag noch auf dieſer kleinen Gränzſtadt;
die Wenigen, die Geſchmack beſaßen, hatten keine
Säle zu vermiethen, und wer einen Saal hatte,
wollte ihn nicht ſo ſündlich entweihen laſſen. Durch
wen glaubt man wohl, daß uns aus dieſer Noth
geholfen wurde? — durch die ehrwürdigen Pa-
tres des Menonitenkloſters!!!“ — (Hätten die
ehrwürdigen Patres nicht vernünftiger gehandelt,
wenn ſie der Noth nicht abgeholfen, ſondern den
Gedanken feſt gehalten hätten, daß die Jüng-
linge der Univerſität einen höheren Zweck und
Beruf hatten, als mit Theaterpoſſen ihre Zeit
zu vergeuden, nutzloſen Zerſtreuungen ſich hinzu-
geben, ſolchen zu Unſittlichkeiten und Unordnun-

gen führenden Unfug zu betreiben???*) —)
„Sie räumten uns höflich und willig ihren langen und ziemlich breiten Kreuzgang ein, beſuchten unſere Proben, ergötzten ſich an unſern Schwänken, und erzählten, wie ſie ſelbſt ehemals bibliſche Geſchichten aufgeführt hätten. Ueberhaupt muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich unter den katholiſchen Seelenhirten nie ſoviel geiſtlichen Dünkel angetroffen habe, als unter den Proteſtanten. Dieſe halten ſich urplötzlich für höhere Weſen, ſobald das Benedicat tibi Dominus! über ſie ausgeſprochen worden; jene vergeſſen nie, daß ſie Menſchen ſind, und wenn ſie in Glaubenslehren unduldſam ſcheinen, ſo ſind ſie dagegen tolerant für menſchliche Schwachheiten. Die Hölle iſt freilich auch ihr Popanz, aber bei ihnen iſt doch noch Erlöſung zu hoffen, und kurz,

*) Dieſe drei Fragezeichen ſtehen hier als Erwiederung der drei Ausrufungszeichen, die K. bei der eben mitgetheilten Stelle ſeiner Selbſtbiographie macht.

wer einmal verdammt iſt, in Pfaffenhände zu fallen, der fährt mit einem Mönche doch noch immer beſſer, als mit einem Superintendenten.“ —

So hat Kotzebue ſein Glaubensbekenntniß ausgeſprochen, den Geſichtspunkt feſtgeſtellt, nach dem ſein Leben zu würdigen iſt, indem er als Mann (1796, in ſeinem fünf und dreißigſten Jahre) auf ſeine Jugend zurückblickt. In Glaubenslehren mag der Geiſt der Kirche und der Religionslehrer immerhin unduldſam ſeyn, wenn nur dagegen die menſchlichen Schwachheiten Toleranz finden; das heißt: wenn man nur thun und treiben darf, was jede Sinnesluſt Lockendes darbietet. — Dieſes iſt die feine Moral, welche er unzählige Male in ſeinen Schauſpielen und andern Schriften wiederholte, durch die er ſich in allen Ständen, zumal in den ſogenannten höheren, ſo viele Freunde, Beſchützer, Bewunderer erwarb, dieſes die Moral, mit der er, er mochte thun, was ihm gelüſtete, immer zufrieden und keck auf dem Theater des Lebens hervortrat. —

„Im Kreuzgange des Menonitenkloſters alſo gaben wir zum Erſtaunen, zur Freude und zum Skandal des Duisburger Publikums die Nebenbuhler. Seit die Welt ſteht, iſt vielleicht nie ein ſo profanes Stück in einem Mönchskloſter geſpielt worden, und wer den ganzen Kreuzgang ganz voll Damenkopfzeuge ſah, mußte ſich billig fragen: wo bin ich? iſt es ein Traum? — Das Lächerlichſte bei der Geſchichte war, daß ich, aus Mangel an Akteurs, zwei Rollen ſpielte — und welche? — Julia und den Junker Akkerland!! Wo Julia mit dieſem zuſammenkommt, da hatte ich weislich Veränderungen angebracht. Ich ſpielte die Geliebte im Amazonenhabit, und kleidete mich ſchnell um, wenn Potz Kinder und Wiegen! der tölpelhafte Landjunker auftreten ſollte. So mußte jede Schwierigkeit meiner Theaterwuth weichen."

„Noch immer war kein Funke von Originalität in meiner Seele." (Jedoch mußte ſich ſchon damals K. für fähig halten, oder wenigſtens eine beſtimmte Ahnung der bald eintretenden Fähigkeit, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, ge-

habt haben; denn er betrieb ſeine Liebſchaften wieder mit wildem Eifer und bezeigte gar große Luſt, ſich mit einem Frauenzimmer, dem Gegenſtande ſeiner Huldigungen, zu verloben. Doch dieſe Dame, nachher ſehr glücklich mit einem akademiſchen Lehrer und Geiſtlichen verheurathet, wies den Thörigten mit gebührender Verachtung zurück.) „Ein Roman, den ich in Duisburg anfing, glich auf ein Haar Sophiens Reiſen von Sachſen nach Memel. Ich kam damit nur bis auf den vierten Bogen. Ein paar andere Produkte hingegen vollendete ich wirklich, doch leider nur um zwei neue Demüthigungen zu erfahren. Das erſte war: der Ring, oder Geitz iſt eine Wurzel alles Uebels, ein Luſtſpiel in drei Akten. Auch hier lag ein abgenutzter Stoff zum Grunde. — Ich hatte die Verwegenheit, das Stück an Schröder zu ſenden, der es mir mit einem höflichen Briefe zurückſchickte, eben als ich mit mir ſelbſt zu Rathe ging, wie groß das Honorarium wohl ſeyn müßte, das ich zu fordern gedachte. Ich zürnte auf Schröder, der ſeinen eigenen Vortheil nicht beſſer verſtand,

überwarf mich auch ein wenig mit der undankbaren dramatiſchen Muſe, ließ ſie im Stiche, und ſchrieb einen Roman von acht oder zehn Bogen, der, nach meiner Meinung, dem Werther in nichts nachſtand; ja die Geſchichte war noch weit ſchauerlicher, denn der Held ſtürzte ſich von einem hohen Berge und wurde zerſchmettert.“

„Weygand in Leipzig war damals die Hebamme aller modiſchen Romane. Ihm ſandte ich mein Produkt, und überließ ihm das Honorarium nach Verdienſt zu beſtimmen. Zweimal in der Woche eilte ich auf das Poſthaus, um die erſeufzte Antwort abzuholen. Sie kam endlich, und da ſie blos in einem dünnen Briefe beſtand, mir alſo das Manuſcript nicht zurückgeſchickt wurde: ſo ſchloß ich daraus, ehe ich den Brief erbrach, daß mein Meiſterwerk nothwendig bereits unter der Preſſe ſeyn müſſe. Aber wie erſchrack ich, als ich las: daß Herr Weygand ſchon für einige Meſſen mit Verlagsartikeln hinlänglich verſehen ſey, und daß mein Manuſcript mir ſogleich wieder zu Dienſten ſtehe, wenn ich vorher die Güte haben

würde, ihm das Poſtgeld zu erſetzen, denn ich hatte, im vollen Vertrauen auf die Güte meiner Waare, ſie ihm unfrankirt zugeſchickt, und er glaubte vermuthlich, ich würde aus väterlicher Zärtlichkeit nicht ermangeln, mein Kind einzulöſen. Aber da irrte er ſich. — Wie? mein Held ſollte nicht allein gratis vom Berge ſpringen, und ſeine geſunden Gliedmaßen ſo jämmerlich zerſchmettern? ſondern ich ſollte auch noch einbüßen? — nimmermehr! — Zwar hätte ich mein Manuſcript um ſo lieber wieder gehabt, weil ich, als ein echtes Genie, nicht einmal ein Brouillon davon zurückbehalten, ſondern den erſten Wurf, wie er aus meiner Feder gefloſſen, abgeſandt, ohne mich mit dem pedantiſchen Feilen abzugeben; aber — wer jemals Student war, wird wiſſen, daß der Muſenſohn nie einen Gulden zuviel hat, und ich beſchloß daher, meinen Schatz in den Händen des Herrn Weygand zu laſſen.“ —

Alſo unglücklich in den Liebſchaften und in den Autorſchaften kehrte Kotzebue 1779 von Duisburg nach Jena zurück. Die ihren Sohn ſo zärtlich liebende Mutter wurde nachgerade für

deſſen künftiges Daſeyn beſorgt. Hatte ſie früher auch auf die Theater= und Dichterſpielereien des Sohnes nicht ohne mütterliches Wohlgefallen hingelächelt, ſo war ſie doch verſtändig genug, mit jedem Augenblicke ernſter dieſe unnütze Vergeudung der ſchönſten Jugendjahre zu erwägen. Was ſollte aus ihm, der, bei dem glücklichſten, ſo leicht auffaſſenden, ſich mühlos Alles zu eigen machendem Kopfe, eigentlich noch gar nichts, als einige Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache, erworben hatte, der ſich mit nichts zu beſchäftigen wußte, als mit Liebeleien, mit Romanengebilden und mit Theaterrollen, was konnte aus ihm werden? — Kotzebue hatte die Jurisprudenz zu ſeinem künftigen Berufsſtudio gewählt; dieſem ſich nun auch ernſtlich zu widmen, wurde ihm wiederholt und ſehr ernſtlich anempfohlen. Er liebte ſeine Mutter, darum verſprach er Fleiß und Beſſerung, er liebte aber noch mehr, ſeinem Gelüſte zu fröhnen, darum kamen alle Ermahnungen und Verheißungen gar bald ins Vergeſſen. Es wurden wiſſenſchaftliche und namentlich zum Studio der Jurisprudenz

gehörige Kollegien angenommen, aber nur wenig beſucht; an allen Lehrern hatte Kotzebue etwas auszuſetzen, jeder ernſte Vortrag eckelte ihn an. „Der alte H—, der ſeine Zuhörer durch Zoten ergötzte," ſo erzählt K., „der trockene S—, der ſeit einem Vierteljahrhundert in jedem Semeſter zwei Späßchen vorbrachte, die immer dieſelben waren, und über die niemand lachte als er ſelbſt; der weitſchweifige, geſchmackloſe W—, und der biedere, aber ungeſittete Sch— waren meine Lehrer. Geſchichte hörte ich bei dem ſeligen Müller, der keine Periode hervorbringen konnte, ohne ſie durch die beiden Wörtchen „mit unter" zu würzen, ſie mochten dahin gehören oder nicht; Logik und Metaphyſik bei dem Herrn Hofrath Ulrich, der damals noch keinen überlegenen Gegner gefunden hatte. Ich ſetzte meine Sprachübungen bei Boulet und Valenti fort, und lebte in den Nebenſtunden mit Herz und Sinn für das Liebhabertheater. Damals gebar ich ein Trauerſpiel: Charlotte Frank, welches, ſo elend es auch war, mir in unſern Tagen die Ehre der Verfolgung zuziehen würde. Ein Fürſt

nämlich verliebte ſich auf der Jagd in die Tochter eines Landpredigers, die Geliebte eines brauſenden Jünglings, raubte ſie, und wurde von dem verzweiflenden Liebhaber erſchoſſen. Der Fürſt hatte auch eine Art von Marinelli um ſich, eine ſehr verſudelte Kopie, im Koſtume eines Huſarenrittmeiſters; eben ſo war der Prediger eine elende Nachahmung des Odoardo. — Dem ſey, wie ihm wolle, es gelang mir, meine Mitbrüder zu überreden, das Stück aufzuführen, und der verſtorbene Kapellmeiſter Wolf war ſo gefällig, ein allerliebſtes Adagio dazu zu komponiren, welches geſpielt wurde, während der Held des Stückes im Gefängniſſe betete, und welches natürlich das Beſte von der ganzen Vorſtellung war. Ich ſelbſt ſpielte den Fürſten — aber ach! als ich am Ende erſchoſſen werden ſollte, verſagte die Piſtole. Mein Mörder hatte ſich auch auf dieſen Fall mit einem Dolche bewaffnet, ich ſtürzte aber beim Abdrücken der Piſtole, ehe ich noch Feuer ſah, ſogleich todt nieder; der Held warf ſich auf mich, da mich der Schrecken ſchon getödtet hatte, und ſtieß mir zum Ueberfluſſe,

mit ſeinem Dolche, noch einige blaue Flecke. Der Vorhang fiel und der Beifall war ſehr karg. — Bald nachher wagte ich mich an ein Luſtſpiel: Die Weiber nach der Mode. Es gelang beſſer, und hatte, ſoviel ich mich erinnere, einige wirklich komiſche Züge. Hin und wieder waren verſchleierte Stadtanekdötchen hineingewebt, ein Umſtand, der dem Dinge mehr Beifall verſchaffte, als es verdiente. Dieſer Beifall kitzelte den muthwilligen Jüngling, und erzeugte vielleicht in ihm jenen unſeligen Hang zur Satyre, dem er zwar ſelten, und wahrlich! nie aus hämiſchen Abſichten den Zügel ſchießen laſſen, der ihm aber doch als Mann eine Reihe von Jahren verbittert hat. Die Satyre iſt ein Bienenſtachel, der Geſtochene leidet wenig daran; der Stechende aber läßt ihn zurück, und fühlt es ſein Leben lang. Wenn dieſe Schrift auch keinen andern Nutzen hervorbringt, als den, daß ſie vielleicht hier und da einen Jüngling von der gefährlichen Bahn abruft, wo zwar ſchadenfrohe Zuſchauer ihm auf allen Seiten Beifall zulächeln, aber hinter ihm ein Kreuz ſchlagen — ſo bin ich belohnt." —

Hier haſt du, geneigter Leſer, ein Geſtändniß und eine Ermahnung von einem Schriftſteller, der in der Satyre, und beſonders im Pasquille gar viele Verſuche machte, und, unterſtützt vom Witze, im letzteren eine wahre Virtuoſität gewann. Wenn er ſo oft im unzüchtigen Muthwillen und zu kleinlicher Rache achtungswerthe Menſchen dem Geſpött Preis gab, Stadtanekdötchen auf die Bühne brachte, in Schmähgedichten verbreitete, Zwietracht in Familien brachte, das Vertraun geſellſchaftlicher Mittheilung ſtörte und den zum Gegenſtande ſeiner Verfolgung Auserſehenen wohlerworbene Achtung raubte, ja ſelbſt durch teufelſche Anſchuldigungen zur Verzweiflung brachte — ſo leidet nach ſeinem Gefühle der Geſtochene doch nur wenig, das Hauptleiden hat der Spötter zu tragen, weil hinter ihm ein Kreuz geſchlagen wird. Wenn man ſich des Zeitpunktes erinnert, in welchem Kotzebue dieſes Geſtändniß ablegt, (es war kurz nach der berüchtigten Geſchichte des Bahrdt mit der eiſernen Stirn,) ſo möchte ihm der Vorwurf der

gewiſſenloſeſten Selbſtſucht wohl mit Recht gemacht werden können. Daß der eines höheren moraliſchen Gefühles Fähige, wenn er ſeinen Mitmenſchen durch pasquillantiſche Angriffe begeifert, und ſo böſe Schuld auf ſich geladen hat, in ſeinem Innern mehr leidet, als der unſchuldig Verfolgte und Gebrandmarkte, iſt wohl unbeſtreitbar, aber hiervon redet unſer Autor nicht; er will nichts von der ſich im Innern erzeugenden Strafe des Verbrechens wiſſen, ſondern er zeigt mit der faden Entſchuldigung: er habe nie aus hämiſchen Abſichten den Zügel ſchießen laſſen, nur auf die äußeren Folgen ſeiner Handlungsweiſe und findet dieſe ſehr unangenehm und unbequem; darum warnt er dafür. —

Kotzebue machte ſich als Knabe ſchon auf dem Gymnaſio zu Weimar durch die Sucht, mit ſeinem Witze petulanten Muthwillen zu treiben, berüchtigt; dieſes gefährliche Spiel ſetzte er in Jena fort. Früh ſchon hatte er ſich zu ſolchen ſchlechten Späßen mit einem entarteten jungen Menſchen verbunden, von dem bald noch andere ſtrafbare Vergehn bekannt wurden, der deshalb,

mit Steckbriefen verfolgt, ſich aus dem Staube machte und in Amerika ſtarb. —

Einige für Dichtkunſt Neigung habende Jünglinge verbanden ſich in Jena zu einem poetiſchen Klub; Kotzebue war Mitglied deſſelben. Man kam einige Abende in der Woche zuſammen, um einander kleine, ſelbſtverfertigte Arbeiten vorzuleſen und gegenſeitig zu beurtheilen. Der Hofrath Schütz übernahm die Leitung der Arbeiten und den Vorſitz in den Verſammlungen. K. erkennt die Verdienſte an, die ſich dieſer würdige Mann um die kleine Geſellſchaft erwarb; jedoch nicht ohne den ausgeſprochenen Dank mit Schmähungen zu verbinden. Er ſagt: „Er, Schütz, ließ ſich zu uns herab, und ſtellte uns als Recenſent ein Muſter auf, nach welchem das Recenſentenfreicorps, das er jetzt kommandirt, ſich leider nicht gebildet hat.“ —

Schütz verkannte Kotzebue's Talente, ſeinen Witz und die glückliche Leichtigkeit, mit der er im Verſe und im Dialoge die Sprache behandelte, nicht, wurde aber durch die Perſonalſatyre und durch Unſittlichkeit ſeiner eingereichten Ar-

beiten oft in Verlegenheit geſetzt und zu drin-
genden Ermahnungen veranlaßt; doch dieſe fruch-
teten ſo wenig, als die nothwendig gewordenen
Erinnerungen und Zurechtweiſungen des akade-
miſchen Senats. Ja dieſe mußten bis zu den
ſchärfſten Drohungen geſteigert werden, als Kotze-
bue in einer höchſt obſcönen Parodie eines be-
liebten Bürgerſchen Gedichts die achtungs-
wertheſten Damen Weimar's an den Pranger zu
ſtellen ſich bemühte. Vom Hofrathe Schütz,
als Cenſor, verlangte er für dieſes Machwerk
die Erlaubniß zum Drucken, und als ihm dieſe
mit Recht verweigert wurde, ließ er ſein Gedicht
anderwärts drucken und verbreitete es zum Hohn
jedes ſittlichen Gefühls, der erhaltenen Ermah-
nung zum Trotze und zur großen Betrübniß ſei-
ner Angehörigen. — Selbſt nach ſechszehn Jah-
ren hatte ſich das Wohlgefallen über das gelun-
gene Schelmſtückchen noch nicht vermindert, wie
K—'s Worte bezeugen: „Es kam ein Seiltänzer
nach Weimar, der ſeine ſchöne, herkuliſche Ge-
ſtalt durch die mannigfaltigſten Biegungen ſeines
Körpers in das vortheilhafteſte Licht zu ſetzen

wußte. Die Verleumdung ſtreute aus, er habe das Herz mancher Dame gewonnen, und mir kam dabei die luſtige Idee in den Sinn, Bürgers Lied: die Weiber von Weinsberg, zu parodiren. Ich muß bekennen, daß ich noch heute, nach ſechszehn Jahren, dieſe Parodie für eines meiner witzigſten Produkte halte; aber um ſo mehr zog es mir den gerechten Haß der Damen zu. Ein gewiſſer B—, der auch für einen Dichter galt, und ſich nicht wenig darauf zu Gute that, wurde auf dringendes Begehren der Schampion der Damen, und that mir die Ehre an, eine Romanze auf mich zu machen, in welcher mir in effigie gar jämmerlich mitgeſpielt wurde. Eine billige Züchtigung für den Frevel, das ganze ſchöne Geſchlecht anzutaſten, wo vielleicht kaum eine geſtrauchelt hatte."

Er fährt fort: „In meinem achtzehnten Jahre wurde ich Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Jena, welches ich damals für eine große Ehre hielt, ein Irrthum, von welchem ich längſt zurückgekommen bin. Von den in dieſer Verſammlung vorgeleſenen beiden Aufſätzen erinnere ich

mir nur noch, daß einer derſelben eine Vertheidigung des Kaiſers Julian enthielt, und daß ich ſchon damals die albernen Mährchen und blutdürſtigen Ränke der ältern und neuern Chriſten verabſcheute."

„Einige frohverlebte Sommermonate auf dem Klippſteiniſchen Garten gaben einer kleinen Sammlung von Gedichten das Daſeyn, welche, durch Vermittlung meines Freundes Muſäus, bei W— in E— gedruckt wurden *). Ich nenne mit Fleiß weder den Verleger, noch den Titel dieſer kleinen Broſchüre; denn es könnte irgend einem neugierigen Leſer einfallen, ſich das Ding kommen zu laſſen, wobei ich traun! nichts gewinnen würde. Es machte mir aber damals unausſprechliche Freude, und ich pflegte ſorgfältig jeden Katalog, der mir in die Hände fiel, nachzuſchlagen, um meine Augen an dem Titel meines Machwerks zu weiden. Woher mag es kommen, daß die erſten Schritte auf der ſchrift-

*) Der Titel iſt: Er und Sie. Vier romantiſche Gedichte. Eiſenach 1781.

ſtelleriſchen Laufbahn eine ſo ſüße Selbſtgenüg=ſamkeit gewähren? — Um öffentlich zu zeigen, daß ich meine Zeit nicht blos mit den ſchönen Wiſſenſchaften vertändelt hatte, beſchloß ich, im neunzehnten Jahre meine akademiſche Laufbahn mit der Rolle eines Opponenten bei einer Dok=torpromotion; ging darauf zurück nach Weimar, ſtudirte fleißig die Pandekten, wurde von der Regierung examinirt und zum Advokaten kreirt. Während ich auf Klienten wartete, fuhr ich ſelbſt fort, ein eifriger Klient der Muſen zu ſeyn. Ich beſang die Weimarſchen Schönen, und gab mir alle Mühe, das Andenken an eine gewiſſe Romanze zu vertilgen, die mir ein oder zwei Jahr vorher entſchlüpft war." —

Wie er die Schönen beſang, beweiſen die unter dem Titel: „Erzählungen" geſammelten Gedichte*), und das Andenken an die famoſe Parodie ſuchte er durch neue Satyren zu ver=drängen, wie denn z. B. die „die eherne Tafel" überſchriebene Erzählung voll beleidigender An=

*) Leipzig bei Kummer. 1782.

ſpielungen iſt. Merkwürdig bleibt es, daß in den ſämmtlichen Poeſien Kotzebues, aus ſeiner ſchönſten Jugendperiode auch nicht eine Spur zu finden, nicht eine Ahnung der ſchönen Weiblichkeit, deren ideales Bild ſonſt ſo beſeligend des gefühlvollen Jünglings Buſen erfüllt. Schon hier erkennt man die unausbleiblichen Folgen früh verlorner Unſchuld und kindlicher Reinheit. Mit wahrer Wehmuth hört man ihn, ſich ausſprechen, wenn er „an Elvina" ſagt:

„Es war einſt eine Zeit, in der ich unbefangen
Und ungeſtraft ein jedes Mädchen ſah,
Und wo der Liebe quellendes Verlangen
Mir nie den Buſen hob. Geſchah
Es ja einmal, daß unſre Schönen mich
In ihre ſanften Ketten zwangen,
So wurden drum nicht bläſſer meine Wangen,
Und eine Woche kaum verſtrich,
So war all das Gefühl vergangen.
Ich war noch flatterhaft und jung,
Und hielt die Mädchen blos für Schlangen,
Die unter Blumen uns empfangen,
Nur mit erborgter Tugend prangen,
Und dann durch einen häm'ſchen Sprung
Uns, unſer Glück und unſre Ruhe fangen." —

Den erſten Sommer, nach ſeiner Rückkehr von Jena, nennt K. den glücklichſten ſeines Lebens. Er genoß den täglichen Umgang des Biedermannes, deſſen er mit liebender Verehrung öfter und beſonders in dem Aufſatze gedenkt, der „einige Züge aus dem Leben des guten Muſäus, von der Hand ſeines Schülers entworfen" überſchrieben, den nachgelaſſenen Schriften des originellen Verfaſſers der Volksmährchen, vorgedruckt ſteht. — „Wir ſchriftſtellerten," erzählt er, „aus einem Dintenfaſſe: und ich ſehe noch das gutmüthige Lächeln um ſeine Lippen, den hellen, ſtarren Blick ſeines Auges, wenn ſein Geiſt in Begriff ſtand einen witzigen Einfall zu erhaſchen. — Was Wunder, daß ich jetzt, nachdem ich ſchon Wieland und Brandes, Göthe und Hermes nachgeahmt hatte, auch auf den Einfall gerieth, Muſäus zu kopiren. Wittekind in Eiſenach ging gerade damals mit dem Vorſatze ſchwanger, ein bändereiches Werk herauszugeben, eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten, für welche er, ich weiß nicht mehr, was für einen, alltäglichen Ti-

tel beſtimmt hatte. Er lud mich ein, das Ehrenamt eines Mitarbeiters zu übernehmen, und ich verſprach es unter der Bedingung, daß mir die Wahl eines lockenden Titels überlaſſen werde. Ich taufte das Kind Ganymed für die Leſewelt, machte die Vorrede zum erſten Bande und ſchrieb: Ich, eine Geſchichte in Fragmenten, worin ich Muſäus eigne Sprache und originelle Wendungen zu erreichen ſuchte. Ich habe weiter keinen Theil an dieſem Werke. Das zweite Produkt dieſes Sommers waren die bei Dyck zu Leipzig herausgekommenen Erzählungen, die der Verleger mit vieler Eleganz drucken ließ. — Das dritte Kind, welches ich in dem Gartenhäuschen des lieben Muſäus zur Welt brachte, war ein Luſtſpiel in drei Akten: Das dreifache Gelübde. Anlage und einzelne Scenen waren nicht übel. Es ſollte auf einem Privattheater, nach der Niederkunft der Herzogin von Weimar geſpielt werden. Unglücklicher Weiſe war es aber blos auf den Fall kalkulirt, daß die Frau Herzogin uns einen Prinzen ſchenken würde; da ſie aber dieſes Mal ihre liebenswürdigen Ei-

genſchaften einer Tochter mitzutheilen beliebte, ſo unterblieb die Aufführung, und im Druck iſt es auch nie erſchienen. Außer dieſen Produkten habe ich auch damals, auf Verlangen eines würdigen Mannes, der mich mit ſeiner Freundſchaft beehrte, einige Recenſionen in eine gewiſſe gelehrte Zeitung gearbeitet, die, wenn ſie auch ſonſt den Stempel der unreifen Jugend tragen, wenigſtens kein Kennzeichen der heutigen reifen Recenſenten-Unverſchämtheit an ſich trugen.“ —

„Im Herbſte 1781 ging ich nach Petersburg.“ —

Wenn man die Lebensgeſchichte eines Mannes, der über ſich ſelbſt und über die gehabten Schickſale ausführlich geredet, näher ins Auge faßt, ſo erweckt es immer beſondere Aufmerkſamkeit, ihn ſolche Sprünge thun und ſolche Lücken laſſen zu ſehen, wie hier Kotzebue. Er iſt Advokat in Weimar, lebt den glücklichſten Sommer ſeines Lebens, genießt volle Muße, ſchreibt mit Muſäus aus Einem Dintenfaſſe und geht auf einmal im Herbſte — nach Petersburg. Was veranlaßte ihn eine reizende Vaterſtadt, eine be-

neidenswerthe Lage, eine liebende Mutter, ein Amtsverhältniß, das ihm zu jeder weitern Beförderung die Hand bot, zu verlaſſen, und über dieſe wichtige Veränderung ſeines Schickſals ein gänzliches Stillſchweigen zu beobachten, ihn, der ſonſt auf ſeine Perſönlichkeit ein ſo ungemeſſenes Gewicht legt, und deſſen Weiſe es nicht iſt, irgend etwas von dem zu verſchweigen, was ihm zum Lobe gereichen kann? — —

Dieſe Betrachtungen, welche der Biograph Kotzebue's anſtellt, beantworten ſeine damaligen Mitbürger und die tadelloſeſten Zeugen, vollkommen genügend.

Mehrere Ausſchweifungen, Verirrungen übertriebener Selbſtſucht und zügelloſer Ergüſſe ſeiner Satyre, hatten ihn in die unangenehmſten Verhältniſſe verſetzt; er hatte ſeine ſchweigenden Feinde wieder aufgeweckt und ſich viele neue gemacht, durch Pasquille, in welchen er ſelbſt dem Hofe, der herzoglichen Familie und beſonders der edlen, aber auch ihre ſchwachen Seiten habenden verwitweten Herzogin Hohn ſprach. Da kein verſuchtes Mittel gegen den Störenfried fruchtete,

keine Ermahnung der bekümmerten Familie etwas frommte, ſo wurde ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, deſſen Reſultat ein auf Landesverweiſung lautendes Urtheil war. Ob dieſes förmlich vollzogen iſt, muß bezweifelt werden; gewiß aber iſt, daß ſein eigener Verwandte, der Kanzler Dr. Schmidt das Consilium abeundi ihm bekannt machte und die beſtimmteſte Weiſung ertheilte, daß Kotzebue in den Weimariſchen Landen nie irgend eine Anſtellung für die Zukunft zu erwarten habe. Daß man ihn ohne weitere Strafe oder öffentliche Rüge von dannen ziehen ließ, verdankte er der Vermittelung der Freunde ſeiner Familie, der Achtung in welcher das Andenken ſeines Vaters ſtand, dem Mitleide das man ſeiner tiefbekümmerten zärtlichen Mutter ſchenkte, und den Vorbitten ſeiner Vaterſchweſter, die als erſte Kammerfrau der verwitweten Herzogin, deren ganz beſonderes Zutraun und allgemeine Verehrung genoß. —

Daß übrigens Kotzebue, wenn es irgend möglich geweſen wäre, dieſe Vorfälle ſo zu ſtellen, als ob ihm von ſeinen Feinden Unrecht widerfah-

ren ſey, Gelegenheit geſucht und gefunden haben würde, die ihn treffende Mackel von ſich zu entfernen und wenigſtens eine ſcheinbare Vertheidigung in die Leſewelt zu ſchicken, dafür bürgt ſeine ganze übrige Lebensweiſe und ſein Schriftſtellercharakter. —

Auguſt von Kotzebue's Leben.

Zweites Buch.

Sein Aufenthalt in Rußland. — Seine Flucht nach Paris. — Geſchichte des Bahrdt mit der eiſernen Stirn.

bis pag 208

Der edle Staatsmann, welcher als Erzieher des gegenwärtigen Großherzog von Sachſen-Weimar, dieſes ſchönen Vorbildes eines in liberalen Ideen wirkenden Regenten, bis 1778 zu Weimar gewohnt und mit Kotzebue's Vater und Familie nähere Bekanntſchaft gehabt hatte, der noch jetzt in Regensburg im hohen Alter lebende Königl. Preußiſche. Staatsminiſter Graf von Schlitz genannt von Görtz *), ſtand damals als Preußiſcher Geſandter zu Petersburg. An ihn war der junge Kotzebue, der nun in

*) Eine intereſſante Biographie dieſes Neſtor's der jetzt lebenden Staatsmänner, von J. von Arnoldi, findet man im achten Stücke der Zeitgenoſſen (Leipzig, bei Brockhaus. 1818).

dem koloſſalen nordiſchen Reiche ſein eigentliches Leben beginnen, ſich durch Anſtellung im öffentlichen Dienſt ein Verhältniß bilden ſollte, empfohlen. Das Schickſal, welches die äuſſere Lage der Erdbewohner beſtimmt, hatte bis dahin für den zum Jünglinge herangereiſten Kotzebue ſo viel gethan, daß er ſchon damals, wie auf ſeiner ganzen ferneren Laufbahn, als ein Lieblingskind deſſelben erſcheint. — Und wenn er dennoch in nicht beneidenswerthen Verhältniſſen aus ſeiner Geburtsſtadt, aus dem Kreiſe ſeiner Familie und Freunde, aus ſeinem Vaterlande ſcheiden mußte, ſo durfte er die Urſache dieſes Mißgeſchickes nur in ſich ſelbſt ſuchen; er war deshalb um ſo unglücklicher. —

Der Miniſter Graf von Görtz, gern an ſeinen früheren, ſo ſegensreichen Wirkungskreis in Weimar erinnert, nahm ſich des Angekommenen mit treuer Liebe an; er empfahl ihn an den General-Ingenieur von Bawr, einen redlichen, einſichtsvollen Mann, der in einem großen Wirkungskreiſe lebend, Katharina's beſondere Gnade genoß, und mit großer Vorliebe für ſeine Lands-

leute, die Deutſchen, junge, hoffnungsvolle Männer dieſer Nation für den ruſſiſchen Dienſt zu gewinnen, immer befliſſen war. Der junge Kotzebue empfahl ſich dem General von Bawr durch ſeine äuſſere Bildung, durch die glückliche Leichtigkeit, mit welcher er ſchriftlich Gedanken entwickelte, und durch ſeine Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache; er machte ihn zu ſeinem Privatſekretair. Dieſe Stelle hatte früher der geniale, leider auf halbem Wege eigener Bildung verkümmerte J. M. R. Lenz *), deſſen auch Göthe in ſeinem „aus meinem Leben" gedenkt, bekleidet; aber nie war er dahin gelangt, zu erkennen und an ſich zu bewähren, was Göthe ſo ſchön und ſo wahr bemerkt: „wie alle Menſchen guter Art bei zunehmender Bildung empfinden, daß ſie auf der Welt eine doppelte Rolle zu ſpielen haben, eine wirkliche und eine ideale, und daß in dieſem Gefühle der Grund alles Edlen auf-

*) Er ſtarb mit zerrüttetem Geiſte, in tiefſter Armuth den 24ſten Mai 1792 zu Moskau. Siehe das Intelligenzblatt der allg. Lit. Zeitung. Jahrgang 1792. Nro. 99.

zufinden ſey.“ — Lenz blieb immer für die wirkliche Welt des Menſchenlebens völlig unbrauchbar und nutzlos, und konnte doch auch nicht ſeiner idealen Welt eine harmoniſche Selbſtſtändigkeit geben; ſo erregte er denn in ſeinem Amtsverhältniſſe gar bald die Unzufriedenheit ſeines nachſichtsvollen Principals. Dieſes Vorbild und die ihm mit auf die Reiſe gegebenen, innigen Ermahnungen ſeiner zärtlichen Mutter, gereichten Kotzebue zur Warnung. Er widmete ſich mit aller Anſtrengung ſeinem neuen Berufe — doch — wir wollen ihn ſelbſt erzählen hören:

„Ich nahm mir vor, die Dichtkunſt ganz an den Nagel zu hängen, aber naturam si furca expellas — zwar verging wohl ein halbes Jahr während ich mir ſelbſt Wort hielt, und meine Vorgeſetzten wußten nicht einmal, daß ein Dichterfunke in mir glimmte, oder daß ſogar ſchon mein Name in dem Leipziger Meßkatalog erſchienen ſey. Dieſe Beſcheidenheit war eigentlich das Reſultat meiner Beobachtungen, denn ich fing an einzuſehen, daß man — und zwar mit allem Rechte — in der großen Welt einen ſehr gerin-

gen Werth auf ein Geſchöpf legt, das zu reimen verſteht.“ —

— Warum nennt K. das, das Reſultat ſeiner Beobachtungen, was doch zur Ehre ſeines Herzens, in Erwiederung ſo großer Zärtlichkeit, vielleicht nur das Reſultat des wiederholten Flehens und der vom tiefen Kummer ausgepreßten Thränen ſeiner Mutter war. —

— „Ein Zufall zog meine Eitelkeit unter dem wohlthätigen Drucke meiner Vernunft hervor. Der große und biedere General-Ingenieur Bawr reiſ'te nach Riga, beſuchte von Ohngefähr den Hartknochſchen Buchladen, und fand dort die obenerwähnten Erzählungen. Er ſtutzte, fragte, erfuhr, der Verfaſſer ſey der nämliche Kotzebue, der jetzt unter ſeiner Anleitung, bei ganz heterogenen Arbeiten ſchwitzte. Er kaufte das Buch, kam zurück, und als wir bei Tiſche ſaßen, ließ er ſichs unvermuthet bringen. Ich erröthete, und ſein Beifall blies die Aſche von dem noch immer glimmenden Funken. Nach und nach fing ich wieder an, meine Nebenſtunden, — deren ich damals freilich ſehr wenige zählte — den Muſen

zu widmen. Es fand ſich ein höchſt mittelmäßi-
ges deutſches Theater in Petersburg. Außer ei-
ner gewiſſen Madam Teller, die wirklich viel
Talent beſaß, war Fiala das vorzüglichſte Mit-
glied deſſelben; aus dieſem Umſtande mag man
auf die Erbärmlichkeit der Uebrigen ſchließen.
Die Einnahme war ſchlecht, und die Bühne bereits
ihrem Untergange nahe, als der intrigante Fiala
ſich an den General Bawr wandte, ihn als ei-
nen Deutſchen beſchwor, ſich der deutſchen Kunſt,
die nach Brod ging, anzunehmen, und durch ſei-
nen Einfluß zu bewirken, daß die Kaiſerin das
deutſche Theater unter die Zahl ihrer Hoftheater
aufnehme. Es geſchah; Bawr erhielt die Direk-
tion. Von nun an lebte ich wieder in mei-
nem Elemente." —

„Ich ſchrieb ein Trauerſpiel in fünf Akten:
Demetrius, Zaar von Moskau. Der
Stoff iſt aus der bekannten Geſchichte des wah-
ren oder falſchen Demetrius genommen, der, der
Sage nach, als Kind zu Uglitſch ermordet wurde,
plötzlich aber, von den Polen unterſtützt, zum
Vorſchein kam, und den Heuchler Boris Gudenow

entthronte. Man bemerke, daß ſelbſt die beſten Geſchichtſchreiber über die Frage: ob dieſer Demetrius ein Betrüger geweſen? getheilt ſind. — Meine Konvenienz als Dichter brachte es mit ſich, den Helden der Geſchichte nicht als Betrüger erſcheinen zu laſſen. Als mein Stück fertig war, las ich es in einem kleinen, ausgewählten Zirkel. Der damalige preußiſche Geſandte am ruſſiſchen Hofe und der Präſident der Akademie der Künſte zu Petersburg, Männer von geläutertem Geſchmacke, wohnten der Vorleſung bei. Das Stück wurde gebilligt, vermuthlich aus nachſichtsvoller Güte, wie ich nun wohl einſehe; denn ich würde es jetzt nicht wagen, es auf die Bühne zu bringen. General Bawr befahl, es aufzuführen, und ließ herrliche Dekorationen und koſtbare Kleider im altruſſiſchen Koſtume dazu verfertigen. Da die Kaiſerin ſelbſt ihm die unabhängige Direktion des Theaters anvertraut hatte, ſo hielt er es für überflüſſig, das Manuſcript vorher der Cenſur zu übergeben, und dieſe Vernachläſſigung hätte beinahe meine ganze Freude zu Waſſer gemacht; denn als der Tag zur Auf-

führung beſtimmt, und das Stück bereits in allen Zeitungen angekündigt war, ſandte eines Morgens der Oberpolizeimeiſter auf das Theater, und ließ es verbieten. Der beſtürzte Fiala lief zum General Bawr, der General Bawr fuhr zum Oberpolizeimeiſter, ihn von der Unſchuld des Inhalts zu verſichern. Aber — es exiſtirte eine mir unbekannte Ukaſe von Peter dem Großen, welche dieſen Demetrius ausdrücklich für einen Betrüger erklärte. Wie durfte ich es alſo wagen, meinen Helden unter dem Titel: Zaar von Moskau, vor das Publikum zu ſtellen? — Aus Achtung für den General Bawr gab der Polizeimeiſter zwar die Aufführung endlich nach; aber er ſandte einen Offizier zu mir, mit dem Bedeuten: mein Stück wenigſtens dahin abzuändern, daß dieſer Demetrius öffentlich vor dem Volke entlarvt, und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Vergebens demonſtrirte ich dem Offizier, daß er eben ſo gut das ganze Trauerſpiel ins Feuer werfen könne; er beſtand darauf, ich ſolle nur dieſen einzigen, kleinen Umſtand ändern. Der General legte ſich abermals ins

Mittel, und man begnügte ſich endlich mit einer feierlich von mir ausgeſtellten Erklärung: daß ich für meine Perſon, der hohen Ukaſe gemäß, völlig von der Betrügerei des Demetrius überzeugt ſey, und daß die Freiheit, welche ich mir in meinem Schauſpiele genommen, blos eine licentia poetica geweſen. — So wurde es denn wirklich, trotz aller Hinderniſſe, vor einem zahlreichen Publikum, deſſen Neugierde durch jene Verhandlungen noch mehr geſpannt worden, mit einem Beifall aufgeführt, auf den allein meine Jugend Anſpruch machen durfte. — Bald nachher ſchrieb ich ein Luſtſpiel: Die Nonne und das Kammermädchen. Die Aufhebung der Klöſter, die gerade damals Joſeph den Zweiten beſchäftigte, und die von den Engländern im Texel blockirte holländiſche Flotte, hatten mir den Stoff dazu geliefert. Da dieſe Begebenheiten des Tages damals großes Aufſehn erregten, ſo konnte es nicht fehlen, es mußte gefallen.“ —

Für die Erweiterung ſeiner Kenntniß des Theaters war der damalige Aufenthalt zu Petersburg ſehr geeignet, und K. benutzte ihn ſehr eif-

rig, in ſofern er die Bühnen der verſchiedenen Nationen, der Ruſſen, der Franzoſen, und beſonders der Italiener fleißig beſuchte. Letztere zeichnete ſich durch einen recht vorzüglichen Harlekin aus und zog ihn daher beſonders an. — „Ich verſäumte“ (ſagt er, in der Flucht nach Paris) „trotz dem Geſpötte meiner Freunde, ſelten das italieniſche Luſtſpiel, weil man ſich dort immer recht ſatt lachen konnte, und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden mochte. Die ganze Welt konnte nicht begreifen, wie man über das abgeſchmackte Zeug lachen könne; aber die ganze Welt ging hin und lachte. Hinterher ſchämten ſie ſich aber, und, auſſer mir, geſtanden nur Wenige ein, daß ihnen das Ding wirklich Spaß mache.“ — Dieſes Bekenntniß beſtätigt, daß die Komick des italieniſchen Luſtſpieles K— früh feſſelte, wie dieſes auch manche ſeiner Dichtungen beweiſen; jedoch machen letztere es kund, daß er nie dahin gelangte, eine klare Anſicht von dem eigenthümlichen Weſen der italieniſchen Masken und beſonders ihres Harlekin's zu erhalten. — Er fährt fort:

Einer, zwar nur mit ſehr geringer Mühe verbundenen, aber in Rückſicht des Lokals, wahrhaft nützlichen Unternehmung muß ich hier erwähnen. Da nämlich von dem großen Schwall deutſcher Journale nur wenige ſich bis nach Petersburg verirrten, und auch dieſe wenigen nicht geleſen wurden, weil ſie, einzeln genommen, wenig lesbares enthielten, ſo veranſtaltete ich zweckmäßige Auszüge aus allen deutſchen Journalen, und gab, unter dem Titel: Bibliothek der Journale, monatlich einen ſtarken Heft heraus. Mehrere Bände von dieſer Schrift, die nach meiner Abreiſe von einem andern Unternehmer fortgeſetzt wurde, ſind erſchienen. Sie wurde von dem deutſchen Publikum in Petersburg, und zum Theil auch in den Provinzen günſtig aufgenommen, und hinlänglich unterſtützt. — Im Jahre 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bei Hofe hatten, den Plan, mir einen gewiſſen Poſten zu verſchaffen, und meinten, ich würde ihnen ihre Bemühungen ſehr erleichtern, wenn ich ein Bändchen Fabeln und Erzählungen für junge Fürſten ſchriebe, und ſol-

ches den jungen Großfürſten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für dieſe Dichtungsart gefühlt; da ſie aber ein Vehikel zu meiner künftigen Beförderung werden ſollte, ſo beſchloß ich den Verſuch zu wagen. Ich theilte dieſen Entſchluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthuſiaſtiſch eingenommen war. Er verſprach ohne Bedenken dieſe Fabeln mit typographiſchem Prunke drucken zu laſſen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den erſten Bogen in Empfang nahm. Faſt täglich überlief er mich, riß mir die noch naſſen Blätter weg, ließ ſie auf das ſchönſte Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn ſie auch nur eine Oktavſeite einnahm, einen Kupferſtich verfertigen. So wurden in der größten Geſchwindigkeit die erſten vier Bogen vollendet, die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was den äuſſern Schmuck betraf, einen ſolchen Triumph wohl rechtfertigten. Aber wie erſchrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchging, und mir ſelbſt geſtehen mußte, daß auch nicht eine einzige

darunter ſey, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich ſah nun wohl ein, daß ich für dieſe Gattung von Gedichten nur deshalb keinen Trieb verſpürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beſchloß daher kurz und gut, dem Verleger alle ſeine Koſten zu erſetzen, und die vier Bogen in eine ewige Vergeſſenheit zu vergraben. — O ihr! die ihr mich oft laut und verſteckt der Eitelkeit beſchuldigt, mit meinen Fabeln in der Hand ſtrafe ich euch Lügen. Ihr Rückkauf koſtete mich einige hundert Rubel, aber meine Eigenliebe keinen Seufzer!" —

So weit er ſelbſt. — Was das Todesurtheil betrifft, welches er über ſeine Fabeln ausſprach, ſo iſt es zu bewundern, daß er zur Erkenntniß ihrer Werthloſigkeit ſo ſpät und doch wiederum ſo früh kam. Die Ueberzeugung, daß ihm für dieſe Dichtungsart alles Talent mangele, muß ſchnell vorübergehend geweſen ſeyn, denn, ſo ſehr auch alle Welt mit dieſer Behauptung übereinſtimmte, ſo hat doch Kotzebue ſeinen ſpätern Schriften häufig Fabeln eingeſtreut. — Der re-

bendſte Beweis ungemeſſener Eitelkeit, welche, wie häufig bemerkt, ſein ganzes Daſeyn gefangen nahm, liegt unverkennbar in der ganzen Art und Weiſe, mit der er hier ſelbſtgefällig, um einen Gegenbeweis zu führen, auftritt. —

Jene Ausſicht zur Erlangung eines gewiſſen Poſtens ſcheiterte, und auch die Freude, unter der Autorität ſeines Chefs bei der Direktion des deutſchen Theaters in Petersburg einen Wirkungskreis zu haben, dauerte nicht lange. Schon im Jahre 1783 ſtarb der General Bawr *); da K. nur in deſſen Privatdienſten ſtand, ſo würden mit dieſem Todesfalle ſeine Ausſichten für eine fernere Dienſtkarriere ſehr verdunkelt ſeyn, wenn

*) Friedrich Wilhelm von Bawr, zu Biber, im Hanauſchen, wo ſein Vater Oberförſter war, 1731 geboren, trat 1755 mit guten Schulſtudien ausgerüſtet in Heſſiſche Militairdienſte, war im ſiebenjährigen Kriege einige Zeit General-Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, nahm 1761 als Huſaren-Major preußiſche Dienſte und privatiſirte nach dem Frieden auf ſeinem Gute zu Bockenheim bei Frankfurt am Main. 1769 zog ihn Katharina II. in ruſſiſche Dienſte, wo er im Felde den Ruhm eines einſichtsvollen Generals bewährte,

Bawr nicht, als einen Beweis, daß ſich Kotze-
bue ſeine Gunſt zu erwerben wußte, in ſeinem
Teſtamente ſeinen bisherigen Sekretair der Gnade
der Kaiſerin beſonders empfohlen hätte. Katha-
rina ehrte in dieſem Vermächtniſſe die Verdienſte
des Entſchlafenen und ernannte noch in demſelben
Jahre den ihrem Schutze Uebergebenen, zum Ti-
tularrath, unter Ertheilung des Befehles, ihn in
der neuerrichteten Revalſchen Statthalter-
ſchaft anzuſtellen. Dieſem zufolge ging Ko-
tzebue kurze Zeit nachher als Aſſeſſor des Ober-
appellationstribunals nach Reval ab.

Amtsgeſchäfte ſcheinen in dieſem neuen Ver-
hältniſſe Kotzebue's Thätigkeit wenig in An-

noch größere Verdienſte aber ſich durch Anlegung meh-
rerer Kanäle, Waſſerleitungen, Kunſtſtraßen, Häfen-
baue und Verbeſſerung der Salzwerke erwarb. Die
Kaiſerin ſchätzte ihn ſehr, ehrte ihn beim Leben durch
mehrere Gnadenbezeugungen und Ordensverleihungen,
und ließ zu ſeinem Ehrengedächtniß, nachdem er den
4ten Febr. 1783 geſtorben, ein marmornes Monu-
ment errichten. — Er gab eine treffliche Karte von
der Moldau in ſieben Blättern, und ſehr belehrende
Mémoires histor. geogr. sur la Valachie (1778)
heraus. —

ſpruch genommen zu haben. Er verlebte den erſten Sommer größtentheils auf dem Luſtſchloſſe Katharinenthal, las mehr als er ſchrieb, und fand in den Familien des Eſthländiſchen Adels, als ein lebendiger junger Mann, als ein heiterer Geſellſchafter die freundlichſte Aufnahme. Sogleich wie er die erſten Fäden der Bekanntſchaft in den gebildeten Zirkeln jenes Landes angeknüpft hatte, beſchäftigte er ſich mit der Bildung eines Privattheaters. Die Schauſpielerkunſt machte denn auch ſeit ſeinem Aufenthalte in Reval wichtige Fortſchritte. Vor der Zeit ſeiner Ankunft wurden zuweilen von umherziehenden, mitunter höchſt elenden Geſellſchaften, Schauſpiele in Reval, Pernau und andern Städten aufgeführt. Unter den Revalern weckte er die Liebe für jene Kunſt und begründete ein Nationaltheater, das ſich auch noch erhielt, als er ſchon längere Zeit die Direktion aufgegeben hatte. Er wußte den theatraliſchen Enthuſiaſm, der ſein eignes Lebenselement war, einem Theile des Revalſchen Publikums mitzutheilen. Die Neuheit einer Erſcheinung, wie die des Privattheaters, ſprach Viele an, und

der ſchöne Sinn der Mildthätigkeit, der zur Schau getragen wurde, indem man die Stücke zum Beſten der Armen gab, verſöhnte ſelbſt manchen Andersdenkenden. Wie aber das Komödienſpiel auf das häusliche Glück ſo mancher Familie einen höchſtſchädlichen Einfluß hatte, wie manche brave Gattin, manche ſtille gute Tochter zu galanten Damen und Theaterprinzeſſinnen umgebildet wurden, erkannten die Beſonnenern erſt, als die Luſt an dieſen Beſchäftigungen ſchon recht weiten Spielraum gewonnen hatte *).

Von mehreren Seiten her ſchien ſich das Glück zu überbieten, um Kotzebue's Lage zu verſchönern. Er gewann das Herz eines Mädchens, deſſen körperliche und geiſtige Reitze ſeine Wünſche feſſelten; er war der Lehrer der Geliebten und wußte, ohngeachtet vieles Widerſpruches von Seiten der Familie des Fräuleins, dahin zu gelangen, daß ihm ihre Hand nicht verſagt werden

*) Siehe: „Ueber den neueſten Zuſtand der Literatur, Gelehrſamkeit, Künſte u. ſ. f. in Liefland und Eſthland von J. C. Petri.“ Im allgemeinen liter. Anzeiger. 1801. Seite 1084 ff. ff.

konnte; Friederike von Eſſen, die reichbegüterte Tochter des Oberkommandanten, Generallieutenants und Ritters von Eſſen, der ſich bald darauf mit dem, ihm anfänglich gar nicht zuſagenden Schwiegerſohne verſöhnte, wurde ſeine Gattin (1784). Im Jahre 1785 wurde die ehrenvolle Stelle eines Präſidenten des Gouvernementsmagiſtrats der Provinz Eſthland erledigt, der Generalgouverneur Graf Browne*) ſchlug ihn dazu vor; und er erhielt ſie mit dem Range eines Obriſtlieutenants. Von dem Zeitpunkte an, wo Kotzebue zu dieſer Präſidentenſtelle, mit der der perſönliche Adel verknüpft iſt, gelangte, ſchrieb er ſich von Kotzebue und verſchaffte ſo ſeinen

*) George Reichsgraf von Browne, General-Gouverneur von Lief- und Eſthland, 1698 in Irland aus einer der älteſten und blühendſten Familien geboren, trat, als Katholik daheim von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen, im 27ſten Jahre in Churpfälziſche und 1730 in ruſſiſche Kriegsdienſte, wo er bis 1762 ruhmvoll unter den nordiſchen Kaiſerfahnen focht und dann als General-Gouverneur jener Provinzen dreißig Jahre hindurch alles Nützliche, Gerechte und Edle unermüdet beförderte. Er ſtarb 94 Jahr alt, den 18ten Sept. 1792.

Nachkommen den Familienadel, ein Ziel wonach ſeine Eitelkeit ſchon längſt ſtrebte. Um hierzu zu gelangen, hatte er ſich ſchon an das preußiſche Miniſterium gewendet, ſeine Abſtammung von einer adlichen Familie der Mark vorgegeben, die in dem Dorfe Koſſebuh ihren Sitz gehabt haben ſoll, und darauf das Geſuch, um Verleihung oder Erneuerung des Adels, geſtützt *); er war aber von dem Miniſter Grafen von Herzberg ab-

*) In den an ſich höchſt unbedeutenden theologiſchen Streitigkeiten, die auf den Magdeburgiſchen Kanzeln und Schulſtuben, auch in mehr als dreißig Fehdeſchriften, zwiſchen dem Paſtor Cramer und dem Rektor Evenius, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts geführt worden, trat auch für die Partei des letztern ein Paſtor Kotzebue oder Kotzebuvius (wahrſcheinlich ein Vorfahr unſeres K., aber kein nobilitirter) auf, deſſen der Alvenslebiſche Paſtor Schrader in einer Schrift: Fustes Alvenslebienses d. i. Alvenslebiſche Prügel und Knüttel auf zwei Pasquillenmacherſche Stadteſel zu Magdeburg," alſo gedenkt: „Ich habe zween Pillen gemacht, die ich Kotzebuvio und Evenio in ihre ehrendiebiſche und verläumderiſche Hälſe, legitime retorquendo hineinſchieben will," u. ſ. f.

ſchläglich beſchieden. — Seit Peter dem Großen, der den Rang an die Stelle, welche der Unterthan im Staate bekleidete, knüpfte, und acht Rangſtufen bildete, konnte in Rußland der durch eine höhere Civil- oder Militairbedienung, oder durch Verleihung eines Ordens, zum perſönlichen Adel gelangte, denſelben auf ſeine ehlichen Nachkommen vererben, früher unter gewiſſen Beſchränkungen, die in den neuern und neueſten Zeiten immer mehr hinweggeräumt ſind. —

Wenn ihn auf ſeinem gegenwärtigen Lebenswege Unannehmlichkeiten trafen, ſo waren es nur ſolche, die er unmittelbar ſelbſt hervorgerufen hatte; dahin gehören, wie einer ſeiner Freunde andeutet*), die bei der Stiftung und Direction

*) Der Verfaſſer der Flugſchrift: Ueber und an Herrn Auguſt von Kotzebue. Nebſt einem Poſtſcripte an die heilige Inquiſition, den Verfaſſer des Bahrdts mit der eiſernen Stirn betreffend. Hannover und Reval 1792, — der für Hrn. v. K. nach ſeiner eigenen Manier ſo Partei nimmt, daß man häufig auf die Vermuthung gerathen, v. K. ſey ſelbſt der Urheber dieſer Vertheidigungs- und Lobſchrift. Siehe allgem. deutſche Bibliothek, 112ter Band, Seite 222.

des Privattheaters vorkommenden kleinen Zwiſchenſcenen, bei geöffneter und geſchloſſener Gardine, die Streitigkeiten die er mit den dortigen Geiſtlichen auf Veranlaſſung einer Redoute anfing, wo er übereilt muthwillig handelte, und ſeinen Hang zu boshaften Neckereien nicht verleugnen konnte; dahin gehört endlich die arge Züchtigung, welche er über mehrere Mitglieder der dortigen Freimaurerloge zu verhängen gezwungen wurde. Wenn damals in den Logen noch häufig alchymiſtiſche und theoſophiſche Grillen gehegt wurden, ſo hat gegenwärtig die Verirrung des Geiſtes einen andern Deckmantel gewählt, begünſtigt mehr durch die heilloſen Misbräuche des norddeutſchen Logenweſens, als durch den urſprünglichen Sinn des Ordens, der ſeiner Auflöſung nahe iſt. —

Oft lebte v. K. auf dem Lande, wo ihm ſelbſt „Wald- und Moraſtreiche, durch den Zauberſtab der Freundſchaft, durch die milde Wärme der Herzensgüte zum Paradieſe umgeſchaffen wurden.“ Hier lernte er, „im Zirkel guter und vortrefflicher Menſchen, daß man glücklicher lebt, wenn draußen die Wölfe heulen und die Bären brummen,

als wenn Heuchler und Zungendreſcher an die Thür klopfen. Die Wälder waren von Raubthieren bewohnt, aber die Verläumdung war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in den Moräſten umher, aber der Neid geſellte ſich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch ſpäter entfaltete ſich die Roſe, aber Unſchuld und Freude waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden ſeine Früchte, aber die Wohlthätigkeit bedarf keines Füllhorns; ein Groſchen iſt eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. — Die Muſen verſchmähten nicht, jene Wälder zu verſchönern. Die erſten beiden Schauſpiele, denen er ſelbſt einigen Werth beilegt, der Eremit auf Formentera und Adelheid von Wulfingen wurden auf Kiekel (dem eben geſchilderten Landſitze der Familie Roſen) geſchrieben. Die Vorſtellung des Eremiten wurde dort ſogar gegeben.“ —

Wenn Kotzebue an einem Orte ſeinen Wohnort aufſchlug, ſo war das Theater ſein erſter Gedanke und ein Liebhabertheater ſein erſtes Streben; ſo auch zu Reval, wo es ihm beſonderen

Kummer veranlaßte, daß der zahlreiche Adel der Stadt und der umliegenden Gegend ſich, ſelbſt nach K—s Verheirathung, gar nicht wollte für das Liebhabertheater gewinnen laſſen. Er läßt ſeinen lebhaften Unwillen darüber „in der Nachricht von einem theatraliſchen Inſtitute, welches der Welt bekannt zu werden verdient" (Siehe geſammelte kleine Schriften des Hrn. v. K. Thl. 3) auf alle Weiſe aus, und weiß ſich gar nicht darein zu finden, nicht darüber zu tröſten, daß man den hohen Werth des Liebhabertheaters nicht anerkennen will, obgleich der Ueberſchuß der Einnahme zur Unterſtützung der Hülfsbedürftigen verwendet wird; er ſtellt officielle Belobungsſchreiben über dieſe erworbenen Verdienſte der Mildthätigkeit zur Schau, und theilt ein Schreiben an die Mitglieder des Eſthländiſchen Miniſterii (vom 21 Januar 1786) mit, worin er die Herren Prediger bittet, ſie mögten doch „mit der Muttermilch eingeſogene Vorurtheile gegen das Liebhabertheater, um der bedrängten Witwen und Waiſen willen bekämpfen." „Und wie können wir am ſicherſten hoffen," fährt er fort, „dieſen Wunſch zu

erreichen, als indem wir uns an diejenige ehr- würdige Verſammlung wenden, deren Mitglieder vermöge der Aemter, die ſie tragen, Berather der Witwen und Väter der Waiſen ſeyn ſollen und ſind. Ihr Beyſpiel wird jeden Zweifler überzeu- gen, Vorurtheil und Verläumdung werden erſchüt- tert zurückbeben. Wir wagen es daher, Sie zu bitten, unſere geſellſchaftliche Bühne mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Theilen Sie mit uns den Segen der Armen, flößen Sie uns durch Ihre Unterſtützung Stolz und Muth ein, und rechnen Sie auf unſern innigſten, aus der Fülle unſeres Herzens ſtrömenden Dank." — Hierauf antwortet der Herr Oberpaſtor Moier Namens des Miniſterii ſehr vernünſtig, indem er die Ein- ladung zur Unterſtützung nicht als eine Aufforde- rung zum Mitſpielen, ſondern nur zum Be- ſuchen des Theaters nimmt, daß er nicht glaube, die perſönliche Gegenwart der Prediger im Schauſpielhauſe könne etwannige Vorurtheile beſchwichtigen; übrigens ſtehe es ja jedem Geiſt- lichen, der es gerathen finde, frei, das Liebhaber- theater zu beſuchen, ohne deshalb von Seiten des

Miniſterii Tadel befürchten zu dürfen. — „Wie oft Ernſt und Scherz angewandt worden,“ ſagt v. K. weiter, „die Feinde unſerer Bühne zu bekehren, mag auch das Nachſpiel beweiſen, welches am achten December 1786 auf dem Liebhabertheater zu Reval aufgeführt iſt.“ — Es iſt überſchrieben: Das Liebhabertheater vor dem Parlament, ein Nachſpiel mit Geſang, und hat ganz den Charakter eines Perſonal-Pasquills auf die Widerſacher der Liebhabertheaterfreude; die Gegner derſelben heißen der Präſident von Güldenkalb, die Parlamentsräthe Weibermund, Jaja, Olim und Klatſchſieb, die Vertheidiger dagegen Selten und Herz. Das ganze Publikum wußte damals in Reval, wer unter jedem Namen gemeint ſey. —

Von Kotzebue hegte das Verlangen, nach ſo ſchnell in Rußland gemachten Fortſchritten auf der Stufenleiter der Ehrenſtellen, Deutſchland wiederzuſehn; auch dieſer Wunſch wurde ihm gewährt, indem er zu einer ſolchen Reiſe den erbetenen Urlaub erhielt. Er ſetzte mit derſelben ernſtere literariſche Zwecke in Verbindung, indem

er theils für die Ausführung der Idee einer Geſchichte Heinrichs des Löwen Manches ſammelte, theils ein Werk vorbereitete, das er über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm, aller Völker, aller Jahrhunderte zu ſchreiben gedachte. Zwar kamen beide nicht zu Stande; jedoch rechnete er es ſich immer zum Verdienſte an, den Plan des zuletztgenannten Unternehmens, deſſen Ausführung ſeine Kräfte überſtieg, gefaßt zu haben. Er verſichert ſpäterhin, daß ihm das Unternehmen in anderer Rückſicht ſehr nützlich geworden, denn er habe ſeine Kräfte daran geübt, mehrere hundert philoſophiſche und hiſtoriſche Werke zu dieſem Behufe geleſen, mehrere Alphabete von Kollektaneen geſammelt. Nie bereuete er den eiſernen Fleiß, mit welchem er über dieſe Idee brütete, die unzähligen Stunden die er darauf verwandte, und das Einzige was ihm Reue auspreßte, war das Bruchſtück dieſes Werkes, über den Adel, was er lange nachher aber nicht in ſeiner urſprünglichen Geſtalt drucken ließ. (Jüngſte Kinder meiner Laune. Thl. 5. S. 222).

Unter dieſen Beſchäftigungen, von welchen

beſonders die Leitung des Revalſchen Privatthea-
ters ſehr zeitraubend war, unter den Genüſſen
eines auf äuſſeren Wohlſtand gegründeten geſelli-
gen Lebens, mangelte ihm dennoch die Zeit nicht,
die ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Rüſtig-
keit zu verfolgen, die mit ſeinen reifern Jahren
immer zunahm. Im gegenwärtigen Zeitraume
beendete er ſeinen Roman, die Leiden der
Ortenbergſchen Familie, begann eine Zeit-
ſchrift, für Geiſt und Herz, die aber wenig
Beifall fand, und entwarf die dramatiſchen und
Unterhaltungsaufſätze, die er bald darauf unter
dem Titel: kleine geſammelte Schriften
in vier Bändchen herausgab. Wie reitzbar er
auch gegen jeden Tadel war, der gegen ſeine
Produktionen ausgeſprochen wurde, ſo fühlte er
ſich doch für denſelben reichlich entſchädigt, durch
den Beifall, den er ſich in der Theater- und Leſewelt
zu verſchaffen wußte, durch lebendige Darſtellung,
glückliche Benutzung der Kontraſte, leichtes und
gewandtes Zuſammenreihen der Scenen in der
Erzählung, wie im Dialog, durch eine ſich ſchon
klar zeigende, ſehr genaue Kenntniß des Effektes

auf der Bühne, durch frappantes Sentenzenſpiel wie durch Witz, Muthwillen und Laune. —

Wenn man ſo von K—s Lage und Verhältniſſe überſieht und das Reitzende derſelben für den jungen, noch nicht dreißig Jahr alten Mann erwägt, ſo muß man ſie beneidenswerth finden, und wirklich mochten auch Neider genug zu ihm hinblicken, wirklich mochten ſie manchen Stein des Anſtoßes ihm in den blumenbeſtreuten Pfad werfen. Doch es beſtätigt ſich immer von Neuem bei näherer Beobachtung des Menſchenlebens, daß die höchſte Stufe gewährter Wünſche nur zum Mißmuthe führen, wenn nicht innere Wahrheit des Charakters und moraliſche Selbſtſtändigkeit des Gefühls des Mannes Zufriedenheit ſichern, gegen verzärtelte Reitzbarkeit, gegen den Ueberdruß des Glückes und gegen die Unfähigkeit, Misgeſchick zu tragen. — Im Herbſte 1787 verfiel v. K—, ohne daß eine bedeutende äußere Veranlaſſung nachgewieſen werden konnte, in einen Trübſinn, der bald zur Gemüthskrankheit und Melancholie wurde. Alle die glücklichen Verhältniſſe, die ihm bisher ſo reizvoll erſchienen, zeig-

ten ſich ihm jetzt unter den düſterſten Farben; das nördlichere Klima, mit ſeiner ſchweren Luft, ſeinem längeren Winter und ſeinen drückenden Nebeln mochte wirkliches körperliches Uebel, wie es häufig zu gehen pflegt, mit ſeiner eingebildeten, geiſtigen Krankheit in Verbindung ſetzen; es war letzterer, als vorwaltender, um ſo ſchwieriger beizukommen, da von K— nie dahingelangte, geiſtig über ſein, nur auf Gefühlen beruhendes Bewußtſeyn die geringſte Gewalt auszuüben, da ihm die moraliſche Selbſtſtändigkeit der Religioſität immer fremd blieb. — Was er ſelbſt, was ſeine Hausgenoſſen und beſonders ſeine Gattin, in dieſer Zeit ſollen gelitten haben, durch ihn, der ſich damals aus den geſellſchaftlichen Verbindungen zurückzog, können die Augenzeugen und er ſelbſt nicht jammervoll genug ſchildern. In dieſem Zuſtande empfand er heftigen Widerwillen gegen jede Art von Thätigkeit; nur die Vorliebe für das Theater übte noch ihre gewohnte Herrſchaft. Er ſchrieb eine ganze Reihe von Schauſpielen, unter welchen die beiden genannt zu werden verdienen, welche, bei den unleugbarſten Spu-

ren von Ueberſpannung, v. Kotzebue's Ruf ſehr erweiterten, Menſchenhaß und Reue, und das Kind der Liebe; auſſerdem die Indianer in England, die Sonnenjungfrau, Bruder Moritz der Sonderling, die edle Lüge, u. ſ. f. — Das zuerſt namhaft gemachte Stück, vielleicht das charakteriſtiſchſte von den zahlloſen Schauſpielen, die er lieferte, ſchuf er auf der höchſten Staffel ſeines Trübſinnes. „Nie" ſagt er, „weder vor- noch nachher, iſt mir wieder eine ſolche Fülle von Gedanken und Bildern zugeſtrömt, und ich glaube, daß es unleugbar Gattungen von Krankheiten giebt, (worunter wohl beſonders diejenigen gehören, welche die Reizbarkeit der Nerven vermehren) die die Geiſteskräfte höher, als gewöhnlich ſpannen, ſo wie der Sage nach, die kranke Muſchel eine Perle anſetzt." —

Der große, ſchnell verbreitete Beifall, den v. K. auf der Bühne, wie in der Leſewelt erhielt, konnte, ſo ſehr auch ſeine Eitelkeit dadurch geſchmeichelt wurde, ſeine Gemüthsſtimmung nicht erheitern; denn jenem Preiſe ſtellten ſich zahlreiche Kritiken entgegen, die gewöhnlich auf Anerken-

nung ſeines Talentes, aber auf völlige Misbilligung des davon gemachten Gebrauches hinausliefen. Vorzüglich machten ſie darauf aufmerkſam, daß er als Dichter immer bei verführten und gefallenen Mädchen und Weibern verweilte, daß er um neu und originell zu ſcheinen, was die Handlung betrifft, Unwahrſcheinlichkeiten und Bizarrerien, in Hinſicht des Wortes aber hochtönende, unlautere Moral predigende Sentenzen häuft, und ſeinen Beruf darin ſetzt, dem konventionellen Leben und dem ſittlichen Anſtande Hohn zu ſprechen. Je lauter ſolcher Tadel angeſtimmt wurde, je öfter man mit demſelben darauf hindeutete, daß durch dieſe Mängel von Kotzebue's eigenthümliches Talent für die Bühne der beſſeren Frucht beraubt werde, um ſo mehr wurde er verwundet; jede Misbilligung erſchien ihm als jämmerlicher Neid, als ſchändliche Verfolgungsſucht. Wer ihn nicht bewunderte und pries, gegen den bildete er ſogleich eine ſchroffe Oppoſition, und ſo begann er eine Fehde mit der geſammten Recenſentenwelt, die er bis zu ſeinem Tode mit nie erlöſchendem Ingrimm fortſetzte.

Eine kritiſche Würdigung der für die Geſchichte der Literatur nicht unwichtigen ſämmtlichen Werke Kotzebue's iſt eine beſondere Aufgabe, welche mit dieſer Darſtellung ſeines Lebens nicht verbunden werden konnte; Vieles dazu iſt bereits in zahlreichen einzelnen Aufſätzen beigebracht, Vieles, in der Stimme des Publikums über ihn aufbewahrt. — Nur Eines mag hier, mit näherer Beziehung auf ſeinen Charakter und auf ſeine Lebensgeſchichte, bemerklich gemacht werden, damit man ſich deſſen ununterbrochen erinnere: von Kotzebue, der Menſch, der Schriftſteller, der Dichter erſcheint als ein Schooskind des Glückes, in ſorgenfreier Muße, in erwünſchten häuslichen und freundſchaftlichen Verhältniſſen, in ausgebreitetem Rufe und großem Beifalle des Publikums — aber dies alles genügte ihm nicht, konnte ihm keine Zufriedenheit verleihen; in ihm lebte die Ahnung eines höheren Gutes und das vergebliche Streben nach dieſem unerreichbaren Etwas, wurde die Geiſſel ſeines Lebens. — Es war Achtung, wahre, auf moraliſchen Werth gegründete Achtung, die er ſo ſehnſuchtsvoll zu

erlangen wünſchte, die aber nach den durch keine Truggeſtalt zu beſtechenden Geſetzen der ewigen Gerechtigkeit immer von ihm floh; wie er auch ſeine Rolle wechſeln oder feſthalten mogte: die Achtung ſeines Zeitalters erreichte er nie. —

Zur Wiederherſtellung ſeiner noch immer leidenden Geſundheit, erhielt er, in Mitwirkung des von der großen Kaiſerin perſönlich ſo hochgeſchätzten Zimmermann's zu Hannover, dem v. K. auf ſeiner erſten Reiſe nach Pyrmont näher bekannt geworden war, einen einjährigen Urlaub, den er benutzte, um Deutſchland wieder zu ſehen und im Sommer 1790, unter Zimmermanns ärztlicher Leitung die Heilquellen Pyrmonts wieder zu gebrauchen. V. K. erzählt in der Flucht nach Paris, S. 43: „Ich diene der Kaiſerin von Rußland. Dieſe große und gute Frau gedachte mitten im Gewimmel ihrer Siege und Schlachten eines einzelnen kranken Dieners, deſſen Geſundheit ſchon ſeit Jahren litt, und den die feuchte kalte Luft des baltiſchen Meeres zu tödten

drohte. Sie ſchenkte mir ein Jahr, um mich zu erholen.“ —

Seine Gattin, in naher Hoffnung neuer Mutterfreuden, begleitete ihn bis Weimar, zu ihr kehrte er nach Beendung der Kur mit dem Anfange des Septembers zurück, und dort in ſeiner Vaterſtadt traf ihn das harte Schickſal, dieſe Gattin an den Folgen einer ſonſt glücklichen und ſchnellen Entbindung, in den letzten Tagen des Novembers durch den Tod zu verlieren, nachdem ſie ihn zum Vater einer geſunden Tochter gemacht hatte. Daß dieſe ſchmerzliche Kataſtrophe auf ihn, den nervenſchwachen, höchſtreizbaren, kaumgeneſenen Mann einen heftigen Eindruck machte, war ſehr natürlich, und weckte das Mitleid jedes gefühlvollen Herzens, aber die Art und Weiſe wie er in der eben genannten Schrift ſeine Liebe zur Verſtorbenen und ſeinen Schmerz über ihren Verluſt ausſprach, ließen an der Lauterkeit und Wahrheit beider zweifeln, ſo großen Gefallen auch mitunter empfindſame und hyſteriſche Damen an dieſem literariſchen Todtenopfer fanden. Wenn man durch die Lektüre des Buches zu zweifeln

beginnt, ob v. K. die Darſtellung ſeiner Empfindungen bei dem Krankenbette ſeiner Gattin und auf der nach ihrem Tode vorgenommenen ſchnellen Reiſe nach Paris mit Wahrheitsliebe entworfen, oder wie die gewählte Rolle eines Schauſpiels behandelt habe, ob er überall einer wahren Liebe fähig geweſen ſey und ob er dieſe für ſeine verſtorbene Gattin empfunden habe — ſo ſind es geradehin ſeine eigenen Worte, die ſolche Zweifel erwecken. So erzählt er ſchon in der Vorrede: „Noch iſt es kein Jahr, als ich mir den Scherz erlaubte, ihr (ſeiner Gattin) am erſten April einen kritzlichen, unleſerlichen Brief zu ſchreiben, als komme er von einer armen Witwe, die mit ein paar halbnackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verſchmachte, und ihre Hülfe anflehe. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friederike war damals nicht einmal ganz geſund, aber ſie ſuchte in Eile alte Wäſche und Kleider zuſammen, und ließ anſpannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich ſah den Wagen von Weitem kommen, er hielt ſtill

vor einem Hauſe am Ende der Vorſtadt. Ich erſchrack und glaubte meinen Scherz verrathen. Ach nein! ſie war ausgeſtiegen, um Semmeln zu kaufen für die hungrigen Kinder, welche ſie anzutreffen glaubte. So trat ſie in das ihr bezeichnete Haus, einem Schnupftuch voll Semmeln, und zwei Rubel zwiſchen den Fingern, halb erfroren, und doch weniger unwillig über meinen grauſamen Muthwillen, als darüber, daß ſie wieder wegfahren ſollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war ſie vollbracht! Nie wird der erſte April wiederkehren, ohne Thränen in meinem Auge zu finden! Nur dieſen einen Zug gab ich euch unter tauſenden. Solch ein Weib habe ich beſeſſen — und verloren! Ach! darum ſcheltet nicht, daß ich von ihr rede und nichts anders reden möchte!" —

Iſt ein Mann, der mit den heiligſten Gefühlen, mit dem ſchönen Sinne des Mitleids eines geliebten Weibes, mit Daranſetzung des Verluſtes ihrer Geſundheit und ihrer Achtung, einen „grauſamen Muthwillen" treiben, jene durch

Aprilnarrenſtreiche entweihen kann, iſt der fähig je zu lieben oder geliebt zu werden? —

Dann erzählt v. K — die an ſich in keiner Hinſicht merkwürdige Krankheitsgeſchichte ſeiner Frau mit einer techniſchen Genauigkeit, die ganz zwecklos ſo oft das ſittliche Gefühl beleidigt und Eckel erregt. Man höre ihn (S. 11. ff.) „Herr Hofrath Stark war ſo gütig, gleich mit mir zu kommen, in fünf Stunden war ich hin und her (von Weimar nach Jena) gefahren. Er fand meine Frau ſehr krank, aber noch lange nicht ohne alle Hoffnung, und ich holte zum erſtenmale wieder freien Athem. Ausleerende und ſchweiß-treibende Mittel wurden vereinigt. Mein armes krankes Weibchen war jetzt ſehr eigenſinnig und mürriſch. Sie wollte ſich, zum Beiſpiel, die Lavements, die man ihr verordnet hatte, von Niemanden ſonſt beibringen laſſen, als von mir; ich that es alſo zum erſtenmale in meinem Leben mit zitternden Händen, Hofrath Stark gab mir einige Anweiſung dazu, die Liebe that das Uebrige es ging recht gut, meine Frau küßte mich dafür. Seitdem that ich es immer. O wie leicht wird

der Liebe alles! Ich hoffe nicht, daß jemand bei dieſer Stelle ſpotten wird. Wer anders als gutmüthig darüber lächeln könnte, den würde ich bitter belachen, und für ihn wurden dieſe Blätter nicht geſchrieben.“ — In gleichem Tone redet er Seite 28 und 29 wo „eine freiwillige ſtarke Ausleerung eine Hauptſtütze ſeiner wiederkehrenden Hoffnung iſt,“ und er dennoch, nach dem Rathe der Aerzte, von Neuem „Lavements bereiten läßt und bereits am Bette ſteht, ſein neues Amt zu verwalten.“ —

Gutmüthig lächeln, nicht bitter belachen, darf man, wenn v. K. am Krankenbett (S. 9.) ausruft: „O ſeliger Augenblick! Ich las ihr eine Scene aus meinem Schauſpiele vor, das ich eben unter der Feder hatte, denn ihr Lob oder Tadel, ihr unverdorbenes Gefühl war immer der Prüfſtein meiner Arbeiten. Was ihrem Auge keine Thräne entlockte, das ſtrich ich weg. Ach! weſſen Gefühl wird in Zukunft mich leiten! Mein Genius hat mich verlaſſen und mein Feuer iſt erloſchen! — „Oder wenn er (S. 19.) vom Krankenbett ein wenig

hinaus ins Freie geht und verſichert: „könnte ich alles beſchreiben, was ich auf dieſem Wege gedacht, empfunden, gebetet, gefürchtet und gehofft habe, es müßte ein dickes Buch werden.“ —

„Von Kotzebue's Gattin liegt in den letzten Zügen, und nun — werden wir durch eine Scene überraſcht, die einen Beweis giebt, daß Manches im wirklichen Leben wahr iſt, was in der poetiſchen für ungereimt gelten würde. Führte ein Romanenſchreiber einen Mann auf, der ſeine Gattin zärtlich, ja ſchwärmeriſch zu lieben verſichert, und doch in dem Augenblicke des beginnenden Todeskampfes, in die Kutſche ſich ſetzte, und ſchleunigſt nach Paris führe, um dort die grands et petits Spectacles der Reihe nach zu beſuchen, ſo würde jeder dieſes für unſinnig, charakterlos und unnatürlich halten *) — und doch berichtet v. K. — ſo und nicht anders von ſich ſelbſt. Vielleicht mindert, vielleicht vergrößert dieſe auf-

*) Eben dieſe Anſicht ſprach ſchon die Literatur-Zeitung aus, bei der Recenſion der Flucht nach Paris. 1792. Stück 20. Seite 222 ff.

fallende Charakterſonderbarkeit noch folgende Nachricht (S. 33): „Ich hatte ſchon ſeit länger als acht Tagen einem alten treuen Freunde auf einem Spatziergange geſagt, daß ich alle meine Beſinnung verlieren würde, im Falle das Schickſal das größte Unglück, den Verluſt meines theuren Weibes über mich verhängen würde; ich hatte ihn gebeten, auf dieſen Fall für mich zu denken und zu handeln, um wenigſtens meinen unmündigen, mutterloſen Kindern einen Vater zu erhalten, der ſelbſt ſeit drei Jahren ſein Grab immer offen zu ſehen glaubte; ich hatte ihn gebeten, ſobald das Leben meiner Frau ohne Rettung verloren ſey, in höchſter Eile eine Poſtchaiſe anſpannen zu laſſen, und mit mir in die weite Welt zu fahren, wohin er wolle, nur ſo weit weg als möglich von dem Orte, wo alle meine Freuden ſtarben und die Ruhe meines Lebens begraben liegt. Er verſprach es, und hielt Wort, in dieſer ſchrecklichen Stunde. Er ging ſelbſt, meine Frau noch einmal zu ſehn, er ſah ihren letzten Todeskampf, kam eilig zurück, hoffnungslos zu dem Hoffnungsloſen, und ſchickte nach der Poſt.“ —

So nimmt der Scheidende (S. 52.) auf ewig Abſchied von der Vaterſtadt, die die Freuden des Knaben und die Leiden des Mannes ſah, und ruft aus: „In dir erhielt ich das Daſeyn — in dir verlor ich es wieder! Hoffnung und Fröhlichkeit geleiteten mich in deine Thore, die Verzweiflung trieb mich hinaus!“ —

Dann erhält der Leſer gar flüchtige Reiſebemerkungen, die der Titel: „Flucht nach Paris“ zu rechtfertigen ſcheint, kurze Nachrichten von den Wegen, von den Diligenzen, von den Reiſegeſellſchaften, von den Gaſthöfen — und vorzüglich von den Theatern, auf recht ſonderbare Weiſe durchwebt mit Exklamationen an ſeine Friederike, bald wirklich Gefühl zeigend, bald widerwärtig ſtörend, bald in bombaſtiſche Uebertreibungen ſich verlierend, oder durch Verletzung des konventionellen Wohlſtandes beleidigend, oder nicht ſelten fauniſche Lüſternheit kundgebend. Den 30ſten November war er in Mainz, den 13ten December in Straßburg und den 18ten in Paris. Hier einige Stellen, die charakteriſtiſch ſind: „Man ſandte mir heute (zu Mannheim,

den 9ten Nov.) ein Gedicht von unbekannter Hand, auf die geſtrige Vorſtellung des Kindes der Liebe, des Inhalts: die Kunſt habe die Natur auf ein Meiſterſtück eingeladen, und die Natur habe geantwortet: das müſſe von mir verfertigt, und von Iffland, Beck und der Witthöft geſpielt werden. Dergleichen grobe Schmeicheleien ſind unausſtehlich eckelhaft. Ueberhaupt iſt es ſonderbar, daß jeder, der meine Bekanntſchaft macht, gleich meint, er müſſe mit einem Lobe meiner Stücke gegen mich debütiren. Muß man ſich denn einem Dichter immer mit vollem Maule näheren, wie den morgenländiſchen Königen mit vollen Händen? Wenn die Leute nur wüßten, wie einem dabei zu Muthe, und wie jämmerlich verlegen man iſt, immer die gewöhnlichen Gemeinſprüche herſtottern zu müſſen: „ich bitte gehorſamſt! Sie erzeigen mir viel Ehre! Ihr Beifall iſt mir eine Aufmunterung u. ſ. w." Man glaube indeſſen ja nicht (— Wem wäre dies wohl je eingefallen —) daß mir die Achtung der Menſchen gleichgültig ſey; nur mit ihren Hofworten ſollen ſie mich verſchonen" — (Seite 63).

„Der Buchhändler Amand König zu Straß-burg läßt jetzt eine Ueberſetzung meiner Adelheid von Wulfingen drucken, deren Verfaſſerin eine gewiſſe Madame de Rome in Paris iſt. Dieſe Ueberſetzung gab er mir mit nach Hauſe, um ſie durchzublättern, und die Lektüre der franzöſiſchen Adèle de Wulfing hat mir viel Spaß ge-macht. Es iſt alles franzöſirt" — (Seite 80).

„Dieſe Art Gefangenſchaft (im verſchloſſe-nen Wagen der Diligenze) hat mir manche Her-zensbeklemmung verurſacht, denn ich kann nichts weniger leiden, als ſo eingeſperrt zu ſeyn. Will man einmal p—ſſen, ſo iſt das eine ſchreckliche Weitläufigkeit, ehe der Kondukteur (der den Wa-gen aufſchließt,) gerufen wird; ehe er die Hülfe-rufende Stimme vernimmt; ehe er dem Poſtillion den Befehl, ſtille zu halten, ertheilt; ehe er von ſeinem hohen Sitze herabſteigt, die Thür zu öff-nen; ehe die ſämmtlichen Gepreßten ſich auf ei-nige Augenblicke noch härter zuſammenpreſſen, um den einen Nothleidenden hinauszulaſſen, wobei ſie natürlich oft ſchiefe Geſichter ziehen; ehe die Bank aufgehoben wird, welche den Eingang ver-

bollwerkt; ehe der Tritt heruntergelaſſen wird, auf welchem man zur Erde hinabſteigt: — nein, lieber hält man ſein bischen Waſſer drei Stunden länger an ſich, und wagt alles, ehe man ſich entſchließt, einen ſo gewaltigen Aufruhr zu erregen" — (Seite 85).

„Man findet (in den franzöſiſchen Gaſthäuſern) nirgends Oefen, nirgends geheitzte Zimmer. Man wird ſogleich in die Küche geführt, wo ein gutes Kaminfeuer brennt. Wer glücklicher Weiſe unter den erſten Eintretenden iſt, und ſich überhaupt auf das Herzudrängen verſteht, nun der kann das Vergnügen genießen, ſeinen H— oder ſein Vordertheil zu wärmen, denn beides auf einmal iſt nicht möglich, und das iſt wieder ein neuer Vortheil für den Schnupfenliebhaber, ſo wie auch der Fußboden dieſen ſeltſamen Leuten nicht wenig zu ſtatten kommt, da er nirgends gedielt, ſondern überall mit Backſteinen ausgelegt iſt, welche eine kalte Näſſe ſchwitzen. Dieſer Schweiß iſt es jedoch nicht allein, der die Fußboden netzt, ſondern man findet in jeder Küche noch ſo viel nebenher gegoſſen, geſprützt, ge-

ſpuckt, von Hunden gep—t, daß man ſeines Gleich=gewichts ziemlich gewiß ſeyn, oder das Schlitt=ſchuhfahren gut verſtehn muß, um ſicher darauf zu wandeln" — (Seite 88). Am ſchlimmſten iſt ein armer, mit ſeiner Geſundheit entzweiter Menſch daran, der ſich etwa gewöhnt hat, gewiſſen un=terirdiſchen Gottheiten, die einſt bei den Römern in großem Anſehn ſtanden, jeden Morgen ſein Opfer zu bringen. Das ewige Rütteln des Fuhr=werks wird ihm Verſtopfungen verurſachen; iſt er etwa gewohnt, dieſe durch eine Taſſe Kaffee und eine Morgenpfeife zu bekämpfen, ſo wird ihm entweder gar keine Zeit dazu geſtattet, oder, ge=ſetzt auch, er bricht ſich von ſeiner nächtlichen Ruhe eine Stunde ab, ſteht eine Stunde früher auf, als alle andere, um dieſes große Bedürfniß zu befriedigen, deſſen Vernachläſſigung, wie Mon=taigne ſagt, einen Seneca zum Narren machen kann, wo ſoll er Kaffee hernehmen?" —

„Wäre ich nicht im Mittelpunkte aller Zer=ſtreuungen (in Paris), ſo würde der heutige Tag mir ſehr traurig verfließen, denn es iſt der Stiftungstag unſers Liebhabertheaters.

Heute iſt in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau zum erſtenmale dort geſpielt. Meine theure Friederike machte die Amazili, der Kranz im Haare ſtand ihr ſo gut — o Gott! welch eine ſchmerzliche Rückerinnerung!" — (S. 105).

„In den Logen (des Theaters, denn dies iſt Hrn. v. K—s Flucht = Ziel) rings umher glänzten viele, ſehr viele, größtentheils künſtlich ſchöne Geſichter. Ach! nirgends eine Friederike! nirgends ein Geſicht, das den vollen Ausdruck der Güte, ſo in jedem Zuge trug, als das Ihrige!" — (Seite 115).

„Pſyche (ein Ballet) an der Toilette, wo die Liebesgötterchen allenthalben gleichſam hervorwuchſen; Pſyche als Schülerin der Terpſichore das alles hat theils ſtark, theils ſanft auf meine Sinne gewirkt, die Tänzerin, welche Pſyche darſtellte, war ein reizendes Geſchöpf, und konnte ſo viel Unſchuld heucheln, als ſey ſie in ihrem Leben nicht Tänzerin der großen Oper in Paris geweſen" — (S. 117).

„In die Loge, welche wir eingenommen hatten,

ſchlichen ſich auch ein paar Freudenmädchen ein. Da ich dieſer Klaſſe von Dirnen einmal erwähne, ſo muß ich bei der Gelegenheit ſagen, daß ich auch noch nicht eine geſehen habe, die fähig wäre einen Mann von nur etwas zartem Geſchmacke zu reitzen. Die Frechheit hat jedes Geſicht geſtempelt, und der Platz im Auge, den vielleicht einſt, in früheren Jahren der Unſchuld, Liebesgötter bewohnten, dient jetzt der Siechheit zum Krankenbette. Dicke Schminke deckt die fahle Bläſſe, ſchwärzlich blaue Säcke hängen unter den matten Augen. Das iſt das treue Bild derer die ich bis jetzt ſah, und ich habe viele geſehen, denn im Palais royal ſchwärmen ſie Haufenweiſe herum. Uns gegenüber, in einer Loge, ſaß heute auch eine, die Mannskleider angezogen, aber es weislich ſo eingerichtet hatte, daß man ſie augenblicklich für das, was ſie war, erkennen mußte. Sie hatte Recht, denn ihr Alltagsgeſicht wurde durch den blauen Frack mit rothem Kragen ſehr gehoben. — Wieder auf unſere Nachbarinnen in der Loge zu kommen, denn die guten Kinder hatten ein Auge auf uns geworfen. Sie ſaßen

vorher in der Loge neben uns, mochten aber wohl gehört haben, daß wir deutſch mit einander ſprachen, mochten uns für ein paar fremde Nigauds halten, und geſellten ſich daher zu uns. Stoff zum Geſpräch fand ſich bald. Die Eine frug, ob wir Engländer wären? — Ja, antwortete mein Gefährte. Ich bemerkte darauf, daß die Fragerin zwar ſehr gut franzöſiſch ſprach, aber es ſehr langſam zu ſprechen affektirte. Ich frug ſie um die Urſach. — Monsieur, ſagte ſie, je ne suis pas française, je suis allemande. — Aus welcher Gegend Deutſchlands? — de Vienne, war die Antwort. Eine drollige Lüge, denn wir plauderten immerfort deutſch unter einander und ſie nahm es ganz treuherzig für engliſch. Ich mußte mich auf die Zunge beißen, um ihr nicht ins Geſicht zu lachen. Vermuthlich glaubte ſie unſer Zutrauen zu vermehren, indem ſie ſich ſelbſt für eine Fremde gab. Wenn wir ſtill ſchwiegen, ſo hörte ich ſie unter einander reden, von dieſem und jenem Traiteur und Reſtaurateur, wo man des Abends vortrefflich ſoupire. Das war ein Avis au lecteur. Ich fuhr aber nach Hauſe

und aß mein einfaches Aepfel-Kompot" — (Seite 128 ff.)

„Eine Menge Freudendirnen zierten abermals dieſes Spektakel, und waren zum Theil ſehr zudringlich. Eine davon ſteckte meinem Gefährten ihre Addreſſe in die Hand, die ich zum Scherz genau kopiren will: Mlle Adelaide, au palais royal Nro. 88 par le derrière. — Wer Luſt hat ſie zu beſuchen, der mag es thun" — (Seite 134).

„Die Unverſchämtheit der Freudenmädchen lernte ich an dieſem Abend erſt recht kennen. Sie waren heute alle außerordentlich geputzt; man hätte die geringſte unter ihnen für eine Dame genommen. Zwei junge hübſche Dinger, welche Arm in Arm gingen, verfolgten uns unaufhörlich, und ſchlugen uns eine partie quarrée vor. Um ſie los zu werden, ſagte ich der einen, ihre Gefährtin ſey nicht hübſch genug. — Mais, ſagte ſie, elle est très bien composée. — Während dieſes Geſpräches drängte ſich eine dritte zwiſchen uns, und raunte mir ſehr ſchnell ins Ohr: voulez vous venir, me voir? — Das nahmen die andern beiden, die ſchon lange auf uns Jagd ge-

macht hatten, ſehr übel. Comment Madame! ſagten ſie der Neuhinzugekommenen: vous nous enlevez nos hommes? — Um ihrem Streite die Realität zu benehmen, ließen wir ſie alle drei ſtehn, und verſchwanden im Gedränge. Eine Vierte hatte uns vermuthlich deutſch reden hören, und drängte ſich nun beſtändig an uns heran, indem ſie das Wort deutſch! deutſch! in einem ſehr komiſchen Accente ausſprach, welches ſie irgendwo aufgeſchnappt haben mochte. Eine fünfte endlich, welche mein Gefährte im Schauſpiele hatte kennen lernen, ein niedliches, kleines Ding von kaum ſechzehn Jahren, drollig und lebhaft, lud uns mit ſo ausgelaſſener Luſtigkeit zum Souper ein (verſteht ſich auf unſere Koſten) daß wir uns entſchloſſen, mit ihr zu gehn, um doch einmal zu ſehn, wie es bei einem ſolchen Mädchen ausſehe und auf welchem Fuß ſie lebe." —

Doch genug und vielleicht ſchon bis zum höchſten Widerwillen zuviel, von der Art und Weiſe wie der Hr. v. K., der über den Tod ſeiner Gattin im tiefſten Seelenſchmerz verſunkne Witwer, ſich mit den Freudenmädchen zu unterhal-

ten und wo es ihm etwa rathſam dünkt, ſeinen Begleiter als Sündenträger vorzuſchieben weiß. Aber Kotzebue's moraliſche Seelenſtärke kann mit Leichtigkeit ſolche Extreme vereinigen und ſich vor ſich ſelbſt, wie vor dem gleichgeſinnten Leſer rechtfertigen: „Ich," ſagt er, „einem Freudenmädchen gegenüber! Einem hübſchen närriſchen Mädchen das um uns her gaukelte, und durch jede ihrer Bewegungen Begierden zu wecken ſuchte — — Ach! wer ſo geliebt hat, als ich, der darf ſich kühn unter Lais und Phrynen wagen. Ein Gedanke an meine Friederike — o wie klein und albern, wie eckelhaft und langweilig kam mir alles rings umher vor. Ein Gedanke an dich! vielleicht hat dein Geiſt mich umſchwebt! wohl mir! ich darf deine Gegenwart nicht ſcheuen, ſelbſt bei einem Freudenmädchen. — — O ich kann das nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe iſt; aber meine Empfindungen ſind wahrlich edel! und ſo verachte ich den, der vielleicht den Mund ſpöttiſch verzieht, wenn er lieſ't, daß ich bei einem Freudenmädchen war — — (Seite 152 ff. ff.). Da findet man dann den pſycholo=

giſchen Schlüſſel zu dem ſchnellen Wechſel der Empfindungen, wovon Ein, in der großen Oper verlebter Abend wieder ein recht auffallendes Beiſpiel giebt. Zuerſt wird Gluck's Alceſte gegeben, da arbeitet ſeine kranke Phantaſie Aehnlichkeiten und Beziehungen zu ſuchen. — „Ja, es iſt vielleicht lächerlich, aber nicht lachenswürdig: ich ſah im Admet mich ſelbſt! Admet krank, ich auch; ſein Weib opfert das Leben für das Seinige: ich reiſe, um meine Geſundheit wieder herzuſtellen, meine Frau begleitet mich aus Liebe, und — verliert ihr Leben auf dieſer Reiſe! Hat ſie ſich nicht auch für mich geopfert?" — (Seite 217). — Aber bei dem Ballete, Telemach und Pſyche, welches man als Nachſpiel giebt, verweilt „die kranke Phantaſie," bei ganz andern Aehnlichkeiten und Beziehungen. „Telemach erhält, wie Pſyche, alle Sinne in einer lieblichen fröhlichen Spannung. Wie die hübſchen Mädchen umherwimmeln, wie göttlich ſie tanzen, wie wollüſtig, und doch grazienvoll jede ihrer Bewegungen, welcher ſüße Wirwar, welche Gruppen! — Für ein Raffinement von Koketterie

halte ich es, daß die Unterhoſen der Damen von fleiſchfarbener Seide gemacht ſind" (Seite 220). Darf man von v. K— das rühmen, was er an einer reizenden Schauſpielerin, „die kleine, liebe, unſchuldige Roſe Renaud" preiſ't? — Er ſagt: „Wenigſtens hat ſie die Uniform der Tugend, die Sittſamkeit noch nicht abgelegt, und ſo lange ſie die Uniform trägt, ſo lange glaube ich und will es durchaus glauben, ſie ſey im Dienſte der Tugend" — (Seite 239).

Nachdem der Leidtragende ſo bis zum 3ten Januar 1791 ſein Tagebuch fortgeführt hat, verzeichnet er mit einemmale, „daß er nicht länger in Paris bleiben mag" und giebt zwölf Urſachen an, die ihm den Aufenthalt verleiden. Wer die erſte und die letzte hört, kann die dazwiſchen liegenden, als gleichartig, leicht errathen. „Wenn ich," erzählt er, „auch ein Jahr lang hier wohnte, ſo würde ich doch nie zu Hauſe ſeyn, und wo ich nicht zu Hauſe bin, da gefällt es mir nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichts bedeutend iſt, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich. — Ich pflege

des Morgens vor ſechs Uhr aufzuſtehen. In Deutſchland kann ich mein Frühſtück zu jeder Stunde haben, hier muß ich warten, bis es dem Garçon auf dem Kaffeehauſe gefällig iſt, aufzuſtehen, und an mich zu denken, und das geſchieht nie vor halb neun Uhr, alſo drei Stunden ſitze ich nüchtern, und weil ich das nicht gewohnt bin, ſo macht mirs unangenehme Empfindungen. — — — „Und endlich zwölftens: man mag ſich noch ſo ſehr vorſehen, ſo wird man hier und dort und überall um ſein Geld geprellt, und ſo grob, ſo Gewiſſen- und Schaamlos geprellt, daß die tiefe Verachtung, welche man für ſolche Menſchen fühlen muß, endlich zur läſtigſten und drückendſten Empfindung wird.

So giebt v. K. in ſeiner Flucht nach Paris von Seite 285 bis 292 (erſchienen 1791) die Veranlaſſung ſeiner ſchnellen Abreiſe an; in ſeinem literariſchen Lebenslaufe, den er im fünften Bande der jüngſten Kinder ſeiner Laune, fünf Jahre ſpäter, 1796, mittheilte, erfährt man eine ganz neue Veranlaſſung der Rückreiſe, nach der jene zwölf Urſachen als unwahres Geſchwätz

erſcheinen. Er ſagt (Seite 227.): „Der Kummer über den Tod meines guten Weibes trieb mich in die weite Welt. Ich floh nach Paris, und ohne einen Wink unſeres Geſandten, würde ich mich ein halbes Jahr lang in die Wellen dieſer Hauptſtadt begraben haben.“ —

Den 4ten Januar um 6 Uhr fährt v. K. mit der famoſen Diligence von Paris ab, wundert ſich an den Ufern der Marne, „daß jenes Land nicht Schaaren von Idyllendichtern hervorbringt,“ und gelangt den 12ten nach Mainz, fürs erſte das Ziel ſeiner Reiſe. Das Klima iſt dort ſanft und mild, die Gegend rings umher göttlich ſchön, und der Umgang, für den er gern allein lebt, ſehr angenehm. „Die Herren Koch, Chriſt und Porſch ſind die Vertraute und Lieblinge ihrer Kunſt. Den Erſteren ſieht man nur zu ſelten, weil man ihn immer zu ſehn wünſcht. Die ſanfte Madam Porſch, die ſchalkhafte Madam Mende und Madam Eunike, die geborne Gurli, ſind Zierden dieſer Bühne. Ueberhaupt wird man ſelten auf einem Theater ſo viele

hübſche Geſichter antreffen als auf dem hieſigen. Was ich ſonſt noch von und über Mainz zu ſagen wüßte, das ſage ich nicht." —

So endet die Flucht, und das Büchlein beſchließt eine Nachſchrift und Zueignung, in der der Verfaſſer jedem ſeiner Biographen die Pflicht auferlegt, in dieſer Schrift das wahre Gemälde ſeines individuellen Charakters zu finden. Er verſichert:

„Wer dies kleine Buch geleſen hat, kennt mich, ſo gut ich mich ſelbſt kenne." — (Seite 306).

Darum war es ein Akt der hiſtoriſchen Gerechtigkeit bei den einzelnen Zügen der Mittheilung zu verweilen, den Verfaſſer auf ſeinem Wege zu begleiten und ihn ſelbſt, der ſich ſo redeſelig ausſpricht, mit ſeinen Worten auftreten zu laſſen. Dieſe Mittheilungen mag die geharniſchte Schutzrede beſchließen, die v. K. in ſeinem literariſchen Lebenslaufe, dieſem Trauerdenkmale ſeiner verſtorbenen Gattin hält (Seite 228 u. ſ. f.): — Ich vertauſchte das von Krämpfen erſchütterte Paris mit dem damals ſo ruhigen und freundli-

chen Mainz. Hier brachte ich das Tagebuch jener Reiſe, und meines kummervollen Lebens, in Ordnung; es erſchien unter dem Titel: die Flucht nach Paris. Ueber dieſes Buch iſt denn auch wie gewöhnlich, viel Dumm-böſes und Bös-dummes geſchnattert worden; beſonders hat man ſich in der Behauptung gefallen: es ſey der erkünſtelte Ausdruck eines erlogenen Gefühls. Ich habe über den Grund dieſes geiſt- und herzloſen Tadels nachgedacht, und ihn da gefunden, wo ſo vieler moraliſche Unrath verborgen liegt: in der Eitelkeitsgrube des Menſchen *). Verſtand und Gefühl ſind Dinge, von denen ein Jeder gerade ſo viel beſitzt, als zu ſeiner Zufriedenheit hinreicht. Daß ein Dritter ihm am Verſtande überlegen ſey, das räumt der Menſch wohl zuweilen ein,

*) Sehr richtig; nur überſieht v. K. die Eitelkeitsgrube des eigenen Herzens, indem er die anderer Menſchen zu befahren trachtet. Die erſte Veranlaſſung jenes Tadels, den er herzlos nennt, lag in der näheren Bekanntſchaft mit dem häuslich-ehlichen Verhältniſſe, wo Leichtſinn und Selbſtſucht auf der einen Seite, auf der andern Eiferſucht manchen Zwieſpalt erregten.

weil es eine nicht wohl abzuleugnende Sache iſt; aber er tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß er wenigſtens die nämliche Perfektibilität beſitze, und daß jener nur, entweder durch eine koſtbare Erziehung, oder durch glückliche Situationen, ihm den Vorſprung abgewonnen; er fühlt ſich daher geneigter, die Gaben des Zufalls zu verzeihen. Das Gefühl hingegen, dieſes Geſchenk der Natur, kann er, ohne ſich ſelbſt zu demüthigen, keinem dritten in einem höheren Grade zugeſtehn. Wenn ihm alſo eine Erſcheinung aufſtößt, die er mit ſeinem bischen Gefühle nicht umſpannen kann, ſo nennt er ſie ohne Umſtände Erdichtung, und rettet ſeine Eigenliebe durch ein Achſelzucken. Alles das hätte ich früher bedenken, und mein überſtrömendes Gefühl in meine Bruſt einkerkern ſollen. — Eine andere Gattung von Menſchen leugnet die Wahrheit ſolcher Empfindungen aus Bosheit; ſie fühlt, daß die tiefe Trauer eines Gatten ihm Mitleid und Liebe erwirbt, Schätze, welche die Misgunſt einem verhaßten Feinde ſo gern rauben mögte. Daher die ſcheelſüchtigen Recenſionen dieſes Buches, das,

man mag ſagen, was man wolle, eines der Wenigen iſt, die allein das Herz diktirt hat. Dieſen Stempel trägt es an der Stirn, und ich fordere unſere erſten Dichter heraus, etwas Aehnliches zu ſchreiben, wenn ſie nicht in einer ähnlichen Lage ſind.“ —

In den ſo eben bezeichneten Zeitpunkt des v. Kotzebueſchen Lebens fällt die Erſcheinung einer Flugſchrift, die für Kotzebue, für die Entwickelung ſeines öffentlichen Charakters, für das Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen über ihn, von größter Wichtigkeit iſt, und als ein Wendepunkt ſeines Lebens ſchon deshalb für ihn ſehr folgereich wurde, weil von hier an alle ſeine Bemühungen, eine auf Anerkennung des ſittlichen Werthes gegründete Achtung zu erlangen, ſcheiterten. Da die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes Libell und ſeinen Urheber, als ein herrliches Zeugniß, wie die Stimme des Volkes und die ewige Gerechtigkeit moraliſche Verbrechen beſtrafen, nicht allein in dem Augenblicke ſeiner Erſcheinung, ſon-

dern mehrere Jahre hindurch fixirt war, da durch dieſe Schrift die Ehre und das Glück ſo vieler Männer geſtört und ſelbſt manches Leben verkürzt wurde, da ſpäter dieſe Erſcheinung oft in Erinnerung gebracht, aber nie im Zuſammenhange erzählt iſt, da mehrere hierher gehörige Dokumente zu literariſchen Seltenheiten geworden ſind, da Kotzebue, in den Tagen ſeines Glanzes jeden Hinblick auf dieſe Geſchichte ſo ſorgfältig zu verwirren ſich bemühte, ſo ſoll hier eine vollſtändige Darſtellung derſelben, als ein Beitrag zur Literargeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, verſucht werden. —

Geſchichte der Schrift:
Doktor Bahrdt
mit
der eiſernen Stirn.

Am Ende des Jahres 1790 wurde, ohne Namhaftmachung des Verſenders, durch die deutſchen Buchhandlungen eine Druckſchrift verbreitet, die den Titel führt:

> Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirn, oder die deutſche Union gegen Zimmermann. Ein Schauſpiel in vier Aufzügen von Freyherrn von Knigge. 1790.

Die Titelvignette (wodurch die ſelten gewordene, und jetzt in Auktionen oft mit mehreren Thalern bezahlt werdende Originalausgabe, ſich

von den mehrmals veranſtalteten Nachdrücken unterſcheidet,) zeigt eine Geierkralle und eine Löwentatze, die von entgegengeſetzten Seiten aus Wolken kommend, in einander greifen, und die Ueberſchrift haben: Vis unita fortior. Nach dem Titelblatte folgt eine „Zueignungsepiſtel an den Herrn Schauſpieldirektor Großmann," die ſchon vorläufig den Zweck Unternehmers, den Ritter von Zimmermann *) zu Han-

*) Johann Georg von Zimmermann geb. zu Brugg, im deutſchen Theile des Kantons Bern, den 8ten Dec. 1728, erhielt eine großartige wiſſenſchaftliche Bildung zu Göttingen, unter der Leitung ſeines unſterblichen Landsmannes Albrecht von Hallers. Er wählte den Beruf des Arztes, und erlangte als ſolcher gar bald vielen Ruhm, wie er denn zugleich als Schriftſteller durch ſeine Werke, über die Reitzbarkeit; von der Erfahrung in der Arzneikunde; vom Nationalſtolz, wie durch ſeinen erſten Verſuch, über die Einſamkeit, allgemeine Aufmerkſamkeit und Bewunderung erregte. 1768 ward er als königl. Leibarzt und Hofrath nach Hannover berufen. Viele Regenten und Fürſten gaben ihm Beweiſe der Hochachtung und Katharina II ernannte ihn, mit dem ſie einen lebhaften Briefwechſel unterhielt, zum Ritter des Wladimir Ordens,

nover an ſeinen vielen literariſchen Gegnern zu rächen, andeutet, und als der einzige, nicht mit den frecheſten Zoten durchwebte Theil des Pasquills, hier ſtehen mag; ſie lautet:

— „Gott zum Gruß! mein lieber Großmann! wenn Gott anders mit uns beiden etwas zu thun haben will. Ich bin ſehr ſchwach und krank, mein letztes Stündlein naht, und da geht es mir,

---

damals für einen Gelehrten eine große Auszeichnung; indeß genoß er wenig Lebensfreude, denn manche körperliche Uebel, ein lokaler Schaden, ungewöhnliche Reitzbarkeit ſeiner Nerven, Familienleiden und immer mehr überhandnehmende Hypochondrie ſtörten den Frieden ſeines Daſeyns. Mit ſeiner Celeberität, die noch dadurch wuchs, daß Friedrich der Einzige, ihn an ſein Krankenbette berief, wuchs ſeine Eitelkeit und der Unwille ſeiner Neider und Gegner; beiden gab er ſelbſt die Waffen in die Hand, durch die berüchtigt gewordenen Fragmente über Friedrich II, wo er ſich beſonders dem entgegen ſtellte, was man damals Aufklärung nannte. Ueberall ſah er nur Zeichen der Vernichtung der chriſtlichen Religion und der Fürſtengewalt. — Früher, als ſein Körper, erlag ſein Geiſt den düſteren Gebilden, die ihm die Wirklichkeit und die Phantaſie zeigten. Die Erſcheinung des Bahrdt m. d. e. St. vollendete ſein Unglück. — Er ſtarb 1795 zu Hannover. —

wie es unſeres Gleichen gewöhnlich zu gehen pflegt: das Bischen Gewiſſen rührt ſich. Alle die alten Geſchichten, zum Beiſpiel die Eheteu-feleien in Göttingen (und wer vermag die Sterne am Himmel zu zählen?) ſtehen rabenſchwarz vor meiner Seele.“

„Unter andern, mein lieber Großmann! — er weiß wohl — haben wir uns ſchwer an dem braven Zimmermann verſündigt, wenn wir uns des Abends, nach dem Eſſen mit einander hin-ſetzten, und mit dem Viertelpfunde Witz, welches uns Gott verliehen hat, einen unerlaubten Wu-cher trieben. — Da habe ich nun alle meine Kräfte zuſammengerafft, um wieder gut zu ma-chen, ſo viel ich kann, und hoffe, da Zimmer-manns Großmuth mir aus tauſend Beiſpielen bekannt iſt, er werde mir alle meine Thorheiten verzeihen, auf daß ich ruhig ſterben könne. — Die heilige Lavaterſche Salbung, welche hier in Bremen herrſcht, wo ich ſeit kurzem Droſt ge-worden bin, hat viel zu meiner Bekehrung bei-getragen. Ihm, lieber Freund! rathe ich, ſobald er morgenfrüh aus dem Bette aufſteht, ſich be-

müthiglich in Zimmermanns Behauſung zu verfügen, damit dieſer wahrhaft große und gute Mann, die Hand auf ſeine kahle Glatze lege, und ihm alle ſeine winzigen Albernheiten verzeihe. Nur unter dieſer Bedingung, und da wir immer alte Freunde und Spiesgeſellen geweſen, habe ich ihn in dieſer luſtigen Komedia nicht ſelbſt mit auftreten laſſen, wie es ſich doch gar eigentlich gebührt hätte. Nehme er ſich in Zukunft aber wohl in Acht, und ſey er keine von den ſchmutzigen Fliegen, die ſich nicht entblöden, ihr Häuflein auf einen blanken Spiegel zu ſetzen. — — Geſchrieben zu Bremen. Am Tage des Erzengels Michael, 1790, von dem Erzſchalk Knigge."

Die dann verzeichneten ſpielenden Perſonen ſind: Doktor Bahrdt, mit der eiſernen Stirn, der gute Bieſter, der wohlgezogene Gedike, der junge Büſching, der uneigennützige Campe, der feinlachende Trapp, der Achſelträger Boje, der artige Klockenbring, der kleine geile Mondkorreſpondent Lichtenberg, der blinde Ebeling, der Heerführer Nicolai, der keuſche Käſtner, der arme Teufel Quittenbaum, der

Leipziger Magiſter, Aſſiſtent des Vorigen, Monſieur Liserin, der Zopfprediger Schulze, der kleine, tapfere Mauvillon, der verkappte Blankenburg, Doktor Luthers Geiſt, Goldhagens Geiſt, Ritter von Zimmermann, Heinrich, deſſen Bedienter, Chor von Zeitungsſchreibern unter Anführung des unbedeutenden Ettingers, die Schulräthe Stuve und Heuſinger, der Marionettenprincipal Schink u. ſ. w. Aufwärter, Huren, Himmliſche Heerſchaaren u. ſ. w.

Im erſten Aufzuge finden ſich die genannten Perſonen einzeln auf Bahrdts Weinberge ein und vereinigen ſich, von Neid und Misgunſt durchdrungen, gegen Zimmermann gemeinſchaftliche Sache zu machen; im zweiten wird das Bündniß durch einen feierlichen Schwur beſiegelt, im dritten rühmt jeder der Verſchworenen, was er gegen Zimmermann thun, wie er ihn in ſeinen Schriften angreifen will, und im letzten, dem vierten Aufzuge, überſchrieben: „Apotheoſe des Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirn und ſeiner Mitverſchwornen“ erhält Zimmermann die gegen

ihn gerichteten Schmähſchriften und — ſendet ſie auf den Abtritt. Ein Epilogus beſchließt das Ganze. Hier die letzten Reime:

„Friſch auf! ihr beiſſiges Geſindel!
Packe nun jeder ſein Bündel,
Und kehre wohlgemuth nach Haus,
Denn die luſtige Farce iſt aus.
Die Peitſche wird hier an den Nagel gehängt,
Und zuweilen mit Oel ein wenig eingeſprengt,
Damit ſie fein geſchmeidig bleibt,
Wenn euch der Kitzel noch einmal treibt.
Dann holen wir ſie wieder herunter,
Und ſchwingen ſie luſtig, tapfer und munter."

Daß dieſer an ſich höchſt dürftigen Fiktion in ſofern keine Wahrheit zum Grunde liegt, als wie jeder mit der Literargeſchichte jener Tage einigermaaßen Bekannte weiß, nie eine Verbrüderung oder Union ſtatt gefunden hat, um Zimmermanns Ruhm zu vernichten, daß vielmehr jene Schriftſteller, die ihn angriffen, jeder für ſich, nach ganz verſchiedenen Veranlaſſungen gegen Zimmermann auftraten und daß ſeine vielen Gegner unter ſich zum Theil ſehr feindſelig gegen einander dachten, iſt entſchieden; eben ſo wenig

kann auf der andern Seite geleugnet werden, daß weder vor= noch nachher in deutſcher Sprache jemals irgend etwas geſchrieben und gedruckt iſt, wo die größte ſittliche Verworfenheit ſo zur Schau getragen iſt, als im Bahrdt mit der eiſernen Stirn. Der verabſcheuungswürdigſte Schmutz der verworfenſten Bordellſcenen, die gräßlichſten Zoten, die Gräuel, welche der Entarteſte zu ver= decken ſich bemüht, ſind hier zuſammengehäuft und offen mit frechem Wohlgefallen dargelegt, auf eine Weiſe, die um ſo mehr allen Glauben überſteigt, da die als ſpielende Perſonen genann= ten Schriftſteller mit einer genauen Kenntniß ihrer Perſonalität dargeſtellt ſind. —

Wenn ſich ſo der Verfaſſer dieſer Schand= ſchrift — es wird nicht zu viel behauptet — als ein, jedes ſittlichen Gefühl Verlorenhabender kund giebt, ſo darf man doch nicht verkennen, daß er ſo viel Witz zeigt, eine ſo entſchiedene Fertigkeit durch charakteriſtiſche Züge ſeine Perſon zu vergegenwärtigen, eine Leichtigkeit in der Kari= katur= Zeichnung und ein Talent für die ſchmutzig= ſte, jede Schranke verſchmähende Satyre — und

daß man, wider Willen, oft an Ariſtophanes kecke Manieren erinnert wird. Schon die bezeichnenden Beiworte der ſpielenden Perſonen ſind unübertreffbar gewählt. Das große Aufſehn, welches die Farce erregte, fand zum Theil ſeinen Grund in dem beleidigten ſittlichen Gefühle jedes Leſers, in der tiefen Verachtung eines Verbrechens, das den Menſchen zum Auswurf der Schöpfung macht; es ſtieg jenes Aufſehn noch dadurch, daß mit dem Vorwurfe der ſchändlichſten Laſter hier eine Menge von Männern öffentlich gebrandmarkt wurden, die als Schriftſteller vielen Ruhm in Kunſt und Wiſſenſchaft erlangt hatten. Wie jedes Blatt der Schandſchrift Infamien häufte, ſo ſprach auch ſchon der Titel eine der größten aus, indem hier Knigge, ein Mann von vielſeitigen Verdienſten, als Schriftſteller geliebt, als Staatsbürger auf einem bedeutenden Ehrenpoſten ſtehend, als der Verfaſſer genannt wurde. Knigge lebte, dies war bekannt, mit Zimmermann in nichts weniger als freundſchaftlichen Verhältniſſen, er hatte mit letzterem literariſche Streitigkeiten, die, veranlaßt durch angeſchuldigte politiſche Mei-

nungen, ſogar bis zum Injurienprozeſſe gediehen. Hiernach ſchien es zwar unerklärlich, daß er auf eine ſolche Weiſe, um Zimmermanns Gegner zu züchtigen, die Feder ergreifen ſollte! jedoch ſagten andere dagegen: Knigge hat ſich bereits durch mehrere humoriſtiſch = ſatyriſche Schriften bekannt gemacht, ſein Muthwille hat ihn ſchon zu manchem literariſchen Schwanke verleitet, er hat hier die Miene eines Verehrers Zimmermanns angenommen, um ihm auf dieſem Wege die boshafteſten Schläge zu verſetzen; eine ſo hingeſprochene Vermuthung war in jenen Tagen der aufgeregten Gemüther hinreichend, in den Augen Mancher das verläumderiſche Vorgeben dieſer neuen, aufgedrungenen Unterſchrift zu beſtätigen. —

Indeß die allgemeine Stimme die Ausmittelung, und Beſtrafung des Urhebers dieſes Frevels forderte, und die polizeilichen Beſtimmungen vieler Länder die weitere Verbreitung des dramatiſchen Schandgemäldes zu verhindern ſich bemühten, fand die Churfürſtlich Hannöverſche Regierung zuerſt eine nähere Veranlaſſung in jener Hinſicht ernſtliche Schritte zu thun.

Unter die mit den ruchloſeſten Schmähungen und Beſchuldigungen beſudelten Perſonen des Bahrdts mit der eiſernen Stirn gehörte Klockenbring, ein Mann der zu Hannover in geachteten, glücklichen Verhältniſſen lebte, mit der Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten im öffentlichen Amte die Polizei der Stadt verwaltete, mit Zimmermann in gutem Vernehmen ſtand und nie etwas wider ihn geſchrieben hatte. Dieſer Mann — man erfuhr nie, auf welche Veranlaſſung — war hier unter die Feinde Zimmermanns geſtellt, und mit der verabſcheuungswürdigſten Bosheit als Menſch und als Officiant der gräuelvollſten Laſter beſchuldigt. Solches Unglück erſchütterte ihn ſo, daß er auch bald darauf in eine völlige Verſtandeszerrüttung verfiel und ſtarb; er zeigte der hannöverſchen Regierung das Daſeyn des ſtrafwürdigen Pasquills deshalb officiell an, weil in demſelben viele verdiente unbeſcholtene Männer, von denen beſonders mehrere unter dem Schutze der Hannöverſchen Regierung lebten, pasquillantiſch angegriffen waren, weil es ihm beſonders in dem Ver-

hältniſſe zu ſeinem Amte die größten Verbrechen andichte und endlich, weil die ihm gemachten Beſchuldigungen von der Art wären, daß ſelbſt die churfürſtliche Regierung dadurch in ein ſehr böſes Licht geſtellt ſey.

Sofort ward von der Regierung der Juſtitzkanzelei aufgegeben, Alles aufzubieten, um auf dem Wege gerichtlicher Unterſuchung den Verfaſſer herauszubringen. Im Publikum trug man ſich mit verſchiedenen Vermuthungen; manche hielten Zimmermann ſelbſt fähig, der Verfaſſer des Pasquills zu ſeyn; doch ſprach zu ſeiner Vertheidigung die von ihm nie verleugnete Achtung für Anſtand und ſittlichen Werth, andere glaubten, daß denn doch wohl Knigge der Verfaſſer ſeyn könne, wenn auch der Druck ohne ſeine Mitwirkung erfolgt ſey, noch andere richteten ihren Verdacht auf Dr. Bahrdt, auf Mauvillon zu Braunſchweig, auf den damals ſehr beliebten Schriftſteller Friedrich Schulz zu Mitau, den Verfaſſer des Moritz und der Leopoldine, und auf andere. Auf den wahren Verfaſſer dachte niemand; viele unſchuldige Menſchen

wurden in dieſe Geſchichte gemiſcht, in gerichtliche Unterſuchungen gewickelt, und um die Ruhe ihres Lebens gebracht.

Der Obriſtlieutenant Mauvillon zu Braunſchweig, bekannt durch ſeine literariſche Verbindung mit Mirabeau, hatte ziemlich laut geäußert: „er ſey für ſich, nach perſönlicher Ueberzeugung, über den Verfaſſer des „Bahrdt“ gar nicht in Zweifel,“ dieſes wiederholte er auch aktenmäßig, als er auf Requiſition der Hannöverſchen Regierung von den Braunſchweigſchen Militair-Gerichten, den 19ten Januar 1791 vernommen wurde. Er erklärte hier: „Vor dem Publiko, dem eigentlichen und einzigen Richter der gelehrten Streitigkeiten getraue ich mich den Verfaſſer der bemeldeten Schrift ſo deutlich zu erweiſen, daß alle diejenigen, die gewohnt ſind, Schriften zu unterſuchen, ſogleich ſagen werden: Ja! er iſts! — Ich getraue mich eben da, dieſe höchſt gründlichen Vermuthungen, durch Data zu verſtärken, die dieſelben zu einem ſolchen moraliſchen Beweiſe erheben würden, bei dem ein jedes Gemüth ſich ſelbſt in einer ſehr wichtigen Angele-

genheit, völlig beruhigen würde. Aber derglei⸗chen vor Gerichte vorzutragen, empfinde ich einen unüberwindlichen Widerwillen *)." — Auf dieſe zwar ablehnende, jedoch die Aufmerkſamkeit in der That erſt recht ſpannende Ausſage, erfolgte von Hannover eine neue Requiſition, wonach Mauvillon angehalten wurde, ſeine gründlichen Vermuthungen und geſammelten Data über den Urheber jener Schrift, wie er es mittelſt körper⸗lichen Eides zu bekräftigen ſich getraue, anzuge⸗ben; worauf denn M. zu den Akten gab:

„Des Obriſtlieutenants Mauvillon's gründliche Vermuthung und geſammelte Data, nach welchen er feſt überzeugt iſt, daß der Verfaſſer der Schrift: Bahrdt mit der eiſernen Stirn, oder die deut⸗ſche Union gegen Zimmermann, kein an⸗

*) Siehe: des Herzoglich Braunſchweigſchen Ingenieur⸗Obriſtlieutenants Mauvillon gerichtliche Verhöre und Ausſagen, den Verfaſſer der Schrift, Bahrdt mit der eiſernen Stirn betreffend. Braunſchweig 1791. Seite 10.

derer Menſch iſt, als der Herr Hofrath, Leibarzt und Ritter von Zimmermann ſelbſt,“

auch gleich darauf, in der eben genannten Schrift dieſe Deduktion ſeiner Vermuthung dem Publiko vorlegte. Geht man die Gründe der Vermuthung und die geſammelten Data durch, ſo läßt ſich in der Entwickelung und Zuſammenſtellung derſelben ein gewiſſer Scharfſinn, aber auch ein wider Zimmermann ſehr gereiztes Gemüth nicht verkennen. Manche leidenſchaftliche Schritte die jener gegen ſeine Widerſacher gethan, Gleichheit der Ausdrücke in den Zimmermannſchen Schriften und in dem Pasquille, die ſchon von Z. vorgetragene Idee von einer Verbrüderung, welche gegen ihn geſchloſſen ſey, mehrere Fehlſchritte, zu denen Z. durch ungemeſſene Eitelkeit und Eigenliebe verleitet war, eine genaue Kenntniß von allem, was je gegen Zimmermann geſchrieben, wie der Urheber deſſelben u. ſ. f. waren die Wahrſcheinlichkeitsgründe die Mauvillon aufſtellte, und die er dahin mit einem Eide zu bekräftigen ſich bereit

erklärte, daß er ſie für entſcheidend halte, um vermittelſt derſelben zu der moraliſchen Ueberzeugung der ausgeſprochenen Behauptung zu gelangen. Er fügte hinzu (S. 106): „Es iſt aber kein juriſtiſcher Beweis. Es bleibt immer möglich, daß ein Anderer der Verfaſſer ſey. Ich habe indeß auch keinen juriſtiſchen Beweis verſprochen, und der hat auch von mir nicht gefordert werden können. Ich habe mich anheiſchig gemacht, den Verfaſſer vor dem Publiko ſo deutlich zu erweiſen, daß Jeder, der gewohnt iſt, Schriften zu prüfen, ſagen ſoll: Ja! er iſts! — und das glaube ich gethan zu haben. Ich berufe mich desfalls lediglich auf das Zeugniß des Publikums.“ —

Hiergegen erklärte Herr von Zimmermann, im 45ſten Stücke des Hamburger unpart. Korreſpondenten 1791: — „Ohne mein Vorwiſſen erſchien Bahrdt m. d. e. St. — Ganz Hannover hatte dieſe Schrift ſchon geleſen, als ich dieſelbe zum erſtenmale ſah, und mit Schrecken und Betrübniß ihren Inhalt erfuhr. Man wünſchte dieſe Schrift unter Henkers Hände zu bringen. In

öffentlichen Blättern behandelte man den Verfaſſer als den ſchändlichſten Buben, der je gelebt habe; man ſagte, die geringſte Strafe die er verdiene, ſey Staupenſchlag und Brandmark. Dieſe journaliſtiſchen Rechtsſprüche waren ergangen und allgemein bekannt; und nun ſchrieb Herr D. L. Mauvillon ein Buch, um zu beweiſen: ich ſey der Verfaſſer des Bahrdt ꝛc. — Auf eine ſolche Beſchuldigung muß ich antworten, da ein Officier ſie drucken läßt, da ein Officier vor einem Kriegsgerichte ſie auszuſprechen wagt! Meine ganze, ſehr kurze, völlig hinreichende Antwort gab ich heute, unaufgefordert der königl. Juſtitz-Kanzelei zu Hannover mit dieſen Worten: Ich bin willig und bereit, den ſchauderhafteſten Eid zu ſchwören, daß ich weder mittelbar, noch unmittelbar den allergeringſten Antheil an der Schrift des Bahrdt mit der eiſernen Stirn habe, und daß ich von dem ganzen Inhalte dieſer Schrift nichts wußte, bis ich dieſelbe gedruckt in meinen Händen ſah." —

Indeß ſo dem in dieſer Sache unſchuldigen

Zimmermann auf das Uebelſte mitgeſpielt wurde hatte die hannöverſche Juſtiz = Kanzelei erfahren, daß die Schmähſchrift bei Henning in Graitz im Voigtlande gedruckt war, daß die vorhin näher bezeichnete Titelvignette von dem ſich damals in Weimar aufhaltenden Kupferſtecher Lips geſtochen, und bei ihm vom Rath Friedrich Schulz aus Mitau beſtellt ſey. Da dieſe Thatſachen unmittelbar auf die Entdeckung des Verfaſſers des Pasquilles führen mußten, ſo wurde Herr von Kotzebue, in deſſen Auftrage Schulz die Verfertigung jener Vignette beſorgt hatte, bange, man mögte hinter das verübte Schelmſtück und ſeinen Urheber kommen, er bot alle Schleichwege des Betruges auf, um die Sache zu verwirren und ſo unentdeckt durchzuſchlüpfen. — Kotzebue fürchtete eine gerichtliche Requiſition nach Mitau zu Schulz Vernehmung, die auch bald nachher wirklich erfolgte. In dieſer Angſt des böſen Gewiſſens ſchrieb er an letztern, er möchte, wenn er gerichtlich befragt würde, nicht die Wahrheit ſagen, ſondern vorgeben, er habe den Auftrag an Lips von einem Buchhändler Gauger in Dorpat be=

kommen. Er, v. K., wolle Herrn Schulz einen falſchen antedatirten Brief von Gauger verſchaffen, worin der Auftrag zur Beſorgung der Vignette enthalten ſey, und dieſen Brief möchte er vor Gericht produciren. — Hierbei blieb Herr von Kotzebue noch nicht ſtehn; er bewog einen ganz unbekannten Menſchen in Reval, Schlegel mit Namen, hervorzutreten, ſich für den Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn auszugeben, und dieſes falſche Geſtändniß durch eine Revalſche Notariats-Urkunde zu bekräftigen.

Dieſer Traugott Friedrich Lebrecht Schlegel zu Reval gab ſofort bei Nicolovius zu Königsberg (1791) eine Erklärung des Verfaſſers der Schrift: Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirn, heraus, die, wer Kotzebue's Redeweiſe einigermaaßen kennt, unmittelbar zu der Vermuthung führt, daß ſie aus K—s Feder gefloſſen ſey, wie denn auch, der Lage der Sache nach, dieſer Verdacht ganz liegt. — Hier läßt denn Herr von Kotzebue den Schlegel erklären, daß er um Zimmermann,

der ſein Lieblingsſchriftſteller ſey, an ſeinen Gegnern zu rächen, in einer fröhlichen Stunde den Bahrdt ꝛc. geſchrieben und durch Vermittelung ſeiner Freunde zum Druck befördert habe; „auſſer ihm, dem Endesunterſchriebenen, habe keine Chriſten= oder Deiſtenſeele, kein Schauſpieldichter und kein Hannoveraner eine Sylbe an erwähnter Schrift geſchrieben oder eingeſchaltet.“ — Wenn der Schmutz des Pasquilles ſelbſt allen Glauben überſteigt, ſo überbietet die Frechheit, mit der Kotzebue Schlegeln die erlogene Autorſchaft behaupten läßt, jede Vorſtellung. Er ſchließt: „Ich erwarte daher ruhig und geduldig mein Schickſal. Werde ich geſtraft, ſo ſtrafe ich wieder; das heißt: ich ſchreibe eine neue Komedie in der es noch weit luſtiger hergehen ſoll, als in der erſten; denn wahrlich! man hat mir indeſſen ſchon wieder Stoff genug zum Lachen gegeben. Was die ſchriftſtelleriſchen Züchtigungen betrifft, ſo achte ich deren nicht, denn ich bezahle auch mit gleicher Münze, und danke Gott, der mir Waffen in die Hände gegeben hat, eben ſo ſpi=

tzig, als die der Herren zu Braunſchweig, Göttingen, Hannover u. ſ. f. *).“ —

So glaubte ſich von Kotzebue wohl verwahrt zu haben, und ſich im weislich bereiteten Verſteck des verübten Muthwillens erfreuen zu können, doch des Verbrechens Sicherheit, wird ſo oft eine Klippe, an der das Raubſchiff ſcheitert. — Indeß von mehreren Seiten darauf hingewieſen wurde, daß Schlegel gar nicht der Mann ſey, der ein ſolches den frevelſten Witz, viele Bekanntſchaft mit der neueſten Literatur, genaue Kennt-

*) Schon unterm 21ten Nov. 1791 ward bei Anzeige dieſer Erklärung im 93. Stücke der Königsberger Zeitung, ſowohl die Frechheit des H. Schlegel, als die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Geſtändniſſes bemerklich gemacht, und darauf hingewieſen, daß mit dem beigebrachten Notariats-Inſtrumente im Grunde nichts bewieſen ſey, als daß Schlegel ſich als Verfaſſer des Manuſcripts dieſer Erklärung bekannt habe. Was aber die Autorſchaft des Bahrdt m. d. e. St. betrifft, ſo wird mit Recht erwähnt, daß die Vermuthung des Gegentheils (Schlegel ſey nicht Verfaſſer deſſelben) auf ſtärkeren Zeugniſſen beruhe, als auf ein Notariatsinſtrument, das zwar das, was ein anderer ausſagt, aber nicht die innere Wahrheit der Ausſage bezeugen kann. —

niß der Perſonal = Verhältniſſe der deutſchen Schriftſteller beweiſendes Pasquill ſchreiben konnte, indeß Schulz erfuhr, daß Kotzebue, was dieſer aber ableugnete, alles aufbiete, jeden noch übrigen Verdacht der Autorſchaft auf ihn zu ſchieben, wies Schulz den ihm gemachten Antrag, ein falſches Zeugniß abzulegen, mit Abſcheu zurück; er ſchickte den dazu auffordernden Brief des Herrn von Kotzebue nach Deutſchland mit der Bitte, ihn jedermann, der daran Intereſſe finde, leſen zu laſſen, nur bat er, davon keinen Gebrauch vor Gerichte zu machen *). —

Kotzebue war in dem ſelbſtgeſtrickten Netze gefangen; die ganze Schmach der ſchändlichen Pasquillſchreiberey, die daran gereihten Vergehen und die Strafen der Gerechtigkeit mußten ihn

*) Im 200ſten Stücke des Hamb. Korreſp., Beilage, vom 16ten Dec. 1791 heißt es: „Es kann ihm erwieſen werden (dem Auguſt v. Kotzebue) daß er ſelbſt der Verfaſſer jenes ſchmutzigen Produktes iſt — erwieſen durch ſeinen eigenhändigen Brief, in Pyrmont geſchrieben. Auf eben ſolche Weiſe kann ihm auch erwieſen werden, daß er ſchon vor ſieben Monaten die Abſicht hatte, welche er jetzt ausführt, einen

treffen, da verſuchte er durch neue Winkelzüge ſich rein zu brennen, wenigſtens in Privatmittheilungen. In einem Schreiben an ſeine Mutter, die verwitwete Legationsräthin Kotzebue zu Weimar, welches im Intelligenzblatte der allgemeinen Literatur-Zeitung abgedruckt wurde, ließ er ſich alſo vernehmen:

„Ihre Heftigkeit, liebſte Mutter! bei Gelegenheit der fatalen Schrift: Bahrdt mit der eiſernen Stirn, hat mich empfindlich gekränkt. Alles was ich Ihnen ſchon im Monate April, von Mainz aus, über die Sache ſchrieb, iſt buchſtäblich wahr, und ich wiederhole Ihnen hier den feierlichſten Schwur, bei Gott, Ehre und Gewiſſen, daß von allem, was in jener verhaßten Schrift den moraliſchen Charakter eines Menſchen

---

unbedeutenden Menſchen zu bewegen, ſtatt ſeiner die Schande jener ſchimpflichen Autorſchaft auf ſich zu laden. Dieſe Umſtände ſind nun gerichtlich zur Sprache gekommen; die Inquiſition gegen ihn wird fortgeſetzt, und bis die Reſultate derſelben öffentlich bekannt werden, hält man es für Pflicht, dies dem Publiko vorläufig anzuzeigen.“ (Der Einſender nennt ſich nicht, weiſ't aber nach, wo er zu erfragen iſt).

antaſtet, kurz, von allem, was die hannöverſche Requiſition veranlaßte, nichts aus meiner Feder gefloſſen und nicht flieſſen konnte. Ich habe den Hrn. Kl— (Klockenbring) damals (wennehr?) zum erſtenmale nennen hören: ich habe nicht in Göttingen ſtudirt, und mein zehnjähriger Aufenthalt in Rußland hat mich überhaupt ſo auſſer aller Verbindung gebracht, daß ich von dem Privatleben aller jener Gelehrten, Bahrdt ausgenommen, welchen Pott geſchildert hatte, überhaupt nichts, am wenigſten jemals ſkandaloſe Anekdoten erfahren habe. Auch wiſſen Sie daß eine ſolche Anekdotenjägerei nie meine Liebhaberei geweſen. — Ja, werden Sie ſagen, man hat dir aber die Materialien geliefert, und du haſt ſie eingekleidet? — Auch das nicht. Ich kann feierlich beſchwören, daß ich an den mir überſandten Manuſcripten, die ich noch verwahre, nichts geändert, wie der Augenſchein noch täglich beweiſen könnte, wenn ich einen unwürdigen Gebrauch von dem in mich geſetzten Vertrauen zu machen fähig wäre. Hatte ich denn alſo wohl Unrecht, zu hoffen, man werde nicht mir jene gehäſſigen Dinge zur

Laſt legen? — Aber ich hätte freilich gar keinen Theil nehmen, auch nicht mit den unſchuldigen, höchſtens muthwilligen Poſſen mich befaſſen, ich hätte nie ſuchen ſollen, es zum Drucke zu befördern. Sie haben Recht, und ich habe es ſchon tauſendmal bereut, ohngeachtet ich den Bewegungsgrund, der mich dazu vermochte, nie bereuen kann und werde; denn es war die reinſte Freundſchaft und Dankbarkeit. Auch bin ich wohl hart genug beſtraft durch Ihren Zorn, durch alle die Verläumdungen, die ich über mich ergehen laſſen muß, durch das falſche Licht, in welchem ich bei vielen meiner Freunde erſcheine, durch den Verluſt der Liebe des Publikums, und durch den natürlich daraus entſpringenden Mangel an Luſt, etwas zu arbeiten. Glauben Sie mir, liebe Mutter! Rouſſeau hat wohl ganz recht, irgend wo zu ſagen: daß vom Publiko gekannt ſeyn, eine ſchwere Bürde iſt. Heute ſteigen wir wie eine Rakete in die Luft, und morgen trampelt die ganze Welt mit Füßen auf uns herum. Wie oft habe ich als Jüngling nach Ruhm gehaſcht! Ich Thor! ich verkaufe Ihnen heute mein ganzes

Bischen Ruhm für ein Dutzend Stück milchende Kühe, die ich eben jetzt auf meinem Landgute nöthig habe. Das Publikum hat mich undankbar behandelt. Es verdankt mir manchen Genuß, vielleicht auch manche Beſſerung des Herzens; denn ich war immer bemüht, die Tugend liebenswürdig zu ſchildern, und ſelbſt der übrigens gerechte Vorwurf: ich habe manches zu beſtreiten geſucht, was nicht immer Vorurtheil ſey; trifft wenigſtens nicht mein Herz, ſondern höchſtens eine noch zu jugendlich raſche Einbildungskraft. Kaum aber erfährt dieſes Publikum, welchen Antheil eine vielleicht ſchwärmeriſche Freundſchaft an jener verhaßten Schrift genommen, als es nicht Worte, nicht Zeitungen, nicht Journale genug finden kann, um mich zu verläſtern. Geduld! die *Liebe* des Publikums war mir *ſehr werth*, hat mich aber nie eitel gemacht; von ihm *verkannt zu ſeyn, ſchmerzt mich ſehr*, wird mich aber nie ganz niederdrücken. Ich fühle, welchen Werth ich in mir ſelbſt trage; und trotz allem, was ſchon über mich ergangen iſt, und vermuthlich noch ergehen wird, werden Sie mich niemals vermögen, als Angeber aufzutreten; die Rolle

iſt gar zu häßlich. Lieber möge man mich noch länger in ganz Deutſchland zerreißen. Wer mich genau kennt, weiß doch, was er zu glauben hat, und daß ich wohl einmal einer leichtſinnigen, aber keiner ſchlechten Handlung fähig war. Erlauben Sie mir, in Zukunft über dieſe unangenehme Materie ganz zu ſchweigen. Nur dies eine muß ich noch hinzuſetzen: auch Sie ſcheinen zu glauben, Zimmermann ſelbſt habe um die Sache gewußt? Aber ich ſchwöre Ihnen bei allem, was mir heilig iſt, und ſo wahr ich an das Daſeyn eines Gottes glaube, daß Z. vor dem Drucke der Schrift nicht die geringſte Vermuthung davon hat haben können. Im Gegentheile werden Sie dieſen wahrhaft edlen Mann bewundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ziemlich witziges Produkt, welches im vorigen Frühjahre zu ſeiner Vertheidigung geſchrieben wurde, und in Frankreich gedruckt werden ſollte, wozu bereits alle Anſtalten getroffen waren, nur allein durch ihn unterdrückt wurde." —

So ſchrieb der Sohn der Mutter; die bekümmerte Mutter — wie leicht iſt ein liebendes Mutterherz zu täuſchen! — glaubte in dieſem Briefe des

Sohnes Entſchuldigung zu finden, ließ ohne deſſen Wiſſen, dieſen Brief abdrucken und zeichnete ſo den ſchon ſo manches Verbrechens in dieſer Sache ſchuldigen, als einen ruchloſen Heuchler. Wie gefliſſentlich dort alles unter einander geworfen, Vieles zweideutig geſtellt und auf Entſchuldigungsgründe provocirt iſt, die niemand anerkennt, liegt am Tage; die größte Schande aber erwuchs v. K. aus der öffentlichen Bekanntwerdung des kindlichen Sendſchreibens, die er in ſeiner weiten Entfernung ſich gar nicht als möglich dachte. Gerade in dem Zeitpunkte, wo er dieſen Brief an die Mutter ſandte (ob wenige Tage vor- oder nachher, läßt ſich nicht angeben, da er ohne Angabe des Datums im 14ten Stück des Intelligenzblattes der allg. Lit. Zeitung 1792, Seite 110 bis 112 abgedruckt ſteht,) nöthigten Schritte, zu welchen Friedrich Schulz zu Mitau in Verfolg der gerichtlichen Unterſuchung ſich veranlaßt fand, den Hrn. v. Kotzebue das Bekenntniß in die Welt zu ſchicken: Er, Auguſt von Kotzebue, und kein Anderer ſey wirklicher und wahrer Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn. — Aber er hätte

nicht der ſeyn müſſen, für welchen er ſich immer kund gab, wenn er ſelbſt dieſes Geſtändniß ſo ganz einfach ſollte abgelegt haben, ohne wieder jemand vorzuſchieben, der die Schuld mittragen mußte. Er ſagt nämlich: „daß alles, was jene verhaßte Schrift an Perſiflage, Scherz und hin und wieder an Muthwillen enthält, mir zugehört, bekenne ich. — Alles hingegen, was jene Schrift an ehrenrührigen Anekdoten enthält; Alles was den moraliſchen Charakter der darin auftretenden Perſonen antaſtet; Alles was die Herrn Klockenbring, Lichtenberg, Käſtner, Mauvillon, Campe, Trapp, Ebeling u. ſ. f. betrifft, kurz Alles, was die Requiſition Hannöverſcher Seits bewirkt hat, rührt wörtlich von einem Manne her, der mein Freund war, und dem es Gott verzeihen möge, daß er mich in dieſe unangenehme Geſchichte verwickelt hat. — Er allein mag verantworten, was er ſchrieb, und wenn er jetzt zu ſeiner Entſchuldigung anführt, er habe die Schrift vor dem Drucke nicht wiedergeſehen, ſo hebt dies doch die Thatſache nicht auf, daß er, was er ſchrieb, wirklich zum Druck beſtimmt hatte *).“

---

*) Siehe allg. deutſche Bibl. Band 112. Seite 219.

Nun fordert ſchlüßlich Herr von Kotzebue dieſen Mann auf, ſich zu nennen, weil er ihn ſonſt ſelbſt öffentlich namhaft machen würde; dieſe Aufforderung erließ der Mann, der ſo eben an ſeine Mutter geſchrieben hatte: nichts könnte ihn bewegen die gar zu häßliche Rolle eines Angebers zu übernehmen. Von ſolchem Vorwurfe befreite ihn denn der hier Angeklagte und Herausgeforderte ſcheinbar; es war der Leibmedikus Markard in Oldenburg; aber er züchtigte den Herausforderer dagegen des Verbrechens der Verläumdung, indem er in den Zeitungen unter ſeinem Namen bekannte, mehrere ſcandaloſe Anekdoten Herrn v. Kotzebue mitgetheilt zu haben, indeß ſey zwiſchen ihm und K. kein beſtimmter Gebrauch verabredet. Nie habe er geahnet: man könne ſo roh hingeworfene Dinge in Druck geben; der Misbrauch, welcher durch denſelben entſtanden, falle einzig und allein Kotzebue zur Laſt, von welchem der ganze Plan des Pasquills, die Ausführung deſſelben, das Zotenhafte und auch beſonders der Einfall herrühre, einen fremden Verfaſſer-Namen (Knigge's) auf den Titel geſetzt zu haben. —

So lag dieſe ſeit Jahr und Tag die deutſche gelehrte Welt in Allarm geſetzt habende Angelegenheit, und Kotzebue überzeugte ſich endlich, daß zur Verminderung der ihn treffenden perſönlichen Schande, die ſich mit jedem neuen Winkelzuge vergrößerte, mit jeder neuen Lüge die Verworfenheit ſeines Charakters und ſeiner Handlungsweiſe deutlicher an das Licht ſtellte, für den Augenblick nichts richtiger ſey, als eine Begnadigung von der Strafe zu erlangen, die ihn unfehlbar, nach dem Antrage der hannöverſchen Requiſition, am Schluſſe der zu Reval begonnenen Unterſuchung, treffen mußte. Er reiſ'te alſo ſchnell nach Petersburg, er bot alle nur zu erlangende Fürſprachen und Empfehlungen auf, und warf ſich, um Begnadigung flehend, in einem günſtigen Augenblicke zu den Füßen der Kaiſerin. Katharina II. ſprach ihn; er ſpielte ſeine Rolle gut und erlangte die Gewährung ſeiner Bitten um ſo leichter, da die Kaiſerin, wie bekannt, perſönlich ſo große Achtung und entſchiedenes Wohlwollen für Zimmermann hegte, da K— die an Zimmermann verübten literariſchen Frevel mit den ſchwärzeſten Farben zu malen, und die Herausgabe des

Bahrdt mit der eiſernen Stirn wie eine leicht zu entſchuldigende Verirrung ſeiner ſchwärmeriſchen Liebe für Zimmermann darzuſtellen verſtand. Katharina befahl daher, daß die bereits vorgeſchrittene Unterſuchung in Mitau niedergeſchlagen wurde und daß über die Herausgabe und Verbreitung des Pasquills in ihrem Reiche kein ferneres gerichtliches Verfahren oder Beſtrafung ſtatt finden ſollte. Nicht ſo nachſichtsvoll handelte das deutſche Publikum, denn in dieſem hatte er nun die Achtung, das Vertraun auf wahren ſittlichen Werth für immer eingebüßt. Man erwog ſehr richtig, daß hier nicht von einem einzelnen, voreiligen, muthwilligen oder unüberlegten Streiche, ſondern von einer Reihe von Handlungen die Rede ſey, in deren Verflechtung Kotzebue, mehrere Jahre hindurch, faſt aller Verbrechen überwieſen wurde, die ſich ein Schriftſteller, als ſolcher, zu Schulden kommen laſſen kann. Selbſt die nicht beabſichtigten, aber unmittelbaren Folgen ſeiner Vergehen, vergrößerten die auf ſich geladene Schuld und ihr Andenken. So hatte, wie ſchon erwähnt wurde, unter den mit den ſchändlichſten Schmähungen Beſudelten, beſonders Klo-

ckenbring viel Reitzbarkeit gezeigt, die in der mannigfachen Verzögerung der Entdeckung des Verfaſſers immer neue Anregung fand. Als endlich v. Kotzebue mit ſeinem Bekenntniſſe hervortrat, verfiel er in eine wirkliche Geiſteszerrüttung, und wurde, kurze Zeit darauf, ohngeachtet aller angewandter ärztlicher Hülfe, ein Opfer der erlittenen Mißhandlung. Ja ſelbſt Zimmermann, deſſen Schriftſtellereitelkeit ohnehin ſchon ſo manche Züchtigung erdulden mußte, ſoll ſeit dieſem Pasquille keinen heitern Blick mehr dem Leben abgewonnen haben, und doch kehrte von Kotzebue immer darauf zurück, daß er nur ihm zur Liebe ſeine Feder in Gift getaucht. Der ruhige Beobachter wirft gegenwärtig, wo das Feuer der partheiiſchen Leidenſchaft erloſchen iſt, die Frage auf: konnte je ein verſtändig = rechtlicher Mann glauben, durch eine ſolche Schrift zu Zimmermanns Rechtfertigung gegen ungerechte Feinde zu wirken? Kann man wahre Verehrung und Freundſchaft einem Manne zutrauen, der wie Kotzebue handelte? — Die nächſte, vielleicht die richtigſte Vermuthung, über die Motive, die ihn zum Verfaſſer und Herausge-

ber der Schandſchrift machten, iſt wohl: von K—s Aufmerkſamkeit ward durch das für Z. habende Intereſſe, auf deſſen Widerſacher gerichtet; er erkannte die ſchwachen Seiten derſelben und bekam, durch die ihm mitgetheilten ſkandaloſen Anekdoten aus dem Privatleben jener Männer, Anregung der immer hegenden Luſt an Perſonalſatyre, dem Kitzel ungezügelter Frechheit zu genügen; es hatte auſſerdem Kotzebue in der Schriftſtellerwelt, während ſein Publikum ihm Beifall ſchenkte, ſo manche ſeine Eitelkeit hart verletzende Strafe erdulden müſſen; ſo trieb es ihn denn, auch einmal den berühmteſten Schriftſtellern einen rechten Streich verſetzen zu können. So entſtand das Pasquill, ſo brachte er es ins Publikum, ſo ſuchte er ſich aus dem Vorwurfe verübter Schlechtheit, durch neue Schlechtheiten zu retten. Er bewährte in dieſer Geſchichte eine Perſönlichkeit, die mit ſeinem übrigen Leben in völliger Uebereinſtimmung ſteht. Befriedigung der Eitelkeit und Selbſtſucht machte er zum einzigen Zweck ſeines Daſeyns, und zu dieſem einen Zwecke war ihm jedes Mittel willkommen und geheiligt — alle ſeine Schriften geben davon zahlloſe Beweiſe—

Er ſelbſt wurde ein Opfer ſolcher ſittlichen Verirrung. — Wie der Menſch ohne moraliſchen Werth ſich in den Irrgewinden des Widerſpruches verliert, bald ſo unklug ſein eigenes Verderben bereitet, bald recht pfiffig und liſtig ſeine Abſicht, auf krummen oder geraden Wegen zu erlangen weiß, davon giebt es auch hier gar lehrreiche Beiſpiele.

Schon iſt von den Briefen an Friedrich Schulz und an die Mutter Kotzebue in dieſer Hinſicht berichtet; beſonders der letztere macht wirklich eine ſolche Erbärmlichkeit kund, daß man an dem welterfahrenen Autor ganz irre werden muß. Doch ſolche unglaubliche Zeugniſſe ſeines Mangels an Ueberlegung findet man mehrere in den verſchiedenen Erklärungen, die er über dieſe Sache in den Zeitungen gab, ehe er noch die eigentliche Autorſchaft auf ſich nahm. Da wundert er ſich denn immer darüber, daß man ſo einfältig ſey, das ſchändliche Pasquill für etwas mehr, als für eine unſchuldige Poſſe zu nehmen, und er begreift gar nicht, warum man ihm nicht den Gefallen thun will, das Schelmſtückchen in den erſten vier Wochen zu vergeſſen; — er hat die Beſin-

nungskraft ſo weit verloren, daß er nicht erwägt, wie ſolche wiederholte Aeuſſerungen, ihn ſelbſt erſt recht verdächtig machen, und die Aufmerkſamkeit der Prüfenden auf das Corpus delicti zurückführen. — Man höre ihn *):

„Es iſt wahr, daß ich das Manuſkript nach Leipzig gebracht, und mir vergebens viel Mühe gegeben, einen Verleger dafür zu finden. Es iſt ſchon manche Poſſe in der Welt gedruckt worden; ich ſehe gar nicht ein, warum man gerade dieſe Poſſe für etwas wichtiges zu halten beliebt. — Es iſt wahr, daß ein bekannter Gelehrter aus Mitau, auſſer der Beſtellung der Vignette, keinen Theil an der Sache hat; es iſt wahr, daß ich ihm geſchrieben, er ſolle, wenn er befragt werde, den wahren Zuſammenhang der Sache nicht entdecken; denn ich ſehe gar nicht ein, warum man jedem unbefugten Frager **) Rede ſtehen

---

*) Hamburger unpartheiiſcher Korreſpondent Nro. 202. Beilage, vom 20ſten December 1791.

**) Alſo die kaiſerlich-ruſſiſchen Juſtizbehörden waren ihm, dem kaiſerlich-ruſſiſchen Staatsdiener, unbefugte Frager??? —

ſollte? Es iſt endlich wahr, daß die Leute ſich lächerlich machen, wenn ſie noch länger von einer Poſſe ſchwatzen, die, eben weil ſie eine offenbare Poſſe iſt, wohl Thorheiten züchtigen, aber keines Menſchen Ehre antaſten konnte, und folglich in den erſten vier Wochen vergeſſen ſeyn ſollte."

(Unterz. A. v. Kotzebue).

Nein! ſind Thorheiten gezüchtigt, ſo iſt es, der Zucht wegen, moraliſch nothwendig, daß die Züchtigung nicht in den erſten vier Wochen vergeſſen werde. — Und noch eins: man erkenne die Frechheit, für welche die Sprache keine Bezeichnung hat, mit der v. K. noch am Jahresſchluſſe 1791, auf der Zeitungsbühne hintreten und verkünden kann: „Die Poſſe, — ſo nennt er die Schandthat, — habe keines Menſchen Ehre angetaſtet. — Daß doch das Publikum dieſesmal ſo verſtockt war, ſeinem Lieblinge nicht zu glauben, ſeinen Weiſungen und Ermahnungen nicht Folge zu leiſten! —

Doch, wer ſich dem Böſen einmal verſchrieben hat, dem erſcheint er, wenn auch ſpät und

unter Schwefelgeſtank, doch endlich. — Von Kotzebue's Rettung — nicht die Ehrenrettung, ſondern jene, die nichts mehr iſt, als Befreiung von der Strafe des poſitiven Geſetzes — beruhete auf die zu erlangende Begnadigung der Kaiſerin; dieſe zu bewirken, durfte kein Mittel unverſucht gelaſſen werden. Es war damals, man erinnere ſich der Zeitgeſchichte, die Epoche der franzöſiſchen Revolution, wo alle Regenten, beſonders die despotiſch-monarchiſchen, einen wilden Sturm der Leidenſchaft gegen ſich andringen ſahen, der zugleich die damalige Stellung des Adels zum Volke zu ergreifen drohte. Katharina, die kluge Selbſtherrſcherin, konnte an den thronerſchütternden Lieblingsideen von Freiheit und Gleichheit keinen Gefallen finden; aber ſie bethätigte immer, daß ſie großes Wohlgefallen habe an der preiſenden Verherrlichung vielgeleſener Schriftſteller. — Kotzebue, ihr Unterthan und Beamter, auf dem deutſchen Theater beliebt und als Schriftſteller vielgeleſen, war, nach ſeinen politiſchen Meinungen, ſehr verdächtig: denn, wenn er in ſeinen Schauſpielen Fürſten auf die

Bühne brachte, ſo waren es verächtliche Schwächlinge und Wollüſtlinge, die Miniſter und Geheimenräthe waren Böſewichte, und die Adlichen kamen immer mit harten Strafpredigten davon. So ſtand die Sache als Kotzebue, der indeß auch das Von ſeinem Namen vorgeſetzt hatte, ſein Buch: „Ueber den Adel" *), eine werthloſe Zuſammenreihung ganz heterogener Kollektaneen, eiligſt zum Druck beförderte, in demſelben die Herrlichkeit und Nothwendigkeit des Geburtsadels und der damit verbundenen Prärogativen, nach ſeiner Manier ins Licht zu ſtellen ſuchte; aber vor allem hier Gelegenheit fand, wie es nur gehen wollte, ſeiner Kaiſerin demüthig huldigend Lobpreiſungen zu Füßen zu legen.

Man hat neuerlich die Meinung geäuſſert, (Gott! was meinen die Leute nicht alles! —) daß die Kunſt bis zur tiefſten Erniedrigung des Menſchenwerthes, einen Machthaber zu preiſen,

*) In demſelben wird auch gelegentlich Jean Paul, als Verfaſſer der Grönländiſchen Proceſſe, Seite 247, ein „ungeſchliffener, elender Witzling" genannt.

daß die Kriecherei vieler Schriftſteller und Wortführer in keinem Zeitpunkte, bei keinem Volke den Grad der Vollendung erhalten habe, als bei den Franzoſen unter Bonaparte's Regimente; aber man geſtehe, geirrt zu haben, oder beweiſe daß Kotzebue übertroffen worden ſey. — Von mehreren hierher gehörigen Stellen, nur eine; er ſagt Seite 44 und 45:

„Unſere große Kaiſerin — deren Namen für meine ſchwache Feder zu erhaben iſt, und deren Lob aus dem Munde eines glücklichen Unterthanen, wie Schmeichelei klingen würde — hat dem Adel alle ſeine Vorrechte beſtätigt und größere verliehen. Sie hat den ruſſiſchen Staat in eine Monarchie verwandelt, den Adel dem Throne näher gehoben, und die Herzen durch Gnade gefeſſelt. Ihr Herz iſt immer offen, wohlzuthun, und ihre Hand hat verlernt, zu ſtrafen. Geben iſt ihre Freude, Unterthanen-Glück ihr Reichthum. Liebe und Ruhm ſind im Streite, welche von beiden ihren Triumphwagen ziehen ſoll; aber Liebe iſt ſtärker als Ruhm, und der Segen glücklicher Menſchen ſteigt ſchneller zum Himmel empor, als

das Siegesgeſchrei ihrer Krieger. — Siehe da! ich wollte nicht loben, und mein Herz hat mich hingeriſſen. Da Wahrheit macht ſich Luft, Nationen=Dank läßt ſich nicht einkerkern. Millionen ſprechen durch meine Stimme! ich bin ſelbſt groß indem ich Katharinens Größe verkündige!" —

So ſchrieb Kotzebue, überſandte ſein Werk der Kaiſerin, erſchien dann ſelbſt, flehte um Gnade, und ward, wie ſchon berichtet iſt, — begnadigt. — In dieſer Hinſicht war alſo der Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn glücklich durchgekommen; dagegen übte das deutſche Publikum eine gerechte Strenge gegen ihn; wenn man ſichs auch ganz gern gefallen ließ, daß er in ſeinen Stücken auf der Bühne Kurzweil trieb, ſo ward doch bei jeder Gelegenheit ſein Name nie anders, als mit der größten Verachtung genannt, und dieſes wirkte denn doch auch auf den bisher gehabten Beifall, auf welchen wohlgefällig hinweiſend, er ſich oft die Miene gegeben, als ſey ihm Schriftſteller= und Recenſenten=Lob oder Tadel völlig gleichgültig. Dieſe ihm, als berüchtigten Verfaſſer des Bahrdts mit der eiſernen

Stirn anhängende Makel, die zu vergeſſen man ihm gar nicht den Gefallen thun wollte, war für ihn die härteſte Strafe, zu hart als daß er nicht verſuchen ſollte, ſie durch irgend einen neuen Theaterſtreich zu beenden. Nachdem er anderthalb Jahr hindurch mit ſich zu Rathe gegangen war, wie er wieder zu einem Scheine der rechtlichen Lauterkeit gelangen könnte, entſchloß er ſich zu einer öffentlichen Abbitte, die aber wiederum die einmal auf ſich geladen habende Verachtung ſchon deshalb vergrößerte, da er dadurch ſeine Schändlichkeit in neue Anregung brachte und von Anfang bis zu Ende zeigte, daß ein eigentliches Anerkennen des Verbrechens, mithin eine Sinnesänderung weit von ihm entfernt war und blieb. Wie billig konnte dieſe Beichte eines nur ſcheinbar reuigen Sünders keine Abſolution finden; ſie ſoll hier vollſtändig, mit einigen Fingerzeigen und Bemerkungen begleitet, ihre Stelle finden.

Auf einem beſondern Bogen, in Octav gedruckt, führt dieſe Erklärung von Kotzebue's den Titel:

„An das Publikum von Auguſt von Kotzebue. (Dieſes Blatt wird in allen Buchhandlungen Deutſchlands gratis ausgegeben).“ —

„Es iſt kühn, den höchſten Richter, das Publikum, noch einmal mit einer Sache zu behelligen, von welcher vor zwei Jahren ſo manche gelehrte und ungelehrte Zeitung ſprach, und über welche in großen und kleinen Städten, in großen und kleinen Geſellſchaften einſtimmig geurtheilt wurde: ich meine die berufene Geſchichte der unglücklichen Broſchüre: Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirn. Doch erwarte ich von jedem ehrlichen deutſchen Manne, er werde mir willig ſein Ohr auf eine Viertelſtunde leihen, wenn ich ihm ſage, daß es für die Ruhe meines Lebens nothwendig iſt, mein Herz über dieſe für mich ſo traurige Begebenheit *) zu erleichtern.“

„Manche werden dies Blatt aus Neugierde in die Hand nehmen; Manche, und die Meiſten, mit

*) So lange, als die Begebenheit im Gange war, hielt es Kotzebue für nichts als eine Poſſe; jetzt, da ſie geſchloſſen iſt, heißt ſie ihm: eine traurige Begebenheit.

Vorurtheilen gegen mich *); beide Gattungen von Leſern werden nicht finden was ſie ſuchen. Mein Zweck iſt einfach redlich, und möchte meine Hand vertrocknen, und nie wieder ein ehrlicher Mann Freund zu mir ſagen, wenn irgend eine unredliche Nebenabſicht meine Schrift leitet **)."

„Als ich im Jahre 1790 in Pyrmont war, fiel mir die häßliche Broſchüre „Bahrdt an Zimmermann, deutſch geſprochen" in die Hände ***). Schon lange hatte ich im Stillen geſeufzt,

*) Sollte ein generelles Mißtraun gegen Kotzebue wohl Vorurtheil zu nennen ſeyn?

**) Dieſe Art, ſich zu vermeſſen und durch Herbeirufung von Strafen, die ihn treffen ſollen, ſeinen Worten Bürgſchaft zu geben, kennt der Leſer ſchon aus den vorhergemachten Mittheilungen.

***) Der eigentliche Titel iſt: „Mit dem Herrn [von] Zimmermann, Ritter ꝛc. ꝛc. deutſchgeſprochen von D. C. F. Bahrdt, auf keiner der deutſchen Univerſitäten weder ordentlichen noch auſſerordentlichen Profeſſor, keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter ꝛc. ꝛc. (118 Seiten); dieſe Schrift iſt derb, ja gar grob, aber es ſind keine Unflätereien, keine Bordellſcenen darin. Auch ſtellt ſich Bahrdt, der von Zimmermann angegriffen war, mit ſeinem Namen, als Mann gegen den Mann.

über alle die hämiſchen Angriffe, auf einen Mann, der den gebildetſten Geiſt mit der ſchönſten Seele verbindet, einen Mann, den ich meinen Freund nennen darf. So grob und ungeſchliffen war er noch von keinem gelehrten Streiter behandelt worden, als jetzt von dem verſtorbenen Doktor Bahrdt *). Wer einen Freund, der noch überdies gerechte Anſprüche auf Dankbarkeit machen darf, geduldig mißhandeln ſieht und ſchweigt, der verdient keinen Freund zu haben **).

„Noch ehe ich Zimmermann kannte, liebte ich ihn, um der frohen Stunden willen, die ſeine

*) Dr. Bahrdt ſtarb zu Halle den 23ſten April 1792.

**) Hier iſt, wohl zu merken, nicht von körperlichen Mißhandlungen, ſondern von literariſchen Zänkereien die Rede, die Z. durch ſeine Fragmente über Friedrich den Zweiten größtentheils ſelbſt veranlaßt hatte; es ſtand hier der Schriftſteller gegen den Schriftſteller und es war am vernünftigſten, in ſofern keine gütliche Vermittlung möglich ſchien, die Streitenden es unter ſich ausmachen zu laſſen, ohne daß durch Einmiſchung eines unbefugten Dritten der Unfug noch unnütz vermehrt wurde. Die von v. K. in Anſpruch genommenen Verdienſte reger Freundſchaft, ſind alſo wieder bei Lichte beſehen, — eine Schalksmaske.

Schriften meinem Geiſte gewährt hatten. Als ich ihn ſelbſt kennen lernte, krank und muthlos, da nahm er ſich meiner wankenden Geſundheit ſo freundlich und uneigennützig an, und verſchaffte mir zweimal, durch die verdiente Gunſt, mit welcher meine Monarchin ihn beehrte, Zeit und Ruhe, Leib und Seele zu pflegen, daß ich ein Ungeheuer ſeyn müßte, wenn ich es je vergeſſen könnte. Seinem Rathe als Arzt verdanke ich meine wiederkehrende Geſundheit, ſeinem Freundestroſte Geduld und Muth. Nie werde ich daher bereuen, was ich für ihn thun wollte*), wohl aber das, was ich t h a t."

Gerade in dem Zeitpunkte, als ich meine Verbindlichkeit gegen ihn am ſtärkſten fühlte; gerade in dem Zeitpunkte, als mein ganzes Weſen ſanft erſchüttert wurde, wenn ich nur ſeinen Namen ausſprechen hörte, erſchien Bahrdts grober An-

---

*) Wenn dieſes W o l l e n darin beſtand, über Zimmermanns literariſche Gegner herzufallen, ſo war d i e s, es mochte ausgeführt werden auf jede beliebige Weiſe, immer e i n e N a r r h e i t, oder e i n e S c h l e c h t h e i t, oder beides.

griff, wurde von allen Badegäſten verſchlungen, von Manchem mit Wohlgefallen belächelt, — und, ich knirſchte. Der Gedanke flog durch meine Seele: tritt auf und räche deinen Freund! Der Gedanke reifte ſchnell zum Entſchluß. Bis hierher habe ich mir nichts Tadelswerthes vorzuwerfen; ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich anders gedacht und empfunden hätte *)."

Aber jetzt ſtehe ich vor dem Steine des Anſtoßes: die Art und Weiſe, wie ich meinen Entſchluß ausführte, kann und mag ich durch nichts beſchönigen. Ich klage niemand an, als mich ſelbſt; eine unglückliche Verkettung von Umſtänden; ähnlicher Eifer und mißverſtandene Gefälligkeit von einer Seite, ein unbeſonnener Gebrauch derſelben von der andern; die kränkliche Reitzbarkeit meiner Nerven, die mir oft eine grüne Brille auf die Naſe ſetzte; das zuweilen überſprudelnde Jünglingsalter, das nur zu oft meine geſunde Urtheils=

*) Das Publikum, welches als Schiedsrichter aufgerufen war, entſchied auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, aus Gründen die S. 195 Anmerkung 2. bereits angegeben ſind.

kraft gefangen nahm — Alles das kann mich nicht entſchuldigen, ich weiß es; auch iſt Entſchuldigung wahrlich nicht die Abſicht dieſes Blattes *).“

„Ich reiſ'te von Pyrmont ab mit häßlichen Materialien beladen, und das glühende Dankgefühl für meinen Freund ließ mir keine Zeit, ſie kaltblütig auf der Wage der Gerechtigkeit und Menſchenliebe zu wiegen. In acht Tagen war die unglückliche Broſchüre fertig **). Zimmermann

*) Wenn nicht zur Beſchönigung und Entſchuldigung, warum iſt denn dieſes alles mit ſeinen räthſelhaften Anſpielungen geſagt? — Und was haben dieſe Worte wenn man ſie auch als Entſchuldigung gelten laſſen möchte, mit den ſchändlichſten Bordellſcenen mit dem Gräuel unnennbarer Völlerei und mit den durch vier Akte fortgeführten Gemälden der Unzucht und Zoten zu thun? —

**) Die kurze Gebährzeit ſoll wieder entſchuldigen und klagt hart an; denn ein nicht in der ſittlichen Verworfenheit zu Hauſe ſeyender Mann, könnte die genannte Zahl von Jahren zubringen, er würde keinen ähnlichen Kreis von Laſtergemälden zuſammen zu ſtellen im Stande ſeyn. Die perſönliche Schande des Verfaſſers liegt nicht in den eingewebten, ſkandaloſen Anekdoten, ſondern in freierdachten Situationen und in der ſchmutzigen Art der Ausmalung derſelben.

wußte nichts darum. Auſſer Weimar hat ſie vor dem Drucke niemand geſehen. Aber in Weimar ſah und las ſie ein Mann, der nachher öffentlich behauptete, ſie nicht geſehen und geleſen zu haben, und der doch damals ſelbſt hülfreiche Hand leiſtete, ſelbſt ſogar einen Einfall dazu herlieh, der, wie ich glaube, der ſchlechteſte in der ganzen Broſchüre iſt. Hätte dieſer Mann, den ich damals für meinen Freund hielt, und für deſſen Talente ich Achtung hegte, mich nur mit einem Worte auf die Folgen meiner Handlung aufmerkſam gemacht — ich wage es zu behaupten, ſie wäre unterblieben, oder doch auf eine ganz andere, weit unſchuldigere Art vollzogen worden. Aber freilich hatte er keine Verbindlichkeit dazu, und ich werfe ihm auch nichts weiter vor, als ſein nachheriges zweideutiges Benehmen, wozu keine Noth ihn drang. Denn daß ich jemals gegen irgend Jemand ihn für den Verfaſſer ausgegeben haben ſollte, iſt eine kahle Unwahrheit, durch welche er ſein liebloſes Verfahren nur zu beſchönigen ſucht *). Doch genug davon."

---

*) Dieſe Stelle geht auf den Rath Friedrich Schulz

„Die verhaßte Broſchüre war nun einmal geſchrieben und zum Druck weggeſandt. Noch damals, in den erſten Tagen ihrer Exiſtenz, als noch wenige Exemplare im Umlauf waren, und als ich Gelegenheit hatte, das Urtheil einiger achtungswürdigen Männer über die Erſcheinung derſelben zu hören; noch damals hätte ich vielleicht Zeit und gewiß guten Willen genug gehabt, die Verbreitung der Broſchüre zu unterdrücken *); aber das Schickſal hatte beſchloſſen, die unglücklichſten Begebenheiten meines Lebens

---

zu Mitau, der, wie ſchon erwähnt iſt, bei ſeinem Aufenthalte zu Weimar, die Titelvignette zu dem Bahrdt ꝛc. bei Lips beſtellte. — Er beſchuldigte Kotzebue'n, dieſer habe ihn als Verfaſſer des Pasquills genannt; Kotzebue leugnet dies: aber Schulz's Behauptung hat mehr hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeitsgründe für ſich, als die Kotzebueſche Verneinung, denn Kotzebue hat ſich in dieſer Geſchichte viele ſonnenklar bewieſene, und zuletzt ſelbſt eingeſtandene Lügen zu Schulden kommen laſſen; von Schulz ſind dergleichen Schändlichkeiten nicht bekannt: er zeigte vielmehr gegen die ihm von v. K. angeſonnenen Betrügereien redlichen Abſcheu.

*) Da Herr v. K. ſeinen böſen Willen durch Verfertigung und Verbreitung der Schandſchrift bethä-

in dem Jahre 1790 an einander zu reihen. Meine geliebte unvergeßliche Gattin ſtarb den Tag nachher, als ich das erſte gedruckte Exemplar empfangen hatte. Der gerechte Kummer raubte mir jede Kraft der Beſinnung für fremde Dinge. Ich floh nach Frankreich, und kam erſt einige Monate nachher in mein Vaterland zurück."

„Das Uebel war geſchehen. Ich fing an zu fühlen, was ich gethan hatte, und ſeufzte vergebens mit jenem alten Dichter:

O Jupiter! bring mir die entflohenen Zeiten zurück!"

„Die heftigſte Verfolgung begann nunmehr. Man begnügte ſich nicht, in tauſend Schriften den Verfaſſer als ein Ungeheuer darzuſtellen, ſondern man machte auch die Sache an hundert Orten zugleich gerichtlich anhängig. Ich tadle dies Verfahren nicht, und bekenne, daß ich unſchuldig beleidigt, vielleicht das Nämliche gethan hätte. Aber ich hoffe man wird es auch nicht unbil-

tigte, ſo iſt es ein vorgebliches Bemühn, Vertraun erwecken zu wollen, zu den Verheißungen ſeines guten Willens, den er nicht bethätigte.

lig finden, daß ich, als es den Verfolgern endlich gelang, auf einem ungeſetzmäßigen Wege, ſogar bis zum Throne meiner Monarchin durchzudringen, alles aufbot mich zu retten. So ſind einige Verſuche, durch welche ich meine Verfolger zu täuſchen hoffte, hinlänglich durch die Nothwehr entſchuldigt *).“

---

*) Hier erſcheint die Dialektik des Hrn. v. K. in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Die, nach einem vernünftigen Geſchäftsgange, von der hannöverſchen Regierung an mehrere auswärtige Behörden erlaſſenen Requiſitionen, zur Mitwirkung bei der Ausmittlung des Pasquillanten, ſind ihm die heftigſten Verfolgungen; hiernach ſoll man es nicht unbillig finden, daß er, als auch die ruſſiſchen Behörden von der Kaiſerin befehligt wurden, die Nachforſchungen gerichtlich zu betreiben, (dies beliebt er, einen ungeſetzmäßigen Weg, zu nennen) Alles aufbot, ſich zu retten, das heißt Betrug auf Betrug häufte, und dieſes Gewebe von Schändlichkeiten ſtellt er in die Kategorie der hinlänglich entſchuldigten Nothwehr. — Exiſtirte hier ein Angriff gegen Hrn. v. Kotzebue? Wer griff ihn an? Gegen wen hatte er Nothwehr zu üben? — Ein ſchändliches Verbrechen war begangen, er hatte den Verdacht gegen ſich, die geſetzlich = gerichtliche Unterſuchung ließ die Entdeckung des Verbrechers nicht mehr bezweifeln,

„Ich war endlich ſo glücklich, der Monarchin ſelbſt die wahren Umſtände der Sache ohne Hülle (?) vorzutragen. Sie unterſchied den guten Willen von dem böſen Erfolge, den untadelhaften Zweck *) von der tadelnswürdigen Ausführung derſelben, und verzieh, indem ſie befahl, daß in ihrem Reiche nie wieder gerichtlich davon die Rede ſeyn ſolle.“

„Anderthalb Jahre ſind nun verfloſſen, ſeit ich von dieſer Seite völlig beruhigt bin, und keine gerichtliche Procedur mir ferner droht. Es war nöthig dieſe Zeit verflieſſen zu laſſen, damit es nicht ſcheinen möchte, als thäte ich aus Furcht einen Schritt, den ich heute blos auf Antrieb meines Herzens thue. Aber Gott iſt mein Zeuge **), und mehrere meiner Freunde wiſſen es

---

und nun will der Verbrecher Nothwehr geübt haben, indem er durch neue Verbrechen die Entdeckung des früher begangenen Verbrechens unmöglich zu machen, ſich bemüht. Wurde nicht die perſönliche Schuld, wie die geſetzliche Strafe des erſten Vergehens, durch die darangereihten entſchieden vergrößert?

*) Siehe Seite 195 Anmerkung 2.

**) Da v. K. zum Beiſpiel in dem Briefe an ſeine Mut-

aus meinem Munde, daß ich gleich damals, von meinem Unrechte überzeugt, den Vorſatz faßte, den Beleidigten Genugthuung zu geben, ſo viel in meinen Kräften ſtünde."

„Ich habe wegen dieſer Begebenheit, der unglücklichſten meines Lebens, ſo viel gelitten, als je ein Sterblicher leiden kann; ich habe geprüfte Freunde verloren, und die Liebe des Publikums eingebüßt; ich habe tauſend heimliche Nackenſchläge empfangen *), und tauſend hämiſche Anekdötchen

---

ter, auf das Zeugniß Gottes provocirte, um ſeinen Lügen ein rhetoriſches Gewicht zu geben, ſo kann hier dieſer Redeform keine größere Bedeutung beigemeſſen werden, als wenn v. Kotzebue eine Verſicherung durch ſeine Cavalier-Parole beſtätigt hätte. — Das nachfolgende Gelübde, den Beleidigten Genugthuung zu geben, iſt offenbar lächerlich, weil dieſes ſo wenig in ſeinen Kräften ſtand, als es in den Kräften eines Mörders ſteht, den Ermordeten wieder ins Leben zurückzurufen.

*) Die tauſend heimlichen Nackenſchläge erhielt v. K., wenn er ſie wirklich empfing, in Erwiederung der tauſend heimlichen Nackenſchläge die er ausgetheilt hatte und in ſeinem ferneren Leben auszutheilen beſliſſen war. Was die hämiſchen, auf ſeine Rechnung erfundenen Anekdötchen betrifft, ſo iſt es höchſt eigen

ſind auf meine Rechnung erfunden worden. Man hat ſich durch lächerliche Recenſionen an meinen Schriften gerächt, andere haben meinen moraliſchen Charakter, nicht ohne Schein, verunglimpft. Die Edleren haben geſchwiegen, und ihr Schweigen iſt mir drückender geweſen, als das Wüthen der kleinen Geiſter. Niemand hat die ſchlafloſen Nächte gezählt, in denen meine eigenen Vorwürfe mich peinigten, und niemand hat die bittere Empfindung gemeſſen, welche mir oft jede Freude vergällte. Genug! ich bin überzeugt, daß ich keinem als mir ſelbſt Schaden zugefügt *), und daß noch nie, ſeit die Welt ſteht, eine literariſche Unbeſonnenheit (?) ſo hart gebüßt iſt."

„Nicht um wieder zu gewinnen, was ich verlor; nicht um Recenſenten mit mir auszuſöhnen,

---

daß bei der ganzen Geſchichte immer, beim Lichte beſehen, die Wirklichkeit ſchändlicher war, als die hämiſch erfundenen Anekdötchen. —

*) So fühlt der Selbſtling nur das eigene Mißbehagen begangenen Frevels; vor dem, ſeinem Mitmenſchen zugefügten Unglücke verſchließt er gefliſſentlich die Augen. —

die unverſöhnbar ſind, und deren unedle Rache ich verachte; nein! blos um die Ruhe meines Herzens zu befördern, und meine eigene Achtung vor mir ſelbſt wieder herzuſtellen, trete ich jetzt öffentlich auf, und wende mich an Euch, Ihr alle, die ich unſchuldig beleidigt habe, verzeiht mir! Der Jüngling konnte fehlen, aber er muß ſich nicht ſchämen, zu bekennen, daß er gefehlt hat. Wohlan! ich ſchäme mich deſſen nicht, wie auch Haß und Schadenfreude ſchief und hämiſch darüber urtheilen mögen. Es iſt traurig in die Verlegenheit zu gerathen, einen ſolchen Schritt thun zu müſſen; aber es wäre noch weit trauriger, ihn nicht raſch und ohne Rückſicht auf Verhältniſſe zu thun. Hier in meiner ländlichen Einſamkeit, wo nur Gottes Auge mich ſieht, mein Herz mein Verfahren billigt, und einige geprüfte Freunde mir Beifall lächeln; hier ſoll nichts mich abhalten, mein Unrecht freimüthig zu bekennen. Und reicht auch keiner der Beleidigten mir die Hand, wendet auch kein Herz ſich wieder zu mir ſo habe ich doch gethan, was ich thun mußte. Vergeſſen werde ich dieſe unglückliche Begeben-

heit nie! Doch von heute an mit minderer Bitterkeit daran zurückdenken.“ —

„Geſchrieben zu Jewe, unweit Narva,
den 17ten Auguſt 1793.“

Den Schluß dieſer Darſtellung mache eine Bemerkung, die Herr von Kotzebue im zweiten Theile des merkwürdigſten Jahres ſeines Lebens, Seite 231 ausſpricht; in dieſen Worten iſt nichts verändert, als der Name des, gegen den ſie gerichtet ſind: dort wurden ſie gebraucht damit ſie einem glücklichen Abentheurer und Ballettänzer Chevalier und ſeines Gleichen zur Lehre dienen; hier, damit ſie in gleichem Sinne den Geſichtspunkt feſtſtellen, nach welchem vorſtehende vollſtändige Erzählung der Geſchichte des Bahrdt mit der eiſernen Stirn durch ſich ſelbſt gerechtfertigt wird: „Kalt, wie es ſich gebührt, habe ich das Strafamt der Publicität verwaltet. Der geſetzlichen Be-

ſtrafung konnte eine glückliche Kombination der Umſtände den Herrn von Kotzebue (im Originale ſteht Herrn Chevalier) entziehen, nicht ſo der heilſamen Publicität, die früh oder ſpät den glücklichen Verbrecher ereilt.“ —

Auguſt von Kotzebue's Leben.

Drittes Buch.

bis pag 324

Mainz. — Seine Rückkehr nach Rußland. — Seine Theaterdirection zu Wien. — Das merkwürdigſte Jahr ſeines Lebens. —

Die Behauptung, daß Auguſt von Kotzebue's Leben eigentlich mit der Geſchichte des Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirn, geſchloſſen ſey, hat viel Wahres; denn, ob er gleich nachher noch ein volles Viertel-Jahrhundert lebte und wirkte, ſo bezeugt doch dieſe letzte Hälfte ſeiner Wallfahrt fortwährend eine ſehr nahe Verwandtſchaft mit der Handlungs- und Sinnesweiſe ſeines frühern Lebenslaufes. —

Was zunächſt ſein perſönliches Daſeyn betrifft, ſo iſt zwar nicht zu verkennen, daß er in demſelben von jetzt an eine gewiſſe Vorſicht feſtzuhalten ſich bemühte, um im Kreiſe des häuslichen Lebens eine gemüthliche Ruhe, die er in der Schriftſtellerwelt für immer eingebüßt hatte,

wiederzufinden. Wie das reifere Alter überall eine Neigung zur Gemächlichkeit offenbart, ſo ſtrebte v. K., für den nächſten Kreis ſeiner Umgebungen, als Gatte, Vater, Freund und Gutsherr eine Haltung zu gewinnen, die ſein Leben angenehm machte. Er gefiel ſich in ſolcher Ruhe und blieb ihr ſo lange getreu, als ihn perſönlich nichts Lockendes oder Unangenehmes berührte; trat aber ſolcher Fall ein, wurde das Feuer einer Leidenſchaft durch ein Ereigniß geweckt, ſo verlor er ſchnell alles Gleichgewicht. Die Erfüllung mancher ſchwieriger Pflichten z. B. die der Erziehung ſeiner Kinder, wußte er ſich ſehr leicht zu machen; andere wurden ihm von ſelbſt erleichtert, durch den pekuniären Wohlſtand, welcher unter allem Wechſel des Schickſals zunahm. — Die Mißhelligkeiten des ehlichen Lebens, von welchen ſeine erſte Ehe nicht frei war, denen er durch die Flucht nach Paris ein ſchriftſtelleriſches Sühnopfer zu bringen verſuchte, wurden durch die Beobachtung mehrerer Decenz leichter ausgeglichen. —

Doch der Geſchichte ſeines ferneren Lebens

ſoll nicht vorgegriffen, ſondern nur bemerklich gemacht werden, daß v. K. nach einer eigenen Verkettung ſeiner Thätigkeit, mit dem im vorigen Abſchnitte beſchloſſenen Zeitpunkte ſeines Lebens, das Beſte und das Schlechteſte, die Gränzpunkte ſeines Talentes und des Mißbrauchs deſſelben, gegeben hat — Das Kind der Liebe — Menſchenhaß und Reue — Bahrdt mit der eiſernen Stirn. — Indem wir ihn auf ſeiner Bahn begleiten, wollen wir nicht unterlaſſen, wiederholt uns deſſen zu erinnern, was uns nach ſeinem Tode einer ſeiner vertrauteren Bekannten ſo dringend anempfahl: „Laßt uns," ſagt er, „den Gegnern nicht Verdammniß um Verdammniß zurückgeben. Sie kannten ſeine Fehler, aber ſie kannten ihn nicht ganz. Gerade ſeine beſſere Seite war die der Welt verborgene *)." — Kein geringer Vorwurf für einen Mann, der mit ſo vieler Publicität lebte! —

— V. Kotzebue ging von Paris nach Mainz, wo er eine von Gotha aus ihm werthe Geliebte

*) Literariſches Wochenblatt 4ter Band. Nro. 1.

mit der er in fleißigem Briefwechſel ſtand, zu finden und in ihr eine Reiſegeſellſchafterin bis nach Niederſachſen zu erhalten hoffte. Jedoch noch ehe er ankam, hatte die achtungswerthe Familie, der, ohne hiervon etwas zu ahnen, das auf ihren flüchtigen Präſidenten hoffende Fräulein anvertraut war, letztere in die Heimath geſchickt, unter ehrenfeſter Begleitung eines zur Meſſe reiſenden Kamelotwebers. Da ſich unter den leichtſinnig zurückgelaſſenen Papieren auch die Liebesbriefe Kotzebue's an ſeine „göttliche Lotte" befanden, ſo wurden ihm dieſe bei ſeiner Ankunft zu Mainz, nicht ohne ernſte Rüge ſeines Betragens, überreicht. Er benahm ſich einfach; ohne ſichtbare Verlegenheit geſtand er das Liebesabentheuer, — und ging ſeinen Gang fort. — Solche Anekdoten, wo der verführeriſche Präſident, um die Worte einer Geliebten zu gebrauchen, „mäßigruchlos und bezaubernd den Schönen zu den Füßen lag" — könnten zahlreich beigebracht werden, wenn es hier nicht vollkommen genügte, dieſe Seite ſeines Lebens leicht zu berühren, die ihm beſonders deshalb hier zu gerechtem Vorwurfe

dient, weil ſie die früher geäußerte Vermuthung beſtätigt: die Betrübniß des an Zärtlichkeit überſtrömenden Gatten, in der Flucht nach Paris, war nichts als eine Rolle, die er auf dem Schriftſtellertheater, zur ſonderlichen Erbauung empfindſamer Seelen, ganz gut zu ſpielen verſtand. —

Die vereitelte Zuſammenkunft mit der göttlichen Lotte störte Kotzebues Erwartungen eines genußreichen Aufenthalts zu Mainz durchaus nicht. Er lebte dort mit dem Theater und für daſſelbe, er freute ſich der dort angetroffenen „vielen hübſchen Geſichter," und ſchrieb, bis zum Sommer des Jahres 1791 hier verweilend, den weiblichen Jacobiner-Klubb, den Papagai, den Sultan Wampum und den Spiegelritter; auch bearbeitete er, nach einer franzöſiſchen Handſchrift, das „philoſophiſche Gemälde Ludwigs des XIV.," welches zu Straßburg in demſelben Jahre gedruckt wurde. Im letzteren glaubt er gezeigt zu haben, daß ihm jede Art des Despotismus gehäſſig ſey *). Er erzählt: „Mein Ver-

*) Siehe: die jüngſten Kinder meiner Laune. Theil 5. Seite 232. ff.

leger in Straßburg ſchickte mir das Werk im Manuſcripte zu, und die Korreſpondenz, die ich mit ihm darüber führte, wurde erbrochen, ehe ſie in meine Hände kam. Ich beſchwerte mich deshalb bei unſerm Miniſter in Frankfurt; er nahm ſich meiner an, allein man behauptete in Mainz, die Briefe kämen bereits erbrochen an, und ich habe nie erfahren können, wer mir eigentlich die Ehre anthat, mich für einen Spion, oder verkappten Jacobiner zu halten. Es ſcheint überhaupt mein Schickſal zu ſeyn, daß, indeß Herr Huber und Conſorten mich für einen Verfechter des Despotismus ausſchreien, die Despoten hinwiederum mich, als einen gefährlichen Demokraten, ihrer mißtrauiſchen Aufmerkſamkeit würdigen. Ich könnte ſeltſame Beiſpiele davon anführen, wenn man alles dürfte, was man kann." —

Schon damals, wie ſpäterhin, wo v. K. ſich es zum eigentlichen Berufe machte, über Alles und beſonders über politiſche Gegenſtände und ſtaatswiſſenſchaftliche Angelegenheiten zu ſprechen, wurde er in manche Kolliſionen verwickelt und zog ſich die Mißbilligung aller Parteien zu, in=

dem er inkonſequent ſich dem Spiele augenblicklicher Neigungen, Meinungen und Anſichten hingab. Schon damals ließ er den Irrthum ahnen, nach welchem er ſich einbildete: es ließen ſich die Völker mit ihren heiligen Rechten, mit ihren frommen Begehren eben ſo leicht befriedigen, wie ein ſchauluſtiges Publikum vor dem aufgerollten Theatervorhange mit pomphafttönenden, aber höchſt frugalen Inhalts ſeyenden Sentenzen. —

Kotzebue beſuchte während jener Zeit *Hubers* Haus oft und gefiel ſich in dem Umgange des durch Talent und Sitten angenehmen Mannes. „Unerwartet war es mir, ſagt er in der oft erwähnten Selbſtbiographie, als Herr *Huber**), durch die Herausgabe ſeiner kleinen Schriften, die Maske des Recenſenten abnahm.

---

*) *Ludwig Ferdinand Huber*, geb. zu Paris 1764, geſt. zu Ulm 1804, als baierſcher Landes-Direktionsrath, hat ſich in der deutſchen Literatur einen beliebten Namen erworben, als geiſtvoller Erzähler, als ausgezeichneter dramatiſcher, politiſcher und kritiſcher Schriftſteller. Unvergeßlich ſeinen Freunden, bewährte er in allen Verhältniſſen ſeines Lebens den Ruhm eines Biedermanns. Mit Aufopferung

Er, in deſſen Geſellſchaft ich ſo manche frohe Stunde genoſſen; er, deſſen Talent ich bewunderte und deſſen Umgang ich liebte; er, der mir perſönliche Zuneigung zu widmen ſchien; er, der trotz der Geringſchätzung, die er für meine Schriften affectirt (?), meiner Sonnenjungfrau einſt die Ehre anthat, ſie durch eine vortreffliche Scene zu bereichern, von welcher ich wünſchte, daß er ſie drucken ließe; er, mit einem Worte, von dem ich mit der freundſchaftlichſten Umarmung ſchied: er bohrte mir einen Dolch in den Rücken! — (dieſe harte Redensart heißt in v. Kotzebue's eigenthümlicher Schreibweiſe nicht mehr und nicht weniger, als, der leichtverletzbare Schriftſteller wurde darüber ſehr aufgebracht, daß Huber an

der glänzendſten Ausſichten ward er unter Anſtrengung und Selbſtverläugnung der Retter, Pfleger und Vater der Familie George Forſter's. — In ſeiner noch lebenden Witwe, Thereſe Huber, geb. Heyne aus Göttingen, zuerſt verheyrathet mit G. Forſter, verehrt Deutſchland unbezweifelt eine ſeiner trefflichſten Schriftſtellerinnen, der nicht die Sucht, ſich auf literariſchem Markte überall hören zu laſſen, ſondern ein höherer Beruf, die Feder darreicht. —

der ſchriftſtelleriſchen Tendenz des Eitlen keinen Gefallen finden konnte, und hierüber freimüthig mit Gründen unterſtützt, in den Recenſionen der v. K—ſchen Werke Rechenſchaft ablegte. —) „Ich will gern glauben, daß das Recenſiren mit einem vorher geflogenen freundſchaftlichen Umgange nichts gemein hat, aber ich muß doch bekennen, daß es mir unmöglich wäre, einen Menſchen in den Augen der Welt herabzuſetzen, dem ich unter vier Augen Beweiſe meines Wohlwollens gegeben. — Guter Gott! wenn der Beifall des Publikums einem ſchönen Mädchen gleicht, um deſſen Beſitz ſich ſelbſt Brüder entzweyen könnten — o! ſo entſage ich ihm mit Freuden!“ —

Den Schlüſſel zu jener Möglichkeit, in den Augen der Welt, die Schriften eines Mannes herabzuſetzen, dem er Beweiſe des Wohlwollens gegeben und von dem er ſolche empfangen, hat erſt ſpäterhin v. K. gefunden und, wie bekannt, in ſeinem Freimüthigen und in ſeinem literariſchen Wochenblatte davon vielfachen Gebrauch gemacht.

Noch von einer hierhergehörigen Seite kamen v. Kotzebue und Huber in nicht harmoniſche

Berührung, da in jenen Tagen das ofterwähnte Pasquill, Bahrdt mit der eiſernen Stirn, vielfach beſprochen wurde. Damals ahnete noch niemand den wahren Verfaſſer, den Kotzebue im Geſpräche immer leiſe, aber gefliſſentlich in Schutz nahm; Huber in ſeinem klaren feſten Sinne von Recht und Unrecht, ſprach wiederholt ein eiſernes Urtheil aus, über den Verfaſſer jenes Schandwerkes; v. K. vernahm es ſanft, ſeine große Reitzbarkeit mit der Furcht, entdeckt zu werden, beſchwichtigend — vertraut wurden beide nie. —

Kotzebue ging bald darauf, als die famoſe Vaterſchaft des Pasquills anfing ruchbar zu werden, nach Rußland, da ohnehin ſein Urlaub beendet und ſeine dortige Gegenwart zu Bewirkung der Begnadigung, im Falle der Entdeckung, ſo nothwendig war. Wie er in dieſem Verhältniſſe recht eigen für ſich ſein Werklein über den Adel ſchrieb, deſſen Wirkung wohlberechnend, iſt bereits geſagt; doch hat er ſich darin gefallen, ſeinen Leſern in dunkelen Hindeutungen glaubhaft zu machen, als habe es damit eine ganz andere,

nach ihrer Wichtigkeit gar nicht auszuſprechende Bewandtniß. So verſichert er: „Ich könnte vieles darüber ſagen, aber ich darf nicht. Wenn man wüßte — und man wird es vielleicht einſt erfahren — in welchen zweideutigen Ruf einer gewiſſen Gattung, meine vor- und nachher beharrlich geäußerten, aber mißgedeuteten Geſinnungen, mich geſetzt hatten; wenn man wüßte, wie ſelbſt meine vertraulichſte Privatkorreſpondenz mir gefährlich wurde; wenn man wüßte, welche Aufforderungen und von wem ich ſie erhielt; wahrlich! man würde dieſes Produkt aus einem andern Geſichtspunkte beurtheilen; man würde nicht blos den Schriftſteller, ſondern auch den Bürger und Vater dabei im Auge behalten. Indeſſen geſtehe ich gern, daß ich mir eine übelverſtandene Gefälligkeit zu Schulden kommen laſſen, und der Kritik manche Blößen gegeben habe.“ — (S. Kinder meiner Laune Thl. 5. S. 236 und 237.)

Nachdem er in Eſthland wieder einheimiſch geworden war, übernahm er auch ſeine Stelle wieder, ohne dadurch geſtört zu werden, in ſei-

nen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, ſeinen Beſchäftigungen mit dem Theater, ſeinen wiederholten Ausflügen auf das Land, und in der Bewirthſchaftung der Beſitzungen, die er theils aus der Verlaſſenſchaft ſeiner verſtorbenen Gattin, theils durch andere eigene Erwerbung beſaß. Alle dieſe Verhältniſſe boten ihm manchen Genuß dar, der nur dadurch in den nächſten Umgebungen des geſellſchaftlichen Lebens geſtört wurde, daß v. K. bei den ununterbrochen ſehr eifrig betriebenen Huldigungen der Damen, zu oft Vorſicht und Delikateſſe aus den Augen ſetzte, und hierdurch nicht ſelten in Verlegenheiten verwickelt wurde. Hierin haben denn auch die ärgerlichen, zum Theil ſehr übertriebenen Läſterungen ihre Veranlaſſung, die Herr von Maſſon gegen v. K— ausſtieß. Solche Geſchichten und Klätſchereien zogen ihm manche Unannehmlichkeiten zu; beſonders, da er kurz nach ſeiner Heimkehr nach Eſthland, den Stand eines betrübten Witwers mit dem eines Ehemannes vertauſcht hatte. Er heyrathete das Fräulein Chriſtel von Kruſenſtern, eine nahe Verwandte des berühmten Weltumſeglers,

und erhielt eine Gattin, die, mit vieler Bildung des Geiſtes, jedem, der ſie näher kennen lernte, beſonders deshalb höchſt verehrungswerth erſchien, weil ſie in ihrem Berufe ihr höchſtes Glück fand, und als Hausfrau, als Mutter, als ſorgſame Pflegerin ihres, an abgemeſſene Lebensweiſe, häusliche Bequemlichkeit, behagliche Wohlhabenheit und an Entfernung aller unangenehmen Eindrücke immer mehr ſich gewöhnenden Gatten, große Verdienſte ſich erwarb.

Auch mit dieſer zweiten Verheyrathung nahm v. Kotzebue's Wohlſtand zu, welcher ohnehin in ſeiner literariſchen Thätigkeit eine ergiebige Hülfsquelle hatte. Dieſe glückliche Lage, verbunden mit der Neigung zur äußeren Unabhängigkeit, beſtimmten ihn 1795 ſeine Präſidentenſtelle zu Reval niederzulegen. Er erhielt dieſen geſuchten Abſchied mit der Ernennung zum Kollegien = Aſſeſſor. Da er öfter über den ihm beigelegten Rang zu reden ſich veranlaßt fand, ſo ſey hier rückſichtlich deſſen bemerkt, daß er als Präſident den Rang eines Obriſtlieutenants hatte. Da aber ſehr folgerecht in Rußland der Rang des Amtes, von

demjenigen, den der Titel giebt, verſchieden, und Hr. v. K— nur mit dem Titel eines Rathes der den Hauptmannsrang ertheilt, nach Reval kam, ſo würde er bei ſeinem Rücktritt in den Privatſtand, dieſer Klaſſe wieder zugefallen ſeyn, wenn er nicht mit der Verabſchiedung avancirt und zum Kollegien-Aſſeſſor, der den Majorsrang hat, ernannt wäre.

Da ſich Kotzebue's Ruf durch die Autorſchaft des Bahrdt mit der eiſernen Stirn, wenn auch auf eine nicht beneidenswerthe Weiſe, ſehr erweiterte, ſo war er, begünſtigt durch Muſſe und Talent, gar geſchäftig, den Beifall, welchen ſeine dramatiſchen Arbeiten auf der Bühne fanden, durch zahlreiche neue Gaben für die Schauluſtigen, feſtzuhalten und ſich zu ſichern. Ein immer ausgebreiteteres Bürgerrecht gewannen ſeine Stücke auf den Theatern Deutſchlands; ausländiſche Schriftſteller verpflanzten Kotzebue's Schauſpiele, unter dem Beifallgeklatſch des Publikums, auf ihre Bühnen, ſein Name war bekannt in Frankreich und England, in Italien und Spanien — ja, wie er ſelbſt verſichert ſogar in

den aſiatiſchen Provinzen Rußlands. Es ärndtete ſeine Eitelkeit aus dieſer Rüſtigkeit gar reichen Gewinn, aber auch vielſeitige Anregung eines ſo oft ſich erneuernden Kummers. Wie häufig ſeine Schauſpiele auf den Theatern gegeben, in wie viele Sprachen ſie auch überſetzt werden mogten, die Freude hierüber genügte ſeinen Wünſchen nicht; er hatte in ſeinem Vaterlande geſehen und ſah beim Hinblick auf daſſelbe täglich, wie ſich Gelehrte, Schriftſteller und Dichter daſelbſt mit ihren Verdienſten Achtung erwarben, wie ſie werthgeſchätzt und von ihren Zeitgenoſſen mit Verehrung ihre Namen genannt wurden; dieſe unbefriedigte Sehnſucht nach Achtung, von einem beſſeren moraliſchen Gefühle geweckt, bezeichnet Kotzebue's literariſchen Lebenslauf, und ſtimmte ihn, bei mancher fehlgeſchlagenen Bemühung, den immer wachen Tadel zu beſchwichtigen, endlich feindſelig gegen die ihm entgegenſtehende deutſche Schriftſtellerwelt. Beſonders gegenwärtig trafen ihn die Nachwehen der Schriftſtellerverbrechen hart. Die bei dem berüchtigten Pasquille offen dargelegte Immoralität, Schaamloſigkeit,

Völlerey und Unzucht glaubte man zur Waffnung gegen den von ihm anderweitig errungenen Beifall, auch in ſeinem Leben und in ſeinen übrigen Schriften nachſpüren, warnend zur Sprache bringen zu müſſen — daher, wie verſchieden auch die Anſichten der Schriftſteller waren, die Kotzebue's Namen und ſeine Schriften nannten — immer ſprach Verachtung, Geringſchätzung, Mißgunſt, ſelbſt Neid über ihn das Urtheil. Der auf allen Bühnen gefeierte Schriftſteller, der in anſtändig vornehmen äußeren Verhältniſſen lebende Mann, der ſpäterhin von den Großen der Erde ſo ausgezeichnet Begünſtigte, blieb immer ein Gegenſtand der öffentlichen Mißbilligung, und er ſelbſt ſorgte durch leidenſchaftliche Anregungen, Neckereien und offen dargelegte Züge der verletzten Eitelkeit, daß dieſe Stimmung ſich immer verjüngte. Er gewann nie das Bewußtſeyn, daß in dieſem ſein Leben beunruhigenden Zwieſpalte die aufgeweckte Nemeſis ihre Gewalt übe; er ahnete nie, daß die Nationalſtimmung ſeiner Landsleute über ihn, über ſeinen Charakter, über ſeinen Schriftſtellerwerth, von den unwandelbaren Geſetzen der

moraliſchen Nothwendigkeit beſtimmt würde — und ſo erſchien ihm der vielfach über ihn öffentlich ausgeſprochene Tadel immer nur als boshafter Recenſentenunfug. Dieſe ihm ſo unbehagliche Stimmung mit Reſignation ſchweigend zu tragen, war ſeine Sache nicht; das wirklich und ſcheinbar ihm in der Recenſentenwelt zugefügte Unrecht glaubte er durch einen kräftigen Schlag rächen zu müſſen; um das verwundete Gemüth deſto leichter zu verbergen, verſuchte er mit lachender Miene in die Schranken zu treten, indem er ſeine Fragmente über Recenſenten-Unfug (1797) in die deutſche Leſewelt ſchickte. Er ſchlug mit einer Fliegenwedel in ein Weſpenneſt; er ſtrafte nicht das Ungeziefer, ſondern jagte es auf zu neuem Leben und Muthwillen. Er beginnt dieſe Fragmente mit einem „Manifeſt, enthaltend die Kriegserklärung."

„Ich Kotzebue, durch die Gnade der Muſen, Schauſpieldichter der Deutſchen, thue hiermit kund und zu wiſſen, allen Leſern mit oder ohne Brille, daß:

„Da ich von den Unterthanen des Alten

vom Berge, die ſich vormals Aſſaſſinen nannten *) und heut zu Tage Recenſenten heißen, ſeit mehreren Jahren mancherlei Eindrang erlitten;

„Da ſie meine Kinder überfallen und mit Koth beworfen, weil ſie keinen Geleitsbrief vom Alten vom Berge erkauft hatten;

„Da ſie die Bosheit ſo weit getrieben, ihnen ſogar verdächtige Dinge in die Taſchen zu prakticiren, um ſie hernach für gefährliche Leute auszuſchreien;

„Da ſie auf dem klippenvollen Meere der dramatiſchen Dichtkunſt nicht einmal die Beifalls-

*) Zur Erläuterung dieſer ziemlich weit hergeholten Anſpielung Folgendes: Ben-Sabbah gründete, als Haupt eines Ismaelitiſchen Stammes, 1090 ein Reich in Syrien. Er und ſeine ſieben Nachfolger herrſchten unter dem Namen: der Alte vom Berge, weil des Reiches Sitz auf der Bergfeſte Meſiade war. Von hier aus wurden häufig Krieger zu Raub und Mord ausgeſchickt, die man Aſſaſſinen nannte, von dem verſtümmelten Worte Haſchiſcheh, welches ein bis zur Wuth berauſchendes Hanfblatt bezeichnet, deſſen ſich jene furchtbare Schaaren zur Aufregung der Lebensgeiſter und des Muthes bedienten. — Aſſaſſinen — Meuchelmörder; Aſſaſſinat — Meuchelmord. —

flagge reſpektirt haben, mit denen ihr und mein Lehnsherr, das Publikum, mich beſchenkt hatte;

„Da ſie verlarvt an den Landſtraßen lauern und mit vergifteten Waffen mich hinterrücks überfallen, ſo oft ich ruhig vorüberwandle;

„Da ſie täglich ihre Troßbuben in meine anſpruchloſen Gärten ſenden, um Pflanzungen zu zertreten, die ſie höchſtens nur vom Unkraute ſäubern ſollten;

„Da ſie Allianzen mit dem Neide und der Unverſchämtheit gegen mich geſchloſſen haben;

„So ſehe ich mich endlich genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und habe daher allen meinen getreuen Unterthanen Befehl gegeben, ſich zu rüſten. Die Wahrheit ſoll, unter dem Kommando der Vernunft, den Feind en Fronte angreifen, das empörte Gefühl unter dem Kommando der Kaltblütigkeit, ihnen in die Flanke fallen; die gute Laune iſt als Freikorps errichtet, und dem Witze habe ich Kaperbriefe ertheilt. Ich bin nicht geſonnen, Eroberungen zu machen, ſondern gedenke blos, einen übermü-

thigen Feind — ſo ſehr er mir auch an Zahl und allerlei ſaubern Hülfsmittelchen überlegen iſt — zu einem gerechten und ehrenvollen Frieden zu zwingen. Gegeben zu Friedenthal, den 1ſten Juli 1796.“ —

Dann ſucht er ſich gegen Misverſtand zu verwahren und beſtimmt, „gegen welche Hohnſprecher er ſeine Hirtenſchleuder richtet;“ nicht die Kritik in wiſſenſchaftlichen Fächern will er herabſetzen, ſondern die Alltagskritikaſter im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften. Alſo: „Euch treffe meine Geiſſel, ihr Afterrecenſenten, die ihr ſo ſelten urtheilt, und ſo gern verurtheilt; ſo oft in dem Werke nur die verhaßte Perſon des Autors tadelt; ſelbſt das Gute, was ihr nicht ableugnen könnt, gefliſſentlich verkleinert; hämiſche Seitenblicke auf den Charakter des Verfaſſers werft; Gift aus ſeinen unſchuldigen Worten ſaugt; immer über verletzte Moralität ſchreit, die doch blos der Schild iſt, hinter dem ſich euer Neid verkriecht; euch Alle, die ihr euren einſeitigen Geſchmack dem Publikum zur Richtſchnur aufdringen wollt; keck abſprecht, und, weil es euch an Grün-

den mangelt, durch hochtrabende Kunſtworte täuſcht, die ihr ſelbſt nicht verſteht; hier einen befreundeten Dummkopf ſanft ſtreichelt; und dort einen angefeindeten Mann von Genie wüthend begeifert — euch Alle treffe meine Geiſſel!" — Darauf folgen denn ſiebzehn „Proben von Albernheiten in der Jenaiſchen Literaturzeitung," die öfter den Schein der Albernheit auf denjenigen werfen, der durch ſolche Beweiſe ſeine Schmähungen rechtfertigen zu wollen, befangen genug iſt; ſo hält ſich v. K. z. B. am längſten bei dem vierten Pröbchen auf, in welchem ihm der Stein des Anſtoßes der iſt, daß das erſte Stück der Schillerſchen Horen, ſehr ſchnell, ausführlich und lobertheilend recenſirt wird. Auch iſt er darüber ſehr ungehalten, daß die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter, deren Verfaſſer (Göthe) damals noch nicht bekannt war, deren Inhalt ihm das fadeſte Geſchwätz, die albernſten Geſpenſterhiſtorien dünken, hervorgehoben werden. Doch erſt im vierten Fragmente „über die Kritteleien der Recenſenten, meine Schauſpiele betref-

fend," iſt v. K. eigentlich auf dem Tummelplatze, wo er dem beengten Herzen Luft zu machen verſucht. Er weiß die gegen ſeine Schauſpiele gemachten Ausſtellungen leicht abzufertigen: viele Recenſenten haben geſagt, es fehle jenen an Haltung und Konſiſtenz; er beweiſ't aus Sulzers Theorie der Wiſſenſchaften mit wenigen Worten das Gegentheil; andere haben geſagt: ſeine Stücke beleidigten Moralität und Sittlichkeit, wie er denn auch beſonders gern gefallene Mädchen und Weiber auftreten laſſe. Er vertheidigt ſich: „— Nur die ſchändlichſte Verläumdung konnte, um mir wehe zu thun, dieſen Krötengift auf mich ausſpritzen. Lange vorher, ehe ich auf der Spiegelbahn der dramatiſchen Kunſt umherwankte, ſchrieb Beaumarchais ſeine Eugenie, und Gemmingen ſeinen deutſchen Hausvater, zwei ſchöne Stücke, deren Hauptperſonen liebenswürdige gefallene Mädchen ſind. Damals fiel es keinem ein, die Naſe darüber zu rümpfen. Und wäre es denn auch in der That wohl unmoraliſch, zu glauben, daß ein gefallenes Mädchen doch wohl ein gutes Mädchen ſeyn könne? — Habe

ich denn jemals die Entſchuldigung einer Schwachheit mit der Vertheidigung der Unſittlichkeit vermiſcht? — (dieſes iſt wieder ein Geſtändniß jener bequemen Moral, der der Bequemlichkeit halber, ausgebreiteter Beifall gar nicht entgehen kann. Iſt nicht Entſchuldigung, Bemäntlung des Laſters, das zur liebenswürdigen Schwachheit geſtempelt wird, unendlich verderblicher als eine offene Vertheidigung der Unſittlichkeit?) — „Habe ich jemals einen Fehltritt zur Tugend erhoben? — aber wenn ein reuiger Schächer noch Anſpruch auf das Paradies machen durfte, ſo iſt es doch wohl kein Verbrechen, ein reuiges gefallenes Mädchen intereſſant zu ſchildern?“ — (Seite 27 u. 28.) Dann theilt v. K. vier Anekdoten mit, wo ſeine gefallenen Mädchen auf die Zuſchauer gar erbaulichen Eindruck gemacht, und eine vollkommene Buße bewirkt haben ſollen. Der Vorwurf, daß die Kotzebueſchen Stücke gefährliche Grundſätze gegen den Staat enthielten, iſt am leichteſten zu beſeitigen; da der Verfaſſer überall, ſein ganzes Leben hindurch, mit Grundſätzen nie ins Reine kommen

konnte, und da hierbei der Unverſtand oft hörbar wurde, daß man ihm die Worte als perſönliche Meinung aufbürdete, die er den auf die Bühne gebrachten Perſonen in den Mund legte. —

Namentlich greift in dieſen Fragmenten über Recenſenten-Unfug v. K. ganz beſonders an, die Recenſenten ſeiner Werke in der Literaturzeitung, beſonders Hrn. Huber, gelegentlich Hrn. Friedr. Schulz zu Mitau, und dann auch den Freiherrn Knigge, von welchem letztern es ihn ungemein befremdet, daß er ſeine Perſon haſſe und ſich von ihm beleidigt glaube (S. 36.): als ob dieſer Glaube ſo fern liegt, nachdem v. Kotzebue ihn auf dem Titel des Bahrdt mit der eiſernen Stirn genannt und dort gebrandmarkt hatte. Doch er kommt gleich ſelbſt auf dieſes unangenehme Kapitel (S. 37.): „durch die verhaßte Broſchüre, die im Jahre 1790 meine Feder entweihte, hatte ich das Unglück, mehr als Eine jener gewaltigen Leidenſchaften zu wecken. Zwar muß ich mit Hochachtung bekennen, daß unter den Beleidigten ſelbſt, nur wenige ſich unedle Rache erlaubten;

aber das Geſchrei ihrer Protekteurs und Protégés, ihrer Vettern und Verwandten, ihrer Freunde und Bewunderer; das Klaffen der kleinen Geiſter, die, wenn die Schriften eines Mannes Aufſehn erregen, mit Verlangen nur auf den erſten Ton der Mißbilligung warten, um ſogleich einzuſtimmen; Alles das bildete eine mächtige Partei gegen mich. Das alſo war die erſte Quelle aller der Bitterkeiten, die mir ſeit ſechs Jahren in ſo reichem Maaße zugemeſſen worden. Aber es giebt noch eine andere, aus der ſie alle, und zu allen Zeiten ſchöpften, und die, wie die Schwefelhöhle zu Pyrmont, einen giftigen Dampf aushaucht, der Alles erſtickt, was zu viel Leben hat — Dieſe Quelle heißt Neid! — ſie wälzt ihr Waſſer über jedes Blümchen, das von Kunſtliebe erzeugt, und vom Publikum gepflegt wurde!" —

Nun iſt er auf dem eigentlichen Punkte, wo er ſeinen Herzensergießungen freien Lauf läßt, ſich klagend, aber wohlgefällig mit Pope, Moliere, Boileau, Racine, Voltaire u. ſ. f. zuſammenſtellt, mit ihren Worten gegen den Neid

zu Felde zieht, und dann dieſes Fragment, um ein neues zu beginnen, alſo ſchließt: „Da ſteht das enthüllte Geheimniß. Wahrlich! ihr könnt mir auch nicht einen Schriftſteller nennen, deſſen Werke ſchnelle und große Wirkung auf die Zeitgenoſſen hervorgebracht haben, der nicht, ſo lange er lebte, von hämiſchen Recenſenten angebellt, zerfetzt, zerriſſen, zerſtückelt, zerprickelt und begeifert worden wäre. Wie leicht ließen ſich noch hundert Beweiſe dafür anführen; aber wozu? — ſie haben Voltaire und die Propheten Helvetius, Racine, Moliere, Dorat, Rouſſeau; wenn ſie dieſe nicht hören wollen, ſo würden ſie auch nicht hören, wenn ein Engel vom Himmel zu ihnen redete.“ —

Unverkennbar gefiel ſich Herr von Kotzebue ſo ſehr in der Geſellſchaft der ſchon verſtorbenen franzöſiſchen Klaſſiker, daß er es nicht über ſich gewinnen konnte, einen Blick auf die lebenden deutſchen Klaſſiker zu werfen, die nicht von hämiſchen Recenſenten angebellt, zerfetzt, zerriſſen, zerſtückelt, zerprickelt und begeifert wurden, ſon-

dern mit der ungetheilten Anerkennung großer Verdienſte, die entſchiedene Achtung ihrer Zeitgenoſſen beſaßen; wie hätte er, der Ein Beiſpiel ſolches Glückes vergeblich ſuchte, ſonſt ſeine Zeitgenoſſen, einen Klopſtock, Johannes Müller, Göthe, Herder, Schiller u. ſ. f. überſehen können? Doch gerade in dieſem verdunkeltem Blicke offenbart ſich die Befangenheit des vom Neide zerriſſenen Gemüthes; denn die perſönliche Verehrung, welcher ſich ſolche Männer, ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen, erfreuten, war das köſtliche, von ihm ſo ſehnſuchsvoll begehrte Gut, welches zu erreichen, ihm, wie ſchon bemerklich gemacht iſt, unerbittlich verſagt blieb. — Nur vorübergehend vermag er ſich zu tröſten, indem er wiederholt, daß jedes hervorſtechende Talent ein Gegenſtand des Haſſes ſey, und nicht undeutlich zu verſtehen giebt, daß die Größe des letztern ihm beſonders darum ſo beſchwerlich falle, weil der Haß mit der eminenten Größe ſeines Talentes in einem nothwendigen Wechſelverhältniſſe ſtehe. Für den ſchlimmſten Fall aber ignorirt er die ihm verſagte Achtung und verweiſ't die ſcheelſehenden Recen=

ſenten auf den Beifall, welchen das Ein- und Ausland ſeinen Stücken giebt *). — Auf dieſem Ehrenthron gewinnt er eine ſichere Haltung und ſchleudert ſeine Blitze auf Huber, gegen den der größte Theil des Buches über Recenſenten-Unfug gerichtet iſt, an den in vielfachen Variationen namentlich apoſtrophirt wird, und dem er, mit den übrigen Recenſenten der Literaturzeitung, am Schluſſe folgendes Anekdötchen auf den Weg giebt:

„Als Mezeray ſtarb, fand man unter ſeiner Verlaſſenſchaft einen alten Goldthaler, ſorgfältig in Papier gewickelt, und folgender Geſtalt von ſeiner eigenen Hand überſchrieben:"

„„Dieſen Goldthaler habe ich ſeit zwanzig Jahren verwahrt, um dafür ein Fenſter auf dem Greve-Platz zu miethen, wenn einmal ein Recenſent gehangen wird."" —

*) V. K., ſo beleſen in der franzöſiſchen Literatur, hat wahrſcheinlich nie in Bezug ſeiner ſelbſt ſich der Worte Chamfort's erinnert: „Ce qui fait le succès de quantité d'ouvrages, est le rapport, qui se trouve entre la mediocrité des idées de l'auteur et la mediocrité des idées du public." —

Doch jenes feindſelige Geſtirn, welches den in anderer Hinſicht ſo glücklichen Autor verfolgte, wurde durch dieſe Schutz- und Trutzſchrift nicht beſeitigt: Huber machte dem Empfindlichen immer neuen Aerger, er mochte von ihm reden, oder über ſeine Werke ganz ſchweigen. Die feindſelige Spannung zwiſchen beiden ſchien fortwährend zu wachſen, als Huber höchſt unerwartet von Kotzebue (damals in Wien) einen Brief erhielt, des Inhalts: er leide an einem chroniſchen, dem Grabe ſchnell entgegenführenden Uebel (— von einer ſolchen, das Leben K—s bedrohenden Krankheit ahnete in Wien niemand etwas —); ein ſchmerzliches Gefühl möchte er ſo gern noch vor ſeinem Tode getilgt ſehn: das, von Huber verkannt zu ſeyn. Letzterer habe als Recenſent ihn hart behandelt; dieſes Unrecht ſolle ausgeglichen ſeyn, v. K. möchte ſo gern Hubers Verſöhnung und Achtung mit ins Grab nehmen. — Huber nahm freudig und treuherzig die dargebotne Hand, geſtand, daß Leidenſchaftlichkeit ihn ſelbſt über die Grenzen der Billigkeit geführt hätten, und erbot ſich, als Sühne des erkannten Fehlers,

dieſes öffentlich zu erklären. Kotzebue nahm dieſen Vorſchlag nicht an; aber es blieb von da an, bis zu Hubers Tode, zwiſchen beiden ein freundſchaftlicher, bald häufigerer, bald ſeltener Verkehr, der ſelbſt nicht geſtört wurde, als v. K. einſt den flüchtigen Gedanken hegte, mit H. in eine ſehr nahe Familienverbindung zu treten, gegen deſſen Ausführung ſich der Letztere entſchieden erklärte. — Die Verſöhnung beider, was auch v. K. zu dem erſten Schritte bewegen mochte, war aufrichtig; er blieb von da an immer gegen Huber gleich theilnehmend und einfach, beſuchte ihn noch zweimal auf ſeinen Reiſen, und äußerte nie falſchen Rückhalt, oder drückende Anmaßung. — Mit Vergnügen verweilt der Biograph bei dieſem Zuge aufrichtiger Verſöhnlichkeit. Wie oft im Leben, beſiegt die Feſtigkeit widerwärtiger Leidenſchaft die Dauer traulicher Verbindungen! —

Während v. Kotzebue auf ſeiner Schriftſtellerbahn Neid hegte und weckte, und durch die geſcheiterten Bemühungen, höhere Achtung zu gewinnen, oft ſehr verſtimmt wurde, bildete ſich in

ſeiner Seele der größte, ihn bis zur Gruft verfolgende Unmuth gegen einen Mann, der gerade dasjenige in recht reichem, herrlichem Maaße beſaß, was ihm ſo wünſchenswerth war und immer unerreichbar blieb. — V. Kotzebue wußte nichts und wollte nichts von dem wiſſen, was auch wohl der gemeine Menſchenverſtand von Göthe's hoher Künſtlerexiſtenz begreift; aber er ſah den Mann, wie er, eine wahrhaft wunderbare Erſcheinung in der Literatur, daſteht, überall Ehrfurcht gebietend, und mit ſeinen Kunſtbeſtrebungen ſelbſt da Bewunderung erweckend, wo Verſchiedenartigkeit der Fähigkeiten und Anſichten getheilte Stimmen laut werden laſſen; er ſah dieſen Mann in der geliebten Vaterſtadt, die er ſelbſt einſt meiden mußte, von wo aus ihn mancher tiefverwundende Pfeil traf, wo er noch gegenwärtig, wenn er das deutſche Athen beſuchte, auſſer dem Kreiſe ſeiner Familie, nicht wohlgelitten war, — hier ſah er ihn, an der Seite des Regenten, deſſen Stolz und Freude er iſt, in jeder Beziehung des Lebens das Bild einer idealen Vollendung. — V. K. ſo höchſt empfindlich

gegen unangenehme Eindrücke, verſuchte in verſchiedenen Momenten ſeines Lebens, auf entgegengeſetzten Wegen ſich von dieſem Verdruße frei zu machen, indem er bald Göthe's Kunſtwerke nach ſeiner Weiſe lobte und alle Mittel aufbot, mit Göthe in ein freundliches perſönliches Verhältniß, in eine gute literariſche Kameradſchaft zu kommen, bald ſeine Pfeile gegen ihn abſchoß. — Keines von Beiden fruchtete: denn Göthe ſchritt, wie gefliſſentlich Kotzebue ihm auch entgegen, kam, ohne irgend eine Berückſichtigung ſtets unbefangen einher. Solches verurſachte denn immer neue Wunden; v. K. glaubte gerechte Beſchwerde über erduldeten Hochmuth erheben zu können; er ſann auf Rache und verſuchte, ſich auf ein hohes Pferd zu ſetzen. Seine eigenen Stücke genoſſen ja auf dem Theater für die Gegenwart ein ausgebreiteteres Bürgerrecht, als die Göthe'ſchen, mithin hielt er ſich befugt und machte ſich mismüthig ein eigenes Geſchäft daraus, Göthe's dichteriſche Produktionen zu ſchmähen, damit der Vielbewunderte doch nicht ungeneckt davon käme. Da Kotzebue

ſelbſt bei ſeinen Theaterdirektionen ſo manche Widerwärtigkeit erfahren hatte, ſo griff er ſpäterhin Göthen auch als Direktor des Weimarſchen Hoftheaters oft an, ſuchte in ſeinen Zeitſchriften dahin gehörige Klätſchereien aus Weimar zu verbreiten, und vermittelſt ſeiner Fertigkeit zum pasquillantiſchen Witze für die müſſigen Zuſchauer beſtens zuzuſtutzen. Auch mit dieſen Verſuchen wollte es ihm nicht glücken, denn Göthe's Ruhm blieb ungefährdet. Nicht einmal der Feindſchaft Göthe's konnte ſich v. K. rühmen, denn jener entwürdigte ſich nie, öffentlich etwas zu erwiedern, und ignorirte mit konſequenter Ruhe die fehdeluſtige Betriebſamkeit des immer fertigen Autors. —

Nicht viel beſſer ging es v. K. mit den andern großen, in allgemeiner Verehrung lebenden Dichtern ſeiner Vaterſtadt, welche jedoch nicht in dem Grade, wie Göthe, ihm Kummer machten; denn ihr Ruhm ſchien zuweilen von der Verherrlichung Göthe's völlig überſtralt.

Dieſe äußerſt gereitzte Stimmung Kotzebue's wurde noch vergrößert, als, vorbereitet durch

das Studium der Kant'ſchen Philoſophie und angeregt durch Göthe's und Schiller's Beſtrebungen, die neuern Kunſtanſichten ſich beſtimmter entwickelten. Eine wiſſenſchaftliche Kritik ſtellte, nach den unſterblichen Vorbildern der antiken und der romantiſchen Poeſie, die Forderungen auf, welche, abgeſehn von dem momentanen Beifalle der Menge, das Schöne in dem Gebiete der Redeform ewig bedingt. Hier ſah denn v. K. große Gefahr für den einzigen Rückhalt, aus welchem er bisher alle Angriffe der Recenſenten zurückzuſchlagen verſuchte. Immer verwies er auf den Beifall der Menge, auf die Leichtigkeit, mit der er Thränen und Gelächter zu erregen wußte; nun mit einem Male ſollte die Stimme des großen Publikums nicht mehr über ſeinen Dichterberuf entſcheiden, und der erlangte Preis einen höchſtuntergeordneten Rang erhalten. Solchen Drohungen von der ſogenannten neuen Schule konnte er, deſſen Sache nie das Schweigen war, nicht ohne heftige Gegenrede verwirklicht ſehen. Man erwäge nun noch, daß v. K. bei keinem Gegenſtande durch ſtrengwiſſenſchaft-

liche Prüfung zu einem gediegenen Urtheil gelangte, daß die ihm verhaßte neue Schule ihre neuen Anſichten ihm ſehr unverſtändlich ausſprach, daß ſie viele bisherige Autoritäten verſpottete, auch wohl Gefallen daran fand, ihre ernſten Beſtrebungen auf excentriſche Weiſe anzudeuten, daß endlich dieſe verhaßten Neuerer in Göthe den Heros der geſammten modernen Kunſt ſahen, daß ſie ſeine Verherrlichung ſich zum heiligen Berufe machten; — man wird es ſehr folgerecht finden, daß der Kampf gegen die neue Schule ein ſtehender Artikel in dem Journale des Lebens Kotzebue's wurde.

Der erſte Wurf, den er gegen die vorzüglichſten Wortführer der neuen Schule, gegen die Gebrüder Schlegel und gegen Tieck unternahm, war der hyperboreiſche Eſel, ein pasquillenartiges Luſtſpiel, in welchem v. Kotzebue ſeinem lebhaften Unwillen freien Lauf ließ. In ein recht grelles Licht ſtellte er hier einzelne aus dem Zuſammenhange geriſſene Behauptungen der genannten Männer, machte die Ironie zum Ernſte, den Ernſt zum Scherze, und ärndete, nach geläufiger

Berechnung, jeden möglichen Gewinn davon, daß er den Karikaturen ſeiner Bühne die Worte ſeiner Gegner in den Mund legt. Alle Nüancen des Dialogs und lebendige Gewandtheit des Witzes ſtehen ihm zu Gebote, da der Genius des Pasquills ihm in Satyrgeſtalt zur Seite ſteht. Er mußte aber gar bald erfahren, daß die von ihm gebrauchten Waffen, von ſeinen Gegnern zu ſeiner eigenen Züchtigung angewendet wurden, wo denn ſein Groll gegen die neue Schule durch Schlegel's „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräſidenten von Kotzebue" und durch Neckerereien aller Art, fortwährend Nahrung erhielt. —

Doch, um nicht durch die Betrachtung der ſich ununterbrochen in Kotzebue's Leben an einander reihenden literariſchen Fehden, ſeine perſönlichen Schickſale aus den Augen zu verlieren, kehrt der Biograph zu denſelben zurück. — V. K. lebte nach der Niederlegung ſeines Präſidenten-Amtes auf ſeinem Landſitz Friedenthal in Eſthland, ſich und den Muſen, in ſo günſtigen Verhältniſſen, daß nur ein feindſeliger Geiſt raſtloſer

Unruhe ihn dieſer Lage entreiſſen, und auf eine neue, ſehr dornenvolle Laufbahn locken konnte.

Er erzählt *): Zwei Jahre verfloſſen durch Liebe, Freundſchaft und Ruhe verſchönert. Da ſtarb Alxinger in Wien **). Die Direktion des Hoftheaters glaubte mich tüchtig, ſeine Stelle zu erſetzen; ſie ſchlug mir Bedingungen vor, die eben ſo lukratif, als ehrenvoll waren; und ich verließ Friedenthal, um unter einem milden Himmelsſtriche, zwar Liebe und Freundſchaft, doch nicht Ruhe wiederzufinden. — Die erſte Frage

---

*) Siehe: Ueber meinen Aufenthalt in Wien von Auguſt v. Kotzebue. Leipzig 1799."

*) Johann Baptiſt von Alxinger, der Sänger des Doolin von Mainz und des Bliomberis, geb. zu Wien 1755, daſelbſt geſt. 1797, verſah in den letzten drei Jahren ſeines Lebens die Stelle eines Sekretairs bei der Direktion des kaiſerlichen Hoftheaters. — Früher bekleidete er die Stelle eines Hofadvokaten, um die Streitigkeiten derer, die ſich an ihn wandten, gütlich beizulegen, wofür er den Lohn in der That ſelbſt fand; denn ſein bedeutendes Vermögen ſetzte ihn in den Stand, jedes übernommene fremde Geſchäft, ſeinen Grundſätzen gemäß, völlig unentgeldlich zu verrichten. —

iſt hier: worin beſtanden meine Pflichten? — Die vornehmſte derſelben, die mir der Herr Baron von Braun bereits in ſeinen Briefen an mich auferlegt hatte, war: ein kritiſches Journal über die Wiener Hoftheater zu ſchreiben, von welchem er ſich mehrere gute Wirkungen verſprach. Die übrigen Obliegenheiten, deren damals erwähnt wurde, waren ſehr geringe; ſie beſtanden in Korreſpondenz, Aufſicht über die Bibliothek u. ſ. f. Der Baron von Braun endigte mit den ſchmeichelhaften Worten: „„ich ſollte ſein Freund ſeyn und ihm überhaupt mit Rath und That an die Hand gehn.““ — Gerade dieſer humane Ton war es, der mir Luſt und Muth gab, die beſchwerliche Winterreiſe von 300 Meilen mit meiner Familie anzutreten, nachdem ich zuvor die ausdrückliche Erlaubniß meines Monarchen zu dieſem Dienſtwechſel erbeten und erhalten hatte. Da ſeit meiner früheſten Kindheit das Theater bald Leidenſchaft, bald Beſchäftigung, immer wenigſtens Liebhaberei bei mir geweſen war, und ich ſowohl theoretiſch, als praktiſch, mir viele Kenntniſſe darüber geſammelt hatte: ſo kam ich

mit der Hoffnung nach Wien, in einem mir angenehmen Wirkungskreiſe nützlich zu werden. Was hätte mich auch ſonſt wohl bewegen können, mein liebes Friedenthal zu verlaſſen? — Nahrungsſorgen drückten mich nicht; Eigennutz habe ich nie gekannt. Jene Hoffnungen wurden noch lebhafter durch die perſönliche Bekanntſchaft des Baron von Braun in mir erregt. Mein Herz dringt mich, hier öffentlich, im Angeſichte von Deutſchland, das dankbare Zeugniß abzulegen, daß ich in ihm gefunden, was ſeine Briefe verſprachen, daß er mich nie den Vorgeſetzten, aber deſto öfter den Freund fühlen laſſen; daß er vom erſten Augenblicke bis zum letzten, bei Sturm und Sonnenſchein, ſich gegen mich gleichgeblieben; daß er mich immer mit freundſchaftlichem Vertrauen, mit zarter Achtung, mit feiner Freigebigkeit behandelt hat. — Ich hatte den Tag nach meiner Ankunft die Ehre, Sr. Majeſtät dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, und habe ſeitdem noch einigemale das Glück genoſſen, mich dieſem deutſchen Biedermanne zu nähern. — Faſt möchte ich in dieſem Augenblicke bedauern, daß er mich mit einer

Penſion begnadigt hat, weil dieſer Umſtand den Verdacht der Schmeichelei auf meine Worte werfen könnte. Aber nie habe ich mein Lob verkauft und nie würde ich dieſem Bewußtſeyn, weder für den Preis von 1000, noch von Millionen Gulden entſagen. Ich könnte und würde ſchweigen, da nichts mich zu reden zwingt. — Es iſt daher die reinſte, aus Vernunft und Herzen fließende Ueberzeugung, mit der ich behaupte: daß Franz der Zweite einer der redlichſten und geradeſinnigſten Männer in ſeinen Staaten iſt. Die ausgezeichnetſte ſeiner Tugenden iſt Gerechtigkeit. Er übt ſie gegen den Bettler, wie gegen den Fürſten, und zweimal wöchentlich kann jeder ihm ſeine Noth perſönlich vortragen. Niemand fragt den, der zum Kaiſer gehn will: was wollen Sie bei dem Kaiſer? — Jeder darf ihm ſein Anliegen ſelbſt an ſein edles Herz legen, und obwohl man leicht begreift, wie manche alberne und weitſchweifige Bitten, wie manche thörichte Wünſche bei ſolchen Audienzen vorkommen mögen, ſo ſteht dennoch der Monarch, mit unermüdlicher Geduld, fünf bis ſechs Stunden lang, und

hört freundlich und gefällig einen Jeden an. Wohl dem Bittenden, dem Gerechtigkeit und Billigkeit zur Seite ſtehn! er iſt des Erfolgs gewiß *). — Seine Gegenwart flößt Zutraun ein. Er hat etwas ſo Gerades, Offenes in ſeinem

*) Dieſe herrliche Einrichtung, nach der es den Bewohnern der Oeſtreichſchen Staaten möglich iſt, ihren Regenten wöchentlich zweimal ſelbſt zu ſprechen, führte zuerſt Joſeph der Zweite ein; der ſegensreiche Erfolg derſelben hat ſich vielfach bewährt. Es liegt ja ſchon darin ein unendlicher Zauber für den Bittenden, wenn er ſeine Wünſche dem Regenten ſeines Vaterlandes von Mund zu Munde, vom Herzen zum Herzen vortragen darf, und im Vertraun auf ſeinen unmittelbaren Ausſpruch, oder wenigſtens auf eine unmittelbare Beſtätigung der Reſolution, ſeine Beſcheidung erwarten kann. Dagegen iſt es ein harter Fluch für eine Nation, wenn ihr Regent unzugänglich iſt, wenn der Bürger nur zu ihm gelangen kann, nach vorgegangener genauer Befragung und Prüfung der Höflinge und der Soldaten, wenn der Regent fremde Geſichter nicht leiden kann und dadurch ſehr leicht in eine ungnädige Verlegenheit verſetzt wird. — Die verhängnißvollen Folgen ſolches übeln Mißſtandes können nie beſeitigt werden durch erbauliche Relationen von manchen löblichen Privateigenſchaften derer, die die Geburt auf die Thronen ſetzte. —

Benehmen; man ſieht es ihm gleich an, daß er es redlich meint; und wenn er dem, der vor ihm ſteht, etwas Angenehmes ſagt, ſo iſt es nie ein feines höfliches Kompliment, ſondern immer etwas herzliches Gutgemeintes. — Was Wunder, daß ich ihn aufrichtig liebe, und daß der Augenblick, in dem ich ihm vorgeſtellt wurde, meinen Muth und meine Hoffnungen noch ſehr belebte. — Unter ſolchen glücklichen Vorbedeutungen begann ich meine Laufbahn. Meine Geſchäfte waren anfangs weniger bedeutend. Die Regie wurde mir nicht auf einmal, ſondern nur nach und nach übertragen, um den bisher beſtandenen Ausſchuß nicht zu kränken.“ —

Die heiteren Ausſichten, mit denen v. K. ſeine neue Laufbahn zu Wien begann, verfinſterten ſich bald. Eine dortige Wochenſchrift, die Wahrheit in Maske, fing an, ihn „mit Sumpfwaſſer zu beſpritzen.“ Es erſchien eine Beſchreibung des Theaters im Thierreiche, in welcher ſein Vorgänger mit dem Elephanten, er ſelbſt aber mit dem Wolfe im Schaafspelze verglichen wurde. Den 17ten April wurde bei der

Feier des Feſtes der Wiener Freiwilligen das Dorf im Gebirge mit großem theatraliſchem Pomp gegeben; es misfiel. „Es ſtieß hier mehreres zuſammen: Künſtlerneid, Parteien, die ſich an einander rieben, entgegengeſetzte Meinungen von allerlei Gattungen; kurz eine Menge Urſachen, die zum Theil ſo zart ſind, daß ich ſie nicht wohl berühren kann.“ (v. K. in der genannten Schrift. S. 22.) Die ihm zur erſten Berufspflicht gemachte Herausgabe eines kritiſchen Journals, gedieh nicht weiter, als bis zur Ankündigung. „Vom Anfange an hatte ich mich,“ (dieſes ſind ſeine eigenen Worte), „mit dem höchſten Widerwillen zu dieſer zeitfreſſenden und undankbaren Arbeit verſtanden. (Und doch hatte er ein Amt geſucht, war freiwillig in daſſelbe getreten, welches ihm dieſe Unternehmung ausdrücklich zur Pflicht machte.) „Da aber der Baron von Braun ſich fortdauernd viel Nützliches davon verſprach, ſo rüſtete ich mich zur Ausführung mit Geduld und Standhaftigkeit. Die Ankündigung machte einiges Aufſehn. Viel angeſehene und kluge Leute prophezeieten mir end-

loſen Verdruß. Ich hatte mir das ſchon ſelbſt prophezeiet, zuckte die Achſeln und ſchwieg.“ (Dieſes Achſelzucken kam jetzt wohl zu ſpät! —) „Glücklicher Weiſe für mich, war ich es nicht allein, den jene gutmeinende, mit dem Geiſte des Publikums bekannte Männer, von dieſer Idee abzuleiten ſuchten. Auch der Baron Braun wurde von mehreren Seiten auf manche daraus entſpringende Inkonvenienzen aufmerkſam gemacht. — Dies wirkte auf ihn, wie es auf mich gewirkt hatte, und theils dieſe Gründe, theils auch, wie ich mir ſchmeicheln darf, die Neigung zu mir, aus welcher der Wunſch entſprang, mir den wahrſcheinlichen Verdruß zu erſparen, bewogen ihn endlich, am 20ſten April, einem mir unvergeßlichen Tage, mich von der Verbindlichkeit, ein ſolches Journal zu ſchreiben, gänzlich zu befreien. — Dieſe Begebenheit wäre nun ins Klare geſetzt. Der Leſer ſieht, wie einfach und natürlich ſie zuſammenhängt, und wie albern es war, zu glauben: daß ich, der ich meine Zeit weit angenehmer und vortheilhafter benutzen konnte, durch den bloßen Kitzel zu kritiſiren, mich

hätte verleiten laſſen, mir ſelbſt eine ſolche Laſt aufzubürden. — Die Idee war nicht allein aufgegeben, ſondern auch bereits vergeſſen, als eines Tages der Baron Braun von dem Redacteur der Hofzeitung erſucht wurde, ihm, wo möglich, ſtatt der bisherigen kurzen und trockenen Titel-Anzeigen von neu aufgeführten Stücken, etwas längere, beurtheilende Nachrichten zukommen zu laſſen, welche er jederzeit im erſten Blatte der Zeitung, gleich nach den officiell bekanntgemachten Artikeln, werde abdrucken laſſen. Der B. v. B. freute ſich, unvermuthet eine Gelegenheit zu finden, ſeinen zur Vervollkommnung der Bühne gehegten Wunſch dennoch, wenigſtens theilweiſe, realiſirt zu ſehn, und hoffte, daß, wenn ich bei Abfaſſung dieſes Artikels anonym bliebe, und mit möglichſter Schonung und Beſcheidenheit zu Werke ginge, das Gute erreicht werden würde, ohne meiner Ruhe nachtheilig zu ſeyn. Ich übernahm, ohne mich zu nennen, die Theater-Anzeigen in der Hofzeitung. Ob ich die zweite Vorſchrift der Beſcheidenheit und Schonung erfüllt habe, darüber erwarte ich von dem unpar-

theiiſchen Leſer daſſelbe Zeugniß, welches mir mein eigenes Gewiſſen giebt. Man ſehe nur zum Exempel, mit welcher faſt beiſpielloſen Schonung ich das Schauſpiel: der Tag der Erlöſung behandelt habe *). — Dieſe Kritiken erregten einen Lärm, den man ſelbſt mit angeſehen haben muß, um ihn glaublich zu finden. — Es gehört ganz die ausgebreitete Bekanntſchaft mit Theaterkabalen dazu, um ſich nicht darüber zu wundern. Daß der Neid nicht immer dabei ein ruhiger Zuſchauer blieb, iſt in der Ordnung. Er breitete unter andern im Herbſte 1798 eine Verläumdung aus, die nicht allein in Wien ſehr weit um ſich griff, ſondern auch in vielen Zeitungen mit eiliger Schadenfreude verbreitet

---

*) Beiſpielloſe Schonung bei der Beurtheilung von Theaterſtücken an ſolchem Orte, wie die Hofzeitung, iſt immer offenbare Ungerechtigkeit. In dieſem einen gegebenen Beiſpiele, welches rückſichtlich des Tones der übrigen Kritiken gar nichts entſcheidet, liegt eine Selbſtanklage und eine Selbſtverurtheilung; dieſes Beiſpiel zeigt deutlich, wie das Spiel der Parteien in v. K—s Kritiken den mächtigſten Hebel finden mußte. —

wurde. — Es entſtand nämlich plötzlich das Gerücht, ich ſey arretirt, auf einer Feſtung eingeſperrt, oder über die Gränze transportirt worden. Warum? — das wußte man nicht; darum bekümmerte man ſich auch nicht. Genug, es ſollte ſo ſeyn. — Dies ſonderbare Gerücht hatte, wie ſich bei einiger Nachforſchung ergab, in den niederen Ständen angefangen, war aus dieſen zu den höheren übergegangen, welches ſonſt umgekehrt zu ſeyn pflegt. Aber eben dieſer Umſtand verräth ſeinen Urſprung." —

„Es war überhaupt ein Kunſtgriff einer gewiſſen Gattung von Menſchen, wenn ſie mir auf keine andere Weiſe beikommen konnte, meine politiſchen Grundſätze verdächtig zu machen, um mich mit dem ehrloſen Beinamen eines Jakobiners zu brandmarken. So wie man vor ein paar hundert Jahren nichts weiter bedurfte, um einen Mann von Kopf zu verſchreien, und das hic niger est ihm anzuheften, als die beweisloſe Beſchuldigung, er ſey ein Ketzer, ſo iſt jetzt an die Stelle des Ketzers der Jakobiner

getreten *). Der Begriff von dieſem, wie von jenem, iſt unbeſtimmt, dunkel, vieldeutig, und eben daher ſo außerordentlich bequem für kleine Menſchen, die Luſt haben, zu verläumden. Es iſt bei dieſem, ſo wie es bei jenem war, ſo leicht,

*) Beſchuldigungen dieſer Art haben immer in Deutſchland vieles Gedeihen, in den neueſten Zeiten aber einen ausgezeichnet raſchen Wechſel gefunden. Erinnere dich, geneigter Leſer, nur der letzten Jahre: wenn du, vor 1812, in dem größten Theile Deutſchlands an dem franzöſiſchen Joche keinen Gefallen fandeſt, ſo hießeſt du: ein brittiſcher Spion, ein Verräther, ein Tugendbündler; wenn du den Kopf ſchütteln mußteſt nach der Wiedervereinigung mit dem geliebten, angeborenen Regenten, ſo viele Armſeligkeiten hervorgerufen, und die Verkündiger der wiedererlangten Regentenhuld im Gefolge einer jämmerlichen, hohen Polizei einherziehen zu ſehen — ſo galteſt du für einen Franzoſenfreund; wenn du das allgemeine Streben der Völker, nach einem verbeſſerten Zuſtand des bürgerlichen Lebens, als einen weſentlichen Zug des heutigen Zeitgeiſtes erkennſt, ſo nennt man dich einen Aufruhrprediger; wenn du den, höchſten Orts vielfach angeregten, Unfug der Jugend belächelſt, weil er, ohne das auf ihn gelegte officielle Gewicht, ſo leicht mit verſtändigen Mitteln zu leiten geweſen wäre, — ſo biſt du ein Mitverſchworner des Dolchbundes! — — —

Beweiſe dafür zu finden; denn ein geſcheidter Mann wird doch irgend einmal ein Wort geſagt haben, das ſich, ſey es auch noch ſo unſchuldig, nach boshaftem Belieben deuten ließe." —

Von der Wiener geheimen Polizei meint er (S. 29), daß man den an der Spitze derſelben ſtehenden humanen und aufgeklärten Mann, den Grafen Saurau, nur zu kennen brauche, um den Verfaſſer eines, in Betreff jener nachtheilige Thatſachen aufſtellenden, Artikels in den Staats-Anzeigen zu verachten. — Hierbei iſt zu erwägen, daß der vornehmen Leuten oft ſo willfährig beigelegte Lobſpruch, daß ſie human und aufgeklärt ſeyn ſollen, gleichfalls unbeſtimmt, dunkel, vieldeutig und für kleine Menſchen bequem iſt, wohlfeil und doch freigiebig zu loben.

„Weil es aber geſchehen könnte," fährt v. K. fort, „daß auch in Zukunft an dieſem oder jenem Orte meines künftigen Aufenthalts, böſe Buben ſich abermals jenes abgedroſchenen Kunſtgriffes bedienen möchten, um mich den Machthabern verdächtig zu machen; ſo ergreife ich dieſe günſtige Gelegenheit, um hier, ein für allemal

zu erklären: daß ich aus mir wichtig ſcheinenden Gründen die monarchiſche Regierungsform für die beſte halte, und bis an meinen Tod feſt an ihr hangen zu wollen, hiermit feierlich verſichere! — daß dieſer reiflich erwogene Entſchluß durch die Zeitgeſchichte der letzten zehn Jahre in mir noch mehr befeſtigt worden! — daß, ſo glänzend auch jede andere Theorie ſeyn mag, ich doch überzeugt bin, daß bei dem Uebergange zur Praxis aus dem ſchimmernden Irrlicht eine verzehrende Fackel wird; — daß man bei ſchlechten Theorien Alles kalkulirt, nur die Leidenſchaften der Menſchen nicht, welche doch gerade da den meiſten Spielraum gewinnen; — daß ich den Republiken ihre glänzende Epoche nicht beneide, weil ihr Glanz gewöhnlich im umgekehrten Verhältniſſe mit ihrer inneren Glückſeligkeit ſteht; es ſind Schauſpieler, die auf der Bühne Millionen verſchenken, während ſie zu Hauſe Salz und Brod eſſen; — daß ich glaube, auch die beſte Revolution könne höchſtens nur kommende Geſchlechter beglücken, und daß ich denjenigen für einen bedaurungswürdigen Schwärmer

halte, der ſeine gegenwärtige Ruhe, ſein Vermögen und Leben aufopfert, um ſeinen unbekannten Kindeskindern eine noch ſehr problematiſche Glückſeligkeit zu verſchaffen; — daß ich aus allen dieſen und mehreren für mich ſehr überzeugenden Gründen mich nie, auch nur auf die entfernteteſte Weiſe, in irgend eine Art von Revolution miſchen würde, ohne vorher ein Narr oder ein Schurke geworden zu ſeyn." —

Nach dieſer politiſchen Abſchweifung kommt v. K. ſogleich auf die Begebenheiten, welche ſchon nach fünfviertel Jahren und im neunten Monate der übernommenen Theaterregie die Ausführung des Entſchluſſes, ſein Amt nieder zu legen, bewirkten. Er erzählt, daß die Auffriſchung eines alten Wiener Theatergeſetzes, zu Folge deſſen pünktlich alle drei Wochen ein neues großes Schauſpiel geliefert werden ſollte, viele Zufriederheit im Publiko, deſto größere Unzufriedenheit unter den Schauſpielern veranlaßt habe; — daß dieſe Unzufriedenheit durch ſeine Vertheilung der Rollen, durch die auf ſeine Vermittlung engagirten neuen Schauſpieler noch ſehr geſtei-

gert, und daß ſo unter den Schauſpielern ein Feuer der Feindſchaft wider ihn erzeugt ſey, welches, unter immer neuen Verläumdungen, endlich ausbrach. Die Schauſpieler und Schauſpielerinnen bildeten zwei Partheien, deren größte, bei weitem zahlreichſte, den feindſeligen Sinn gegen v. K. überall hervortreten ließ, und ſich mit manchen Beſchwerden an den Director des Theaters, den Baron von Braun, wandte; häufig zwar nur mit allgemeinen Klagen, öfter aber auch unter Anführung ſpecieller Urſachen der Unzufriedenheit. Bei näherer Nachfrage ergab ſich denn auch leicht, daß die gegenſeitige Spannung nicht das Werk augenblicklicher Leidenſchaft und Aufregung war, ſondern, daß die gegen v. Kotzebue aufgebrachten Mitglieder ſchon ſeit Monaten ein genaues Tagebuch führten, worin jedes unziemliche Wort, jede von K. erduldete Unbill nach Tag und Stunde verzeichnet war. Daß, da v. K. kein gleichförmiges Betragen feſtzuhalten im Stande war, da er, in allen perſönlichen Beziehungen ſehr reitzbar, ſich ſo leicht von der Gewalt des erſten Eindrucks hin=

reißen ließ, in jenem Sündenregiſter manche wenigſtens auf Unbeſonnenheit hinweiſende Anekdote verzeichnet ſtand, iſt nicht zu bezweifeln; doch hatte Herr v. Kotzebue der Regie des Theaters mit dem beſten Willen vorgeſtanden und ſich keine weſentlichern Fehler zu Schulden kommen laſſen; weshalb er, ſobald er von den feindſeligen Umtrieben näher unterrichtet war, ſofort auf eine genaue Ausmittlung und Unterſuchung der wider ihn erhobenen Beſchwerden antrug. Er ſelbſt veranlaßte, daß ſchnell, ohne weitere Vorbereitung und Machinationen, jedes Mitglied der Hofſchauſpielergeſellſchaft über die Urſachen der Unzufriedenheit vom Herrn v. Braun befragt und zu Protokolle vernommen wurde. Dieſe Maaßregel wirft ein günſtiges Licht auf den Verläumdeten und beweiſ't ſein gutes Gewiſſen; doch zugleich auch ſeine Unüberlegtheit und ſeine Unfähigkeit, eine gute Abſicht tadellos durchzuführen. Bei der Vernehmung der Unzufriedenen enthielt ſich Herr von Kotzebue nicht nur nicht, ununterbrochen perſönlich gegenwärtig zu ſeyn, ſondern er führte ſogar eigenhändig das

Protokoll. Solche argen Verſtöße gegen die erſten Begriffe einer partheiloſen, freien Unterſuchung fallen theilweiſe dem Herrn Baron von Braun, doch ganz beſonders dem ehemaligen Präſidenten eines Juſtiz-Collegii (der Gouvernements-Magiſtrat zu Reval iſt der Juſtizapellationshof der Provinz Eſthland) ſehr zur Laſt. Die Folge der Verhandlungen war die, welche man leicht errathen kann: dort, dem Herrn v. K. gegenüber, der neben dem Herrn von Braun die Feder führte, ſagten die einzeln herbeigerufenen Schauſpieler nichts Weſentliches aus, und verloren ſich höchſtens in allgemeine Aeußerungen der Unzufriedenheit, weshalb ihnen kein Vorwurf zu machen, am wenigſten der harte, welchen Engel als das Reſultat ſeiner Erfahrungen öfter ausſprach, wenn er behauptete: man könne häufig in einer Schauſpielergeſellſchaft alle Laſter realiſirt finden, nur die nicht, zu welchen perſönlicher Muth gehört. —

Oft trifft man den Herrn v. K. in Situationen, wo man gar nicht begreifen kann, daß ein ſonſt vernünftiger Mann mit ſo befangener Blind-

heit ſeinen eigenen Standpunkt verkennen kann. Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß die Niederlegung der eigentlichen Klagepunkte wider ihn geſtört, vielleicht unmöglich wurde, da hier ſeine Gegenwart ſo ſtörend ſeyn mußte; doch er ſelbſt findet, immer mit ſich zufrieden, in dieſer Unziemlichkeit einen fröhlichen Beweis ſeines guten Gewiſſens. Seite 36 der Vertheidigungsſchrift ſagt er: „Daß ich ſelbſt bei der Unterſuchung gegenwärtig war, ſollte, ſtatt der hämiſchen davon gemachten Auslegung, vielmehr dem Baron Braun als ein Merkmal ſeiner feinen Schonung verdankt werden (!), da er Alles in der Stille abzuthun wünſchte, und folglich keinen Fremden zur Aufnahme des Protokolls gebrauchen mochte.“ (Dieſes iſt ſo ein v. Kotzebue'ſches Motiv; die Zwietracht ſelbſt war offenkundig genug, und die Unterſuchungsverhandlungen mußten es, man konnte es zuverläſſig vorherſehen, ſchnell werden. Es waren partheiloſe Perſonen genug davon unterrichtet, man hatte mithin nicht nöthig, einen Fremden als Protocollführer zuzuziehn; es iſt nicht denkbar, daß

es an einem verſchwiegenen, ſichern Mann man-
geln konnte, der die Feder zu führen geeignet
war. —) „Es war ja noch kein Proceß, es
war gleichſam ein häuslicher Zwiſt, den ein
Familienvater im Stillen abthut. — Ueberdies
konnte und durfte ich ja nichts anders nieder-
ſchreiben, als die wörtliche Ausſage eines Jeden,
die alsdann ein Jeder ſelbſt wieder durchlas,
und nur nachdem er ſie wörtlich eingetragen fand,
eigenhändig unterzeichnete.“ (Nicht die Ver-
fälſchung der Ausſage iſt der mit Recht dem
Herrn v. K. zu machende Vorwurf, ſondern die
Ausſage ſelbſt wurde gefeſſelt, beengt und ge-
ſtört, durch ſeine Gegenwart.) „Mich ſelbſt be-
treffend, bewies meine Gegenwart nicht eiſernen
Muth, ſondern nichts mehr und nichts weniger,
als ein gutes Gewiſſen. Ich hatte dem Baron
Braun verſprochen, es möchte vorgehn, was da
wolle, mich auf keine Weiſe in die Unterſuchung
zu miſchen, ſondern blos zuzuhören und nieder-
zuſchreiben. Dies Wort habe ich redlich ge-
halten!“ —

Mit ſeiner gleich darauf der K. K. Ober-

Hoftheatral-Direktion eingereichten Vertheidigung bat Herr von Kotzebue dringend um ſeine Entlaſſung und erhielt ſie noch vor dem Jahresſchluß 1798, indem mit dem Neujahre 1799 ein neuer Ausſchuß errichtet und dieſem die Regie der kaiſerlichen Hoftheater übertragen wurde. Dem Verabſchiedeten verlieh der Kaiſer die Verſicherung eines lebenslänglichen Jahresgehalts von 1000 Gulden, und ernannte ihn zugleich zum kaiſerlichen Hoftheaterdichter, mit der beſondern Erlaubniß, ſeinen Aufenthaltsort nach Belieben zu wählen. Die einzige Verpflichtung, welche ihm dieſe Ernennung auferlegte, war, daß er ſeine dramatiſchen Arbeiten den Wiener Hoftheatern jedesmal zuerſt, nicht aber allein zuzuſenden ſich verband. —

So ſchied von Kotzebue von Wien. Er ruft der reichen Kaiſerſtadt, die er mit ſo großen Hoffnungen betrat und unter ſo manchem Verdruſſe verließ, dieſen Abſchied zu: „Ich werde vielleicht Wien nie wiederſehen; aber unvergeßlich bleibt mir die Aufnahme, die ich daſelbſt in den beſten Häuſern gefunden; unvergeßlich die zu-

vorkommende Gaſtfreundſchaft des Einen; die biedere Herzlichkeit des Andern; die feine Geſelligkeit des Dritten; hier zwangloſe Freude, dort ungeſuchter Witz; hier die geſchmackvollſten Luſtbarkeiten, dort die feineren Vergnügungen der höheren Bildung; überall Sittlichkeit in der zarteſten Vereinigung mit Gradheit, dieſem eigenthümlichen Charakter der Oeſtereicher. — O, wenn es in Wien keinen Staub und keine Tagebücher (man erinnere ſich des von den Schauſpielern über Kotzebues Betragen bei der Theaterregie geführten Tagebuches) gäbe, wo fände man einen reizendern Aufenthalt!" —

Dieſes Lob Wien's, welches in ſeinen Hauptzügen jeder unpartheiiſche Beobachter beſtätigen muß, erinnert an nähere Erkundigungen, die man über Kotzebue's Schickſale, ſpäterhin, als die Aufregungen der Leidenſchaften ſich gelegt hatten, während eines längeren dortigen Aufenthaltes einzuziehen Gelegenheit fand. Fortwährend hatte v. K. dort ſeine Freunde und Verehrer, wie ſeine Widerſacher und Gegner: die ungünſtigen Urtheile und die Lobſprüche vorur=

theilsfrei gegen einander abgewogen, muß man als entſchieden annehmen, daß er das ſchwierige Geſchäft der Theaterregie mit redlichem Willen und großem Eifer, zur Vervollkommnung der Hoftheater zu wirken, übernahm, daß er viele Kenntniß des deutſchen Theaterweſens im Allgemeinen mitbrachte, und ohne ſich durch Hinderniſſe irre machen zu laſſen, manches Nützliche und Gute bewirkte. Dagegen wurde er in die erzählten Unannehmlichkeiten verwickelt durch die ihm mangelnde Kenntniß der speciellen Cabal- und Perſonalverhältniſſe, durch die Leichtfertigkeit, womit er ſich dem Vertraun und dem Mißtraun hingab, durch die in ſich tragende Eitelkeit und durch Unvorſichtigkeiten, zu denen ihn ſeine Reitzbarkeit nur zu oft hinriß. Je mehr Sinn Herr v. Kotzebue für die Freuden eines genußreichen, geſellſchaftlichen Lebens hatte, um ſo mehr gefiel er in dieſer Hinſicht in den Wiener Zirkeln, die den gebildeten Fremdling mit ſo großer Willfährigkeit in ihre Mitte aufnahmen. — Unmittelbar nach ſeinem Rücktritte von der Theaterregie erließ der Baron von Braun

ein Cirkularſchreiben an die Hofſchauſpieler, in welchem er des Herrn von Kotzebue's ehrenvoll gedenkt, mißbilligend der wider ihn gemachten Ränke, erwähnt und ſeinen Verluſt mit allen Zeichen der Freundſchaft beklagt.

Für den vielfach gehabten Verdruß ſuchte ſich Herr v. Kotzebue zu entſchädigen, indem er im Frühling und Sommer 1799, in der Geſellſchaft ſeiner Familie, Erholungsreiſen durch das ſüdliche Deutſchland machte, und dann nach ſeiner Vaterſtadt ging, die immer für ihn ſo vielen Reiz hatte.

Hier in Weimar, wie immer, in großer literariſcher Thätigkeit, in der Nähe ſeiner würdigen Mutter, an der ſein Herz mit kindlicher Liebe hing, ſchien er ein erwünſchtes Aſyl gefunden zu haben — doch nur auf kurze Zeit. — Welch eine reiche Folge wunderlicher Bilder iſt das Leben dieſes Mannes! —

Gegen das Ende des Jahres 1799 gedieh in Herrn v. Kotzebue, durch eine ſteete Unruhe

im äußern und innern Leben umhergetrieben, der Entſchluß zur Reiſe, Weimar zu verlaſſen und die ruſſiſchen Staaten wieder zu beſuchen. Jeder vernünftige Mann wiederrieth ihm die Ausführung ſolches Planes, bei der damaligen Lage der Dinge, da Kaiſer Paul bekanntlich eine allgemeine Gränzſperre angeordnet, und einen mit ſehr harter Behandlung in Verbindung ſtehenden Verdacht gegen alles vom Auslande Kommende tauſendfältig gezeigt hatte. Beſonders widerwärtig waren, wie bekannt, dem Kaiſer Schriftſteller, welche, wie Kotzebue, über alles mitzuſprechen die Gelegenheit ſuchten, und als Pasquillenſchreiber berüchtigt waren. K. beharrte, der Warnungen ungeachtet, bei ſeinem Vorſatze und fand die Motive dieſer gefahrvollen Reiſe in dem ſeiner Gattin angeblich ſchon bei der Abreiſe aus Rußland gegebenen Verſprechen, ſie nach drei Jahren in die Arme ihrer Verwandten und Freunde zurückführen zu wollen, in der Sehnſucht, ſeine in Petersburg zurückgelaſſenen Kinder zu umarmen, und in der Nothwendigkeit, über ſeine und ſeiner Frau dortige Beſitzungen

Anordnungen zu treffen, die eine perſönliche Gegenwart nothwendig machten. Nur vier Monate ſollte die Reiſe dauern. Durch den ruſſiſchen Geſandten zu Berlin, Herrn von Krüdner, bewarb ſich Herr v. K. nach jenen Zwecken ſeiner Reiſe um die erforderlichen Päſſe. Er erhielt eine günſtige Antwort mit der Aufforderung, den beabſichtigten Weg der Reiſe ungeſäumt anzuzeigen, damit den Schwierigkeiten, die, ohngeachtet des Paſſes, auf der Gränze ſtattfinden würden, durch einen ausdrücklichen Befehl vorgebeugt werden könnte. — Dieſe Anzeige ſchickte er ſofort ein, und darauf benachrichtigt, daß die Päſſe in Berlin zum Empfang bereitet, begann er am 10ten April 1800, in Begleitung ſeiner Frau und drei kleiner Kinder, von Weimar aus das unglückliche Reiſeabentheuer, welches er ſelbſt in zwei Bänden, unter dem Titel: „Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens,“ beſchrieben hat. Wie nothwendig, wird ſich die nachfolgende Erzählung mit möglichſter Treue jener Darſtellung anſchließen und fortwährend auf dieſelbe verweiſen. —

Herr von Kotzebue kommt nach Berlin, er findet dort Freundesbriefe aus Liefland und Petersburg, die ihn warnen, „wohl zu bedenken, ob auch das Klima ſeiner Geſundheit zuträglich ſey;“ er dringt in den Geſandten, ihm aufrichtig zu ſagen, ob wohl die Erlaubniß zur Rückreiſe, nach vier Monaten, Schwierigkeiten haben könne; Herr von Krüdner räth ihm, nochmals nach Petersburg zu ſchreiben und ſich vorher der Erfüllung dieſes Wunſches zu vergewiſſern; doch beides nimmt v. K. auf die leichte Achſel und reiſ't von Berlin ab, mit einem Paſſe verſehen, der im Namen und auf Befehl des Kaiſers aller Reuſſen ausgefertigt war. (Thl. 1. Seite 9.) Auf der Reiſe neue Warnungen, die fortwährend unberückſichtigt bleiben. Er paſſirt die preuß.-ruſſiſche Gränze, wird von einem Koſaken nach Polangen begleitet, dort arretirt und unter Beſchlagnahme ſeiner Papiere nach Mitau transportirt. Da er von ſeiner Familie nicht getrennt wird, ermuthigt er ſich, nachdem der erſte Schreck vorüber, und hofft, der Kaiſer werde ihn aus ſeinen Papieren ganz kennen lernen,

und zu ſeinem Vortheile in Zukunft Vertrauen zu ihm faſſen. (Thl. 1. Seite 17.) — Dieſe Vorſtellung erſcheint um ſo ſonderbarer, je genauer man das weiterhin mitgetheilte Verzeichniß der bei ſich führenden Manuſcripte durchſieht. Weder die Handſchriften der Schauſpiele, noch ſein geheimes Tagebuch, oder die andern namhaft gemachten Schriften konnten ſo bedeutend zu ſeinem Vortheile wirken, beſonders da er weiterhin ſelbſt nicht verſchweigen kann, daß die Hand eines Menſchenfreundes eine bittere, gegen den Kaiſer namentlich gerichtete Stelle ſeines Tagebuches vernichtete. Dieſe Thatſachen geben den öfter geäußerten Vermuthungen, daß Hr. v. K. nicht verzeichnete Papiere bei ſich führte, durch die er ſich bei dem auf geheime Denunciationen vieles haltenden Kaiſer einſchmeicheln wollte, großen Schein der Wahrſcheinlichkeit. — Mit ſolchen frohen Träumen bildete die Wirklichkeit, in der er genau viſitirt wurde, und ſogar ſeine Taſchen umkehren mußte, einen Trauer erweckenden Kontraſt. — In völliger Gemüthsruhe machte Hr. v. K., obgleich „geheimer Staatsge-

fangener *)," und in Begleitung eines Koſaken, die dreitägige Reiſe nach Mitau. Hier wird es in dem Vorzimmer des Gouverneurs düſter vor ſeiner Seele, beſonders da ihm ein dort aufgehängtes Bild den Denkſpruch in Erinnerung brachte: „der Menſch könne zügeln den wildeſten Gaul, nur nicht ſein eigenes Maul;" ſein Kummer aber vermehrt ſich, als er bei der Audienz ſelbſt die Bemerkung hörte, ſeine Werke wären hin- und wieder ein wenig ſpitzig geſchrieben, (Thl. 1. Seite 41 und 42) und die traurige Nachricht erhält, ſeine Papiere müßten in Petersburg unterſucht, und er ſelbſt von ſeiner Familie getrennt, dorthin geführt werden. Jene, nämlich Frau v. Kotzebue, ihre drei Kinder, eine Kinderwärterin, eine Kammerfrau und zwei Bediente blieben in Mitau; er ſelbſt wurde dem

*) Es giebt Staaten, in welchen die mit dem Prädikat geheim begabten Titel, viele Variationen haben; doch die Legion der geheim Titulirten iſt zu ertragen, wenn der Staat nur befreit iſt von geheimen Staatsbetrügern, und wenn man im Staate nur nichts weiß von geheimen Staatsgefangenen.

Hofrath Schtſchekatichin, den v. K. in übler Stimmung, mit den gräßlichſten Farben ſchildert, und eines gar hohen Grades von Beſtialität beſchuldigt, übergeben. Die Thatſachen, welche Hr. v. K. in dem ganzen Berichte ſeines Zuſammenlebens mit jenem Hofrath erzählt, zeugen dagegen von einer ſehr glimpflichen Behandlungs-Weiſe dieſes Mannes; dennoch iſt der Gefangene gegen den Vollzieher des unangenehmſten Auftrages höchſt erbittert und meint: „daß die Wahl eines Begleiters für mich auf ſeine Perſon gefallen, war gewiß nicht die Schuld des Kaiſers, der ihn ſchwerlich kannte; denn ich denke, dieſer gebildete Monarch würde aus mancher Rückſicht mich mit einem ſolchen Manne nicht gepaart haben.“ (Thl. 1. S. 50.) So ſehr wurde Hr. v. K. durch die ſpäter erfolgten kaiſerlichen Gnadenbezeugungen verwöhnt, daß er keinen andern Gedanken hegen konnte, als den, der Kaiſer müſſe die Abſicht gehabt haben, ihm während ſeiner Gefangenſchaft und Reiſe einen Aufſeher zu geben, der, mit der größten Geiſtesbildung, auf die angenehme Unterhaltung des alle Rückſichten

der Zartheit in Anſpruch nehmenden Gefangenen Sorge trage, ſich in jede ſeiner Launen ſchicke, und ihn, wenn es ihm gefällig wäre, ſogar entfliehen laſſe. —

Man behandelte ihn mit großer Schonung; dieſe „égards,“ die man für ihn hatte, ſetzt er natürlich nicht auf die Rechnung des „gefühlloſen Herrn Hofraths,“ ſondern meint, ſie wären gewiß von höherer Hand geboten worden; welches, wenn es erwieſen werden könnte, in der That eine große Merkwürdigkeit wäre, denn von den „égards,“ die der Kaiſer Paul ſonſt beſtändig gegen die nach Sibirien Verwieſenen beobachten ließ, ſind außer der Knute und dem Naſeaufſchlitzen im Auslande keine bekannt geworden. (Thl. 1. Seite 62.) Ungeachtet auf die Beſchleunigung der Abreiſe gedrungen wurde, gab man ihm doch Zeit, ſich ein bequemes Fuhrwerk anzuſchaffen, rieth ihm, ſich mit Gelde zu verſorgen, Wäſche und Betten mitzunehmen und andere Reiſebedürfniſſe einzupacken. — Die Kammerfrau, der v. K. bei ſeiner ferneren Erzählung oft dankbar gedenkt, die Einzige, deren Herz beim

Abſchiede nicht krampfhaft zuſammengeſchnürt war, die daher weinte (Theil. 1. S. 63.), beſorgte des über den Schmerz der Trennung Untröſtlichen Reiſeequipage, aber vernachläſſigte die Befolgung jener vorſorglichen Rathſchläge theilweiſe, doch in Hinſicht der Hauptſachen muß ſie wohl nichts vergeſſen haben, ſonſt würde ihr Dienſtherr nicht verfehlen ſie in dieſer Schrift als eine liebloſe Seele an den Pranger zu ſtellen, wie weiterhin ſo vielen wiederfährt. Im Gegentheil heißt ſie in der Inhaltsanzeige des zweiten Theils: „die edelmüthige Kammerjungfer Katharina Tengmann“ und gelegentlich wird erwähnt, daß ohngeachtet der öftern Klagen über Entbehrung aller nöthigen Lebensbedürfniſſe, der Wagen ſehr gut verſorgt geweſen ſeyn muß, bis auf die Liqueurs, die der Hofrath austrank, und das nothwendigſte Silbergeſchirr, welches ungefährdet die ganze Hin- und Rückreiſe mitmachte.

Den Schmerz des Abſchiedes ſchildert v. K. auf das Rührendſte. Die Geſellſchaft beſtand aus dem übelbezeichneten Hofrath und aus einem Senatskourier, Alexander Schülkins, der

eine wahre, aber gutmüthige Beſtie genannt wird. (Thl. 1. Seite 58.)

Als der ſchreckliche Augenblick der Trennung vorüber war, ermuthigte ſich der bis dahin vom Schmerze Vernichtete wieder; er hoffte, im Vertraun auf ſeinen „ſchuldloſen Lebenswandel“ von der Zukunft das Beſte (Seite 67.) — Die Reiſe ging in der Nacht von Mitau nach Riga; bei der Weiterreiſe bemerkte Hr. v. K. nach kurzem Schlummer, bei anbrechendem Tage zu ſeiner großen Beſtürzung, daß der Wagen die ihm bekannte Heerſtraße nach Petersburg verlaſſen, und einen ihm unbekannten Weg, der Düna entlang eingeſchlagen habe. Seine Beſtürzung ſtieg bis zur Verzweiflung als ihm auf der nächſten Station der Senatskourier heimlich vertraute, er werde nicht nach Petersburg, ſondern nach Tobolsk geführt; doch ließ er ſich von dieſer empfangenen Unglückskunde gegen den Hofrath, „der ſich eben ſo wenig auf Menſchengeſichter, als auf Kuckukseier verſtand,“ (Thl. 1. S. 72.) nichts merken; durch das Rütteln des Wagens zu einiger Beſinnung gekommen, erwachte der

Gedanke an Flucht. Dieſe zu vollführen, rech-
nete er auf die thätige Unterſtützung ſeiner hier
in Liefland wohnenden Bekannten, und als erſte
Zuflucht richtete er ſein Augenmerk auf das dem
Kammerherrn von Beyer gehörige und von ihm
bewohnt werdende Gut Stockmannshof, bei wel-
chem die Heerſtraße vorbeiführte. Er beobachtete
deſſen Lage genau und wußte durch ſein dringen-
des Verlangen den Hofrath zu beſtimmen, daß
auf der nächſten Poſtſtation, an der Gränze Lief-
lands Nachtlager gehalten wurde. Umgeben von
waldigen Hügeln, lag, wenige hundert Schritte
vom Poſthauſe, noch zu Stockmannshof gehörig
ein Krug, wo man übernachtete. Früher zurück-
gehalten durch mancherlei Lebenszeichen der wachen-
chenden Hausbewohner, entſchlüpfte endlich v. K—
um zwei Uhr ſeinen ſchlafenden Wächtern, durch-
irrte, gequält von Hunger und Durſt, von Furcht
vor den Verfolgern, von Gewittern, Regen, Ha-
gel, von Sonnenhitze und von den Gebilden
aufgeregter Phantaſie, den Tag über die Gegend,
und erreichte um elf Uhr mühſam Stockmanns-
hof. Die Erſcheinung des Flüchtlings ſetzte den

menſchenfreundlichen Beſitzer in die größte Verlegenheit, beſonders da jener, nachdem er den Heißhunger geſtillt, Hülfe und Rettung von dem Kammerherrn forderte, indem ihn dieſer auf eines ſeiner entfernten Güter ſchicken und dort verbergen ſoll. Herr von Beyer und ſeine Gemahlin ſchwankten, was hier zu machen ſey, als ein Freund des Hauſes (den v. K. Proſtenius nennt und ihn, da er ſich ſeinen Planen widerſetzte, auf ſeine Weiſe, in ein widerwärtiges Licht ſtellt; er hieß Brescius, und war, nach unpartheiiſchen Zeugniſſen, ein rechtſchaffener, edler, allgemeingeachteter, ruhigüberlegender Mann, wie auch ſchon daraus vermuthet werden kann, daß er der vertraute Hausfreund einer Familie war, die Hr. v. K— als höchſtverehrungswerth ſchildert —) bewies, daß der Plan der Rettung bei der gegenwärtigen Lage der Dinge völlig unausführbar ſey; daß, ohne Hrn. v. K. zu retten, die ganze Familie des Hauſes in das größte Unglück geſtürzt würde. „Schon ſey," ſagt er, „der Hofrath, den Flüchtling ſuchend, am verfloſſenen Tage wieder auf dem Gute geweſen, und von

dort nach Riga geeilt, nachdem er die ganze Gegend aufgeboten, unter dem Verſprechen namhafter Belohnung die Einfangung des Entflohenen anbefohlen, und zu derſelben alle möglichen Maasregeln getroffen habe. An ein Verheimlichen Kotzebue's ſey um ſo weniger zu gedenken, da das ganze herrſchaftliche Domeſtikenperſonale bereits ſeine Ankunft wiſſe; dagegen ſey des Unglücklichen Rettung am ſicherſten zu bewirken, wenn man zögernd die Zeit benutze; der Gouverneur von Riga, der General Rehbinder, ein Verwandter des Hauſes, müſſe unbezweifelt, des Vorfalls wegen, nach Petersburg berichten, und dieſe Gelegenheit möge K— zu ſeiner Vertheidigung benutzen. — Kotzebue blieb dabei, ſeine Rettung zu verlangen, ohne das namenloſe Elend, welches eine ſchuldloſe Familie, bei dem Mißlingen des Verſuches nothwendig treffen mußte, irgend einer Berückſichtigung zu würdigen. Die vom Hofrath vorgezeigten kaiſerlichen Befehle machten, ohngeachtet der fortdauernden gaſtfreundlichen Bewirthung zu Stockmannshof, für die Nacht eine nähere Aufmerk-

ſamkeit auf die Perſon des Hrn. v. K—s nothwendig, die er aber ſehr übel nimmt und dem Herrn Brescius zum großen Verbrechen anrechnet. Ja Hr. v. K. verſichert: „Ich verſichere auf meine Ehre, daß ich an der Stelle des Hrn. von Beyer, ſelbſt mit den zarteſten Begriffen von Unterthanenpflicht, die Vorſicht nicht ſo weit getrieben haben würde.“ — (Thl. 1. S. 124.) Der Verſchluß der Fenſterladen iſt ihm beſonders unangenehm; es ſcheint ihm hinlänglich, wenn vor Thür und Fenſter eine Wache geſtellt wäre. „Hatte ich,“ fügte er hinzu, „Liſt und Glück genug, dieſe Wache zu hintergehen, ſo war Herr von Beyer (nach Kotzebue's Meinung) auſſer aller Verantwortung; denn wer konnte von ihm fordern, daß er in ſeinem Hauſe ein Magazin von Riegeln und Ketten für Staatsgefangene in Bereitſchaft halten ſollte? — Ach Proſtenius! Proſtenius! auch das war gewiß dein Werk! du wollteſt, daß es in meinem Schlafzimmer eben ſo finſter ausſehen ſollte, als in deinem mitleidloſen Herzen.“ — (Thl. 1. S. 125.) —

Am Morgen ſchrieb v. K. Briefe an den

Kaiſer, an den Grafen Pahlen, an den öſtreichſchen Geſandten zu Petersburg, und an ſeine eigene Frau; indeß erhält er Nachricht von der Ankunft des Hofraths und des Senatskouriers. Beide treten ein und machen ihm, nach eigenem Geſtändniſſe, gar keinen Vorwurf, behandeln ihn nach wie vor, ob ſeine Flucht, wäre ſie nicht verhindert worden, beiden gleich das größte Unglück zugezogen haben würde, zuvorkommend freundlich und höflich; ſie begnügen ſich, ihm nur das bei ſich führende baare Geld, was jedoch ſein Eigenthum bleibt und nur in Verſchluß genommen wird, abzunehmen, um ſo den Verſuch einer zweiten Flucht zu erſchweren. Dieſe letztere Maaßregel wird ſo ſchonend ausgeführt, daß er ein Säckchen mit hundert Rubeln, das ihm ein Mädchen heimlich reicht, verborgen behalten kann — — und dennoch wird der Hofrath, der ſo bei einer ſchweren Pflichterfüllung zarte Menſchlichkeit übte, von Hrn. v. K. mit ſchnöder Verachtung hingeſtellt.

In Stockmannshof mit vielen Beweiſen der thätigſten Menſchenfreundlichkeit ausgeſteuert, mit

Pelzſchlafrock, Tuchmantel, Schlafmützen, Stiefeln, Lebensmitteln und andern Reiſebedürfniſſen beſchenkt, ging dann die Reiſe mit verdoppelter Vorſicht ſchnell ihrem traurigen Ziele entgegen. Wenn in den Poſthäuſern übernachtet wurde, traf man Vorſichtsmaaßregeln, zur Sicherung der Perſon des Gefangenen; man ſtellte Wachen, verſchloß die Fenſterladen u. ſ. f. welches jener „gewaltige Anſtalten" nennt. — V. K—s Geſundheit litt ſichtbar, die Zeichen der Theilnahme welche ſein Aufſeher bewies, mißt jener in feindlicher Verblendung, nicht dem Menſchengefühle nur der Beſorgniß bei, die dem Hofrathe der Gedanke der Verantwortlichkeit machen ſoll. Da letzterer zu einem abzuſendenden kurzen Rapport längere Zeit verwendet, entſcheidet v. K., daß er kein großer Geſchäftsmann, „mithin zu nichts zu gebrauchen ſey, als zum Büttel, der die Verurtheilten auf den Richtplatz ſchleppt." (Thl. 1. Seite 154.)

Die Reiſe führt über Polozk, Smolensk, nach Moskau, wo des Gefangenen zunehmende Entkräftung einen zweitägigen Anfenthalt nothwendig

machte. Er forderte einen Arzt, einen Notar, um ſein Teſtament zu machen, einen Prediger, um das Abendmahl zu genießen, vergeblich — jeder Zutritt eines Fremden wird gehindert. Die Briefe, welche er auf der Reiſe an ſeine Gattin ſchrieb, und mit der größten Sorgfalt ſicherer Beſorgung anzuvertraun ſich bemühte, wurden, wie er ſpäter erfuhr, untergeſchlagen. Den 8ten Mai alten Stils, verließ er Abends Moskau, wo er im Hinausfahren das bunte Gewimmel der glänzenden Equipagen, ſchön geſchmückten Damen und leichtfüſſigen Herren ſah, „deren keine und keiner einen Blick auf den armen Autor warf, der vielleicht noch dieſen Abend im Theater durch eines ſeiner Stücke ſie amüſirte. Wie ſich doch die Glücklichen und Unglücklichen in der Welt durch einander treiben, an einander vorübergehen, ohne ſich zu kennen, oder ihre wechſelſeitigen Empfindungen zu ahnen! Wie ſo ſelten Einer den Andern zu errathen ſtrebt, und Jeder nur mit ſich beſchäftigt, ſeinen Weg zum Grabe auf Blumen oder Dornen fortſchlendert!“—
(Thl. 1. S. 165.)

Jenſeits Moskau beſſerte ſich der Geſundheits-zuſtand des Unglücklichen. Man paſſirte Wolodimir, Niſchnei, Nowogorod, Kaſan, (wo man zwei Tage in der tatariſchen Vorſtadt verweilte, und den 17ten Mai alten Stils, oder den 29ſten nach unſerer Zeitrechnung, wieder abreiſ'te), Perm, Katharinenburg, Tiumen, die erſte ſibiriſche Gränzſtadt und traf am 30ſten Mai a. St. zu Tobolsk ein." Bei dem Anblick dieſer Stadt, erzählt v. K., überließ ſich der Hofrath der ausgelaſſenſten Freude; er ſpaßte, ſang und lachte unaufhörlich, ohne auch nur eine leiſe Ahnung von dem Gefühle zu haben, welches Ehrfurcht vor dem Unglücke gebietet. Er kam mir vor, wie ein Scharfrichter, der, wenn er den Kopf eines Deliquenten glücklich auf einen Hieb vom Rumpfe getrennt hat, ſich lächelnd umwendet, und das Publikum zu fragen ſcheint: „„Habe ich es recht gemacht?"" — (Thl. 1. Seite 212.)

In Tobolsk, wo Hr. v. K. von dem Gouverneur, Herrn von Kuſcheleff, auf das gütigſte empfangen und behandelt wird, erfährt er zu

neuem Schrecken, daß der kaiſerliche Befehl das Tobolsk'ſche Gouvernement, nicht aber die Stadt Tobolsk zu ſeinem Aufenthalte anweiſe, weshalb der angenehmen Lage und des guten Schlages der Einwohner wegen, das 427 Werſte oder 64 deutſche Meilen weit zur Seite gelegene Kurgan zu ſeinem künftigen Wohnorte gewählt wird. Da ihm indeſſen vergönnt bleibt, zu ſeiner Erholung mehrere Tage in der Gouvernementsſtadt zu verweilen, ſo wird ihm die Freude, ſich über die großen Augen zu beluſtigen, die der nun ſeine Aufſeherfunktionen beendet habende Hofrath macht, als er ſieht, daß ſo viele Menſchen in Tobolsk, ihm, dem Herrn von Kotzebue „den Hof machen," (Thl. 1. S. 219) und die Verſicherung verlautet, „daß mehrere ſeiner (des Hrn. v. K.) Stücke auf dem Tobolskiſchen Theater geſpielt werden, freilich elend, aber doch mit großem Beifall, daß daher ſeine (des Hrn. v. K—s) Ankunft in der Stadt mehr Senſation gemacht habe, als wenn der Kaiſer ſechs Generale en Chef hingeſchickt hätte." — (Theil. 1. Seite 224.) —

Unter ſo erheiternden Adſpekten benutzt v. K. noch die Zeit ſeines dortigen Aufenthalts zur Ausarbeitung eines Memorials an den Kaiſer, worin er bittet, ihn ſeine Schuld wiſſen zu laſſen, damit er ſich vertheidigen könne, und um Begnadigung fleht. — Die Beſorgung deſſelben übernahm der Gouverneur; der Beförderung der Kaufleute übergab er zehn Briefe an ſeine zurückgelaſſene Gattin. Nachdem er ſich mit den Lebensbedürfniſſen mancher Art verſehen, von einem Freunde ſich Bücher geliehen, und einen Bedienten genommen hatte, deſſen eigentliches Handwerk Betrügen war, der gut backen und kochen konnte, überall Beſcheid wußte und den Kuppler ſpielte (Thl. 1. S. 249.), trat er den 13ten Juni a. St. ſeine Reiſe zu dem Orte ſeiner Beſtimmung an; wo er, nach den Empfehlungen des Gouverneurs mit der zuvorkommenden Herzlichkeit aufgenommen wurde, die zwiſchen Unglücksgefährten ſo natürlich iſt. Schnell richtete ſich v. K. ſo gut ein, als es die örtlichen Verhältniſſe irgend verſtatteten. Seine Lebensordnung beſchreibt er folgender Geſtalt: „Morgens um

ſechs Uhr ſtand ich auf, und wendete eine Stunde an, ruſſiſche Vokabeln auswendig zu lernen; denn, da von allen Bewohnern des ganzen Städchens niemand eine andere Sprache, als die ruſſiſche verſtand, ſo war es für mich höchſt nothwendig, daß ich ſie beſſer zu erlernen ſuchte. Dann frühſtückte ich, und ſchrieb mehrere Stunden an der Geſchichte meiner Leiden. Nach dieſer mir faſt lieb gewordenen Arbeit ging ich, gewöhnlich in Schlafrock und Pantoffeln, eine Stunde am Tobol ſpatzieren, wo ich mir einen Gang gerade von zwei Werſten abgemeſſen hatte, und wohin ich durch die Hinterpforte gelangen konnte, ohne jemanden zu begegnen. Bei meiner Zurückkunft las ich noch eine Stunde im Seneca; dann verzehrte ich mein frugales Mittagsmahl, warf mich aufs Bett, ſchlummerte, und las dann in Pallas oder Gmelins Reiſen, bis Sokoloff kam, mich zur Jagd abzurufen. Nachher trank er gewöhnlich Thee mit mir, wobei wir unſere Schickſale wiederholten und einander unſere Hoffnungen mittheilten, oder unſere Furcht gegenſeitig mit ſchwachem Glauben bekämpften. Wenn er fort war,

las ich wohl noch eine Stunde im Seneca, ſpielte dann eine Weile grande patience mit mir ſelbſt und ging endlich mehr oder weniger ſchwermüthig ſchlafen, je nachdem — faſt ſchäme ich mich es zu geſtehen — das Spiel mehr oder weniger günſtig für mich ausgefallen war.“ — (Thl. 1. S. 298.) „Da ich immer ein leidenſchaftlicher Jäger geweſen bin, ſo gab mir die Erlaubniß zu jagen einen ſehr angenehmen Zeitvertreib.“ — (S. 305.) „Ein anderer, mich oft angenehm zerſtreuender Zeitvertreib waren meine Spatzier-gänge am Tobol. Es gab da einige Waſchplätze wo die jungen Mädchen aus der Stadt ſich ver-ſammelten, und nach dem Waſchen auch ſelbſt zu baden pflegten. Dieſes Baden wurde bei ihnen zur bewunderungswürdigen gymnaſtiſchen Uebung: ſie ſchwammen ohne alle Anſtrengung über den Tobol hinüber und wieder herüber; ſie gaben ſich oft, lange auf dem Rücken liegend, den Wellen Preis; ſie ſchäckerten mit einander im Waſſer, bewarfen ſich mit Sandklumpen, verfolgten ſich, tauchten unter, ergriffen einander und warfen ſich um; kurz, ſie trieben es oft ſo arg, daß die un-

kundigen Zuſchauer alle Augenblicke fürchten mußten, ein Paar von ihnen auf immer unterſinken zu ſehen. Alles dieſes geſchah übrigens mit der größten Decenz. Da nur die Köpfe aus dem Waſſer hervorragten, ſo wußte man oft lange nicht, ob Knaben oder Mädchen darin ſchwammen. Den Buſen ſehen zu laſſen, konnten ſie freilich nicht verhüten; und das ſchien ihnen auch ziemlich gleichgültig zu ſeyn. Wenn ſie aber des Spieles müde waren, und nicht länger im Waſſer bleiben wollten, ſo betrugen ſie ſich ſehr ſchamhaft, und baten den neugierigen Zuſchauer entweder ſo lange, bis er ſich gutwillig entfernte, oder, wenn dieſer zuweilen mit boshafter Schadenfreude dennoch ſtehen blieb, ſo zogen die Mädchen am Ufer einen dichten Kreis um die Nackende die aus dem Waſſer hervorkam. Jede warf ihr dann ein Kleidungsſtück zu, und in einigen Augenblicken ſtand ſie züchtig gekleidet unter den Uebrigen. Immer waren dieſe Mädchen munter und muthwillig; immer lachten und ſchäckerten ſie. Der Stadtvoigt, ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts, kam zuweilen gegen Abend zu mir,

bloſs um ſich an mein Fenſter zu ſetzen, und die ſämmtlichen Schönheiten von Kurgan, welche immer von Zeit zu Zeit Waſſer holten, vorbei paſſiren zu ſehen. Er nannte mir dann eine nach der andern, rühmte auch mehrere als gutwillig; und die verſchämte Freundlichkeit, mit der ſie ihm zuzunicken pflegten, bewies, daß er aus Erfahrung ſprach." — (Thl. 1. S. 306.)

Mit den, durch die ganze Kotzebueſche Beſchreibung des merkwürdigſten Jahres ſeines Lebens fortgehenden Hindeutungen auf ein unendlich zärtliches ehliches Verhältniß, bildet das öfter wiederkehrende Verweilen bei ſolchem, große Lüſternheit verrathenden, „zerſtreuenden Zeitvertreibe" einen ſeltſamen Kontraſt. Wie heiß er auch die Sehnſucht zu ſeiner Gattin ſchildern mag, ſo verſäumt er doch keine Gelegenheit, mit Wohlgefallen ſich andere Schönen, die ihm auf dem Lebenswege begegnen, zur Kurzweil dienen zu laſſen, und darüber mit einer wohlgefälligen Ausführlichkeit zu reden. Beſonders iſt es, nach ſeinem Geſtändniſſe, die böſe Langeweile, die ſeine Aufmerkſamkeit den Frauenzimmern zuwen-

det. So erzählt er z. B. von ſeinem Aufenthalte in Kaſan, der ihm ſehr langweilig verfloß (Seite 190.): „Eine einzige kleine Zerſtreuung gewährte mir ein ſehr hübſches junges tatariſches Weib, die Frau eines alten Tataren, der unter uns wohnte; nicht als ob ihre Jugend und Schönheit mich im mindeſten intereſſirt hätten, ſondern weil mir die tatariſchen Sitten ſo neu waren. Ein tatariſches Weib oder Mädchen muß nämlich, ſo oft ſie eine fremde Mannsperſon gewahr wird, fliehn oder ihr Geſicht verhüllen. Nun hatte die arme junge Frau ſehr oft etwas in einer Art von Vorrathskammer zu ſchaffen, welche quer über dem Hofe, meinem Fenſter gerade gegenüber, war. Wenn ſie nun ihr Geſchäft vollendet hatte, und mich am Fenſter erblickte, ſo zog ſie ſich zuerſt ſchnell zurück, und wartete ab, ob ich nicht das Fenſter bald verlaſſen würde. Dauerte ihr aber ihre Gefangenſchaft zu lange, ſo bedeckte ſie ſich mit einem Tuche, oder, wenn ſie keins bei der Hand hatte, auch wohl nur mit den vorgehaltenen Armen, was ihr zuweilen ſehr ſauer wurde, da ſie gewöhnlich allerlei geholt, und

folglich die Hände nicht frei hatte. Zuweilen verſuchte ſie auch, ſich des Zipfels ihres Halstuches zu bedienen; dann gerieth aber wohl gar ihr Buſen in Gefahr geſehen zu werden. Wenn ſie dieſe Gefahr in aller Geſchwindigkeit verhüten wollte, ſo fiel ihr etwas aus der Hand: ſie mußte ſich bücken, es aufheben; und ſiehe da! Geſicht und Buſen ſtand indeſſen den ungeweihten Blicken offen. Es iſt unmöglich, mehr Schamhaftigkeit mit mehr Koketterie zu verbinden, als dieſe junge Frau; und zu einer andern Zeit würden mich ihre kleinen Künſte ſehr ergötzt haben." —

Indeß Herr v. Kotzebue ſeinen Gemüthszuſtand durch Wiederholung einiger Stellen aus ſeiner Lektüre, dem Seneca, ſchildert, brütete er einen neuen Plan zur Flucht aus, der für den Fall berechnet war, daß ſeine geliebte Gattin ihm nachkäme; dann wollte er eine zunehmende Kränklichkeit und Geiſteszerrüttung affektiren, endlich den Verdacht erregen, als habe er ſich in dem Tobol erſäuft; dies ſollte nach Petersburg gemeldet, er ſelbſt vergeſſen werden, damit er dann heimlich mit ſeiner zurückkehrenden Frau

nach Eſthland reiſen und von dort über Schwe=
den nach Deutſchland gelangen könne. — Doch
eine günſtige Wendung des Schickſals verhütete
das Beginnen und Mißglücken dieſes abentheuer=
lichen Planes.

Er lebte unter den guten Kurganern, die
ihn mit offenen Armen und Herzen aufnahmen,
um ſo glücklicher, da ſie ihn gar bald auch als
Schriftſteller bewundern lernten; nicht als ob er
dort in Sibirien zu neuen Werken Zeit und Luſt
und Muße gefunden hätte, nein! ein glücklicher
Zufall ließ damals gerade, erwünſchter Weiſe,
in der Moskauer Zeitung den ausgezeichneten
Beifall verkündigen, welchen die Kotzebue'ſchen
Schauſpiele bei den Engländern genoſſen. (Thl. I.
S. 322.)

Ehe er noch irgend eine Wirkung ſeines
Memorials an den Kaiſer erwarten konnte, än=
dert ſich plötzlich die Scene. — Schon am 7ten
Juli a. St. erſcheint ein vom Gouverneur ab=
geſandter Dragoner mit der officiellen Bekannt=
machung, daß zu Tobolsk ein Senats=Kourier
angekommen und den kaiſerlichen Befehl zu Ko=

ʒebue's Zurückberufung überbracht habe. Je unerwarteter die Verbannung war, um ſo größer iſt nun die Freude, das Entzücken über die Begnadigung. Aus Gefälligkeit gegen die, die lebhafteſte Theilnahme beweiſenden, guten Kurgaſner, wohnt v. K. an dem Tage der Erlöſungsbotſchaft noch einem Kirchenfeſte bei, wo der Heilige eines benachbarten Dorfes dem Stadtheiligen von ſechs hübſchen Bauermädchen entgegengetragen wird (Theil II. S. 13.); dann eilt er im geſtreckten Galopp am folgenden Tage gen Tobolsk. Unterweges nöthigt ihn eine zerbrochene Wagenachſe in einem tatariſchen Dorfe zu verweilen. Er vertreibt ſich die Zeit, indem er der jungen Frau ſeines Wirthes einen Spiegel vorhält, (S. 22.), über die Vielweiberei Erkundigung einzieht und erfährt, daß für die Männer bei derſelben der Vortheil ſtatt findet, eine junge Frau nehmen zu können, wenn die ſchon habende alt wird, und daß, wenn die Eine brummt, die Andere lacht. Durch die eingeſtreute Bemerkung, daß dies für die Männer ſehr gut ſey, nur nicht für die Weiber — wobei er ſeine „hübſche Wirthin

anſieht, gewinnt das junge Weibchen;" denn ſie bringt ihm freiwillig Eier. (Theil II. S. 24 und 25.) Endlich, als das Fuhrwerk wieder in Stand geſetzt, trennt man ſich mit gegenſeitigem, herzlichem Wohlwollen (S. 29), und der Glückliche trifft den 9ten Juli zu guter Zeit in Tobolsk ein. Er eilt zu dem Gouverneur, wird liebevoll bewillkommt, aber niedergeſchlagen, dort keine Nachricht von ſeiner Frau und ſeinen Kindern zu finden. Der geſchriebene Befehl des General-Prokurators ſagt: daß der v. K. augenblicklich in Freiheit zu ſetzen, nach Petersburg zu ſenden, und auf Koſten der Krone mit allem, was er brauchen und verlangen werde, zu verſehen ſey. — Hieraus, wie aus der dem Kourier ertheilten Special-Inſtruktion, erſieht er, daß man in Petersburg von ſeiner Unſchuld völlig überzeugt ſeyn müſſe; denn es war ja beſonders anempfohlen, für ihn auf der Reiſe Sorgfalt zu tragen. „Dazu hatte man aber," ſo erzählt v. K. S. 32, „eben nicht den rechten Mann gewählt; denn Herr Carpow (ſo heißt der Kourier) war ein ungezogner junger Menſch,

ſo bequem und faul, wie ein Schooshund *). Er bekümmerte ſich um nichts; ihm war es ganz gleichgültig, ob wir ſchnell oder langſam fuhren. Auch hatte er gar nicht das, Leuten ſeiner Art ſonſt ſehr eigene Talent, die Poſthalter, Poſtillione u. ſ. f. durch ein herriſches, inſolentes Weſen, durch Schimpfen und Drohungen anzuſpornen. Das merkte man ihm überall ſogleich an, und ſeine nie zu erſchütternde Indolenz ſtellte in der Folge meine Geduld auf harte Proben. Sonſt war er ein recht guter Menſch, ein verdorbener Apothekerburſche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei ſeiner Mama Butterbrod zu eſſen.“ — Da iſt wieder ein für des Herrn v. K—s Sinnesart ſo bezeichnendes Karrikaturbildniß. Er ſehnt ſich zurück; da die Reiſe aber nicht ſo ſchnell geht, wie er es wünſcht, ſchmäht er auf den

*) Dagegen war ein anderer Kourier, „der, denſelben Weg machend, die Peitſche zur Hand nahm, und bei Menſchen und Vieh die Faulheit kräftig austrieb,“ dem Herrn v. Kotzebue ein Mann nach ſeinem Herzen. (Theil II. S. 44.)

ihn begleitenden Kourier, und macht ihm das zum Verbrechen, was für den verſtändigen Beobachter gerade das Wahrzeichen des höheren moraliſchen Gefühles iſt, daß jener nämlich nicht durch inſolentes Weſen, durch Schimpfen und Drohungen den unvernünftigen Forderungen Kotzebue's Vorſchub leiſtet. Ja, auch die hier gar nicht hergehörige Jugendgeſchichte des ihm einmal unangenehmen Mannes, der geſtändlich „ſonſt ein recht guter Menſch" ſeyn ſoll, muß dazu dienen, ihn zu verläſtern: er iſt ein verdorbener Apothekerburſche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei ſeiner Mama Butterbrod zu eſſen. — Wie würde es Herrn v. Kotzebue gefallen, was würde er geſagt haben, wenn eben dieſer Mann auf gleiche Weiſe, ohne dazu Beruf zu haben, ihn ſelbſt einen verdorbenen weimarſchen Regierungsadvokaten öffentlich genannt hätte, der, wenn er hinter dem Ofen bei ſeiner Mama geblieben und Butterbrod gegeſſen, nie in die Verlegenheit gerathen wäre, eine Exkurſion nach Sibirien machen zu müſſen? —

Die Rückreiſe aus Sibirien ging, des geäuſ-

ſerten Mißvergnügens über die Langſamkeit ohn=geachtet, ſehr ſchnell; ſchon den 15ten Juli a. St. erreichte v. K. Katharinenburg, den 18ten Perm, den 22ſten Kaſan. Zu Niſchnei = Nowogorod wird er mit zuvorkommender, faſt zudringlicher Höflichkeit von der Poſtdirektorin, einer jungen, blühenden Dame, bewirthet, deren Verlangen, ſeine Bekanntſchaft zu machen, eine Scene herbeiführt, die er recht anmuthig beſchreibt; er erzählt: „So ein großer Freund des ſchönen Geſchlechts ich auch bin, ſo ſetzte mich doch die Erſcheinung meiner Wohlthäterin in nicht geringe Verlegenheit. Ich ſtand ihr gegenüber, wie ein Cyniker einer Aspaſia; ihre holde Freundlichkeit konnte meine Verwirrung nicht beſiegen, wenn mein Blick auf den zerlumpten Schlafrock oder gar in einen Spiegel fiel. Was wurde aber vollends aus mir, als ſich nach und nach das ganze Zimmer mit Herren und Damen vom erſten Range, Ruſſen und Deutſchen, füllte, die ſich alle höflich zu mir drängten, in deren Mitte ich ganz allein, wie ein König von Spanien, eſſen mußte, die mich bald durch herzliche Theil=

nahme rührten, bald durch ſchmeichelndes Lob verwirrten, und endlich gar den erſten Band meiner Schauſpiele herbeiholten, um die Aehnlichkeit des davor befindlichen Bildniſſes an dem langbärtigen Originale zu erproben! — So reichliche Nahrung auch mein Körper und meine Eitelkeit hier zugleich bekamen, ſo geſtehe ich doch gern, daß ich dieſes Genuſſes erſt recht froh wurde, als ich wieder in meinem Kibitken ſaß. Dann aber — warum ſoll ich es leugnen! — gewährte es mir eine angenehme, ſchmeichelnde Erinnerung, noch an den Gränzen von Aſien, und ſelbſt in dieſem, dem Rufe nach ſo unwirthbaren Welttheile, Freunde meiner Muſe gefunden zu haben, die mir in bedrängten Stunden meines Lebens willig mit Troſt und Hülfe entgegenkamen, weil ſie in mir einen alten Bekannten ſahen, den ſie ſchon lange lieb gewonnen hatten. O, dieſer Lohn iſt wahrlich mehr werth, als Journallob, das heut zu Tage — möchte ich beinahe behaupten — an lebende Dichter nie anders, als aus trüben Quellen geſpendet wird." — (Theil II. S. 55 bis 57.)

Gleich darauf theilt Hr. v. K. ein neues Reiſeabentheuer mit (Seite 58 bis 63), wo er durch ſeine Wachſamkeit großer Gefahr, Mord oder Beraubung entgangen zu ſeyn wähnt; jedoch erweckt die ganze Erzählung die Vermuthung, als ob dieſe Geſchichte ein Spiel der Phantaſie oder eine nicht ſonderlich gerathene Fiktion ſey. —

Er trifft den 28ſten Juli in Moskau ein, und gelangt, wenige Tage nachher, über Twer, Niſchnei-Wolofſſchok, Nowogorod und Zarskóſolo glücklich in Petersburg an. Mit der Schilderung der Freude des Wiederſehens ſeiner Gattin, ſeiner Kinder, ſeiner vertrauten Freunde, verbindet er die Darſtellung der Sorge um ihn, und des kummervollen Aufenthaltes, den indeß ſeine Familie in Eſthland gehabt gehabt, bis ſie den 17ten Juni a. St. vom Grafen Pahlen benachrichtigt worden, daß der Kaiſer den Verbannten nach Petersburg zurückberufen, und auch ihr den Aufenthalt daſelbſt erlaubt habe. Hier werden die Freunde der Kotzebueſchen Familie zu Reval namhaft gemacht und in Kontraſt geſtellt, mit de-

nen, die des Hrn. v. K. Forderungen und Erwartungen nicht gehörig erfüllten. Beſonders wird es dem Gouverneur von Kurland vorgeworfen, daß er ſich der Kotzebueſchen Familie nicht angenommen, der Frau v. Kotzebue, als ſie ſich einſt bei ihm Audienz verſchaffte, artige, nichts bedeutende Dinge ſagte und ſeine eigene Frau mit ihrer Schwangerſchaft, die ſie hinderte die Unglückliche bei ſich aufzunehmen, entſchuldigte. — Die Wahrheit aber iſt, daß der Gouverneur von Driaſen den Herrn v. Kotzebue bei ſeiner Arretirung und Transportirung mit der ausgezeichnetſten Schonung und Menſchenfreundlichkeit behandelte, wie die Erzählung im erſten Theile des merkwürdigſten Jahres, ſelbſt ergiebt; daß er ſich aber, mit einer ſehr klugen Berechnung ſeiner officiellen Stellung, weiterhin ſehr ſorgfältig von der Kotzebueſchen Familie entfernt hielt, um ſo, mit dem beſten Erfolge, gefahrlos für dieſe verlaſſenen Unglücklichen wirken zu können. Solches politiſche Benehmen machte der argwöhniſche Spåherblick des Kaiſers nothwendig. —

Unter Freudenſcenen mancher Art, die v. K. mit großer Leichtigkeit an einander reiht, verlebte er die erſten Tage ſeiner Heimkehr zu Petersburg, und ſah gar bald die günſtige Veränderung ſeines Schickſals noch erhöht, da er unter dem 13. Auguſt a. St., als reichliche Entſchädigung für das erlittene Ungemach, durch eine kaiſerliche Ukaſe das in Liefland gelegene Krongut, Worroküll, mit 400 Bauern, geſchenkt bekam, wodurch er ein jährliches Einkommen von 4000 Rubeln erhielt. — Dieſe ausgezeichnete Gnadenbezeugung führt unmittelbar auf die Frage: was denn wohl eigentlich die Veranlaſſung war, die den Kaiſer perſönlich bewog, jetzt über v. K. ſo harte Maasregeln zu verhängen, und ihn dann gleich darauf mit reichen Geſchenken zu begaben, beides ohne ſichtbare Motive. — Nach dem argwöhniſchen Charakter des Kaiſers Paul, nach ſeinem Widerwillen, den er gegen Schriftſtellerei hegte, nach der Laune des Augenblicks, die oft wechſelnd ſeine Handlungen entſchied, mußte ein Mann, wie Kotzebue, bei einem verbreiteten und höchſt zweideutigen Rufe, ſehr viel wagen, wenn er die

Gränzen des damals geſperrten ruſſiſchen Reichs überſchritt, und die Warnungen vernünftiger Ueberlegung und rathender Freunde nicht achtete. Dieſe Unvorſichtigkeit, dieſer Leichtſinn, der beſonders bei einem ſich als zärtlich beſorgten Familienvater ſchildernden Manne unverantwortlich iſt, berechtigt zu harten Vorwürfen, wenn v. K. im Verlauf der Geſchichte ſelbſt geſteht, daß ſeine mit ſich geführten Papiere, auf deren Schuldloſigkeit er ſich ſonſt ſo vieles zu Gute that, namentlich ſein Tagebuch, Aeuſſerungen dieſer Art enthielten:

„Der Kaiſer Franz ſey ein ſehr gerechter Mann, der nie ohne die ſtrengſte Unterſuchung einen Angeklagten verurtheile. — Freilich der Kaiſer Paul findet es ſelten der Mühe werth, eine Unterſuchung anzuſtellen.“ — (Thl. 2. S. 109.) V. Kotzebue, der in Wien in dem böſen Rufe eines Jakobiners ſtand, dem nach ſeiner Abreiſe von dort manche feindſelige Gerüchte folgten, deſſen Name ſehr üble Erinnerungen weckte, zog, als er den argwöhniſchen Kaiſer um Päſſe bat, den Verdacht auf ſich, daß er als

Emiſſär, oder als Auflaurer nach Rußland komme, und der Kaiſer entſchied kurz und gut dahin, daß der Ankömmling einen ſolchen Wohnort und ein ſolches Verhältniß im ruſſiſchen Reiche erhalten ſolle, wo jeder ſchädlichen Abſicht der Spielraum verſagt würde; — er ſchickte ihn nach Sibirien. — Während dies geſchah, trat wieder der Glückſtern hervor, der ſo oft in K—s Leben gerade dann ſeine Zauberkraft bewährte, wenn ihn Mißgeſchick zu verfolgen ſchien, oder wenn ihn die unmittelbaren Folgen ſeiner Unvorſichtigkeit trafen: wenn ihn ſein Ruf als Schriftſteller nach Sibirien brachte, ſo bewirkte dieſer wiederum auch ſeine Befreiung. Aus Kotzebue's Schriften kann man Zeugniſſe für alles, für demokratiſche und despotiſche Anſichten, für die Menſchenrechte und für den härteſten Despotismus, für die chriſtliche Religion und für die entſchiedenſte Irreligioſität, für Geiſtesfreiheit und für die ſtrengſte Feſſel des Geiſtesdruckes entlehnen, und dieſe Chamäleonnatur mußte bei allen vom konſequenten Wahrheitsſinne Verlaſſenen um ſo größeres Gefallen ärndten, da ihm für den Augenblick das paßliche

Wort ſelbſt ſchon zur ſubjektiven Ueberzeugung genügte.

V. K. hatte mehrere Jahre zuvor das kleine Drama, Peters des dritten alter Leib-kutſcher, geſchrieben, worin des ruſſiſchen Kai-ſers Edelmuth geprieſen wird; ein junger Mann Namens Krasmopolski, hatte es ins Rußiſche überſetzt, dem Kaiſer zugeeignet und zugeſchickt. Das Stück zog Pauls Aufmerkſamkeit auf ſich, es gewann ſeinen Beifall, es erinnerte ihn an den verbannten Original-Verfaſſer, deſſen Name auf dem Titel der Handſchrift ſtand. Die ſchleu-nige Unterſuchung der Kotzebueſchen, in Beſchlag genommenen Papiere ward veranlaßt, und dieſer fiel in die Hände eines menſchenfreundlichen, für die Begnadigung des Unglücklichen ſich thätig in-tereſſirenden Mannes, der ſogar jene für den Kaiſer beleidigenden Bemerkungen des Tagebuches durch einen deckenden Dintenſtrich völlig unlesbar machte (S. 109), für Kotzebue günſtig berich-tete und veranlaßte, daß Kaiſer Paul mit der Zurückberufung Gnadengeſchenke verband. —

Mit dem Dankſagungsſchreiben, welches der

Glückliche dem kaiſerlichen Wohlthäter einſchickte, verband v. K. die Bitte, auf das Land gehen und im Stillen die ertheilten Wohlthaten genieſzen zu dürfen; denn trotz der unverkennbaren Zeichen des allerhöchſten Wohlwollens hatte ſich doch der Schrecken ſeinem Gemüthe ſo tief eingeprägt daß ihm das Herz klopfte, ſo oft er einen Senatskourier oder Feldjäger erblickte, und daß er nie ausfuhr, ohne ſich reichlich mit Gelde zu verſehen, und gleichſam zu einem neuen Exile vorzubereiten*). (S. 115.) Das Geſuch um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutſchland durfte v. K. gar nicht wagen, und ſelbſt die Erfüllung ſeines Wunſches, ſich auf ſeine ländlichen Beſitzungen zurückziehen zu dürfen, wurde ihm ver-

*) Dieſe Sorgfalt war nicht übertrieben, da v. K., noch nicht durch Schaden klug geworden, höchſt unvorſichtig, während ſeines Aufenthaltes in Rußland über dortige Verhältniſſe und Ereigniſſe, Aufſätze entwarf und nach Deutſchland an Journalherausgeber z. B. an den Herrn von Archenholz, ſchickte. Dieſer Thorheit rühmt er ſich ſelbſt im merkwürdigſten Jahre ſeines Lebens Thl. 2 Seite 302 und 303.

ſagt, indem ihm, mit einem Gehalte von 2200 Rubeln und dem Charakter eines kaiſerl. Hofraths, die Stelle eines Direktors der deutſchen Hoftruppe angetragen wurde. Jede ausgeſprochene Bedenklichkeit oder Weigerung blieb unberückſichtigt, nicht aber die Gegenvorſtellung wegen zu großer Geringfügigkeit des Gehaltes; das Einkommen der neu errichteten und von v. K. übernommenen Stelle ward bis auf fünf tauſend Rubel erhöhet, ungerechnet der Benefiz-Vorſtellungen ſeiner eigenen neuen Stücke, die er ſich noch ausbedung.

Nun war v. K. wieder in ſeiner Sphäre, deren Dornenpfad die perſönliche Vorliebe fürs Theater, die Hoffnung große Ehre zu gewinnen und reicher Lohn hinlänglich vergütigten. Zunächſt machte ihm ſelbſt und ſeinem Cenſor Adelung die vorgeſchriebene ſtrenge Cenſur viele Noth; nach den ſpeciellen Anſichten des Kaiſers durfte in dem Kotzebueſchen Stücke Oktovia nicht geſagt werden: „Stirb als ein freier Römer;" im Epigramme nicht: „daß der Kaviar aus Rußland komme und Rußland weit ſey;" in

den beiden Klingsbergen mußte „Feſtung“ in „Gefängniß,“ „Hofmann“ in „Schmeichler,“ im Abbé de l'Epée: „Wehe meinem Vaterlande!“ in „Wehe meinem Lande“ verändert werden; letzteres deshalb, weil eine ruſſiſche Ukaſe unterſagte, ſich des Wortes Vaterland zu bedienen. — Nur zu wahr bemerkt Hr. v. K.: „Aus dieſen wenigen Beiſpielen erhellet zur Genüge, wie gefährlich das Amt eines Cenſors für den, der es verwaltete, und wie drückend es für mich war. Der Herr ꝛc. Adelung konnte mir aber mit dem beſten Willen dieſe Laſt nicht erleichtern“ (S. 120); hätte er doch zugleich erkannt und ſich ſpäter bei der Vertheidigung der Beſchränkung der Preßfreyheit erinnert, daß, wenn einmal ein unlauteres, die heiligen Menſchenrechte gefährdendes Princip von den Machthabern angenommen wird, der Schritt vom unrechtmäßigen Gebrauche der Gewalt zum Unſinn bewußtlos und ſchnell gethan wird. —

Außer dem inneren Zwieſpalte der Schauſpieler-Geſellſchaft erwuchſen dem neuen Theaterdi-

rektor neue Leiden aus der, zwiſchen dem deutſchen und dem franzöſiſchen Theater ſtattfindenden Eiferſucht. Die berüchtigte Madame Chevalier, die ſo ganz des Kaiſers Gunſt beſaß, vertrat und beherrſchte das letztere. Doch ſtand v. K. perſönlich ſehr gut bei ihr, genoß von ihr viele Artigkeiten und übernahm ſogar von ihr den Auftrag, für ſie eine franzöſiſche Oper zu ſchreiben, die indeß nicht zu Stande, oder vielmehr nicht auf die Bühne kam. Unter ſo günſtigen Verhältniſſen hegte er dennoch den Plan, bei erſter guter Gelegenheit, um ſeinen Abſchied zu bitten. Dieſen Wunſch rechtfertigt das Gemälde ſeiner damaligen Lage vollkommen; „ſo weit," ſagt er, „hatten es böſe Menſchen gebracht die das Vertraun eines zu herzlicher Güte geneigten Monarchen mißbrauchten, und ihm überall Schreckbilder aufſtellten, die nicht vorhanden waren, ja, an die ſie ſelbſt nicht glaubten *)! —

*) Mit welchen Worten des Schmerzes ſoll der Menſchenfreund den Jammer ſchildern, daß die Erſcheinung der irregeleiteten Regenten, die vor dem Schrekkenbilde erlogener Gefahren ihr beſſeres Selbſt ver-

Mit bangen Ahnungen legte ich mich jeden Abend zu Bette; zitternd hörte ich in der Nacht jedes Geräuſch auf der Straße, jeden Wagen, der in der Nähe meiner Wohnung anhielt; ich erwachte zu neuen Sorgen, wie ich an dieſem Tage jedes Unglück vermeiden wolle; ängſtlich fuhr ich auf der Straße, um ja, wenn der Kaiſer mir begegnete, zu rechter Zeit auszuſteigen; — mit ungewohnter Sorgfalt wachte ich über jedes meiner Kleidungsſtücke und über die Art, ſie zu tragen; — Weibern von zweideutigem Rufe und Männern von ſchwachem Geiſte mußte ich huldigen; — den unverſchämten Uebermuth eines unwiſſenden Balletmeiſters (des Gemals der Madame Chevalier) ertragen; — bei jeder Aufführung eines neuen Stückes zitternd erwarten, ob die immer wachſame Polizei oder die geheime Expedition nicht etwa ein unwillkührliches Vergehn darin entdeckt habe. — So oft meine Frau mit meinen Kindern ſpatzieren fuhr und etwa einige Minuten über die beſtimmte

---

leugnen, ſich täglich erneuert, täglich mehr Wirkſamkeit erhält!!! —

Zeit ausblieb, zitterte ich, zu erfahren, daß ſie nicht ſchnell genug vor dem Kaiſer ausgeſtiegen, und deshalb, ſo wie die Frau des Gaſtwirths Demuth, in ein Polizeigefängniß gebracht worden ſey. — Nur ſelten konnte ich meinen Kummer in den Buſen eines Freundes ausſchütten; denn alle Wände hatten Ohren und der Bruder traute dem Bruder nicht mehr! — Keine Lektüre konnte mich um die gräßliche Zeit betrügen, denn alle Bücher waren ja verboten *). — Auch die Feder mußte ich wegwerfen, mir ſelbſt durfte ich nichts vertrauen; denn wie leicht konnte man plötzlich mein Portefeuille unterſuchen! — Ein Gang in Geſchäften, wenn er vor dem Schloſſe vorbeiführte, drohete der Geſundheit Gefahr; denn bei dem übelſten Wetter durfte man ſich dieſer Steinmaſſe nur mit entblößtem Kopfe nähern. — Der harmloſeſte Spatziergang gewährte keine Zerſtreuung; denn faſt täglich begegnete man Unglückliche, die arretirt, oder vielleicht wohl gar

*) Dies iſt eine von den Uebertreibungen, die man Hrn. v. K., der immer nur halb die Wahrheit ſagen kann, verzeihen muß. —

zur Knute geführt wurden! — (Thl. 2. S. 124.) Der durch ſolche Umgebungen in Hrn. v. Kotzebue erzeugte Trübſinn verklärt ſich aber zu der ſchönſten Heiterkeit, als er den 16ten December zum Kaiſer beſchieden, und durch dies unerwartete Uebermaaß großer Gnade erſchüttert wird. Er erhält den Auftrag, eine vom Kaiſer eigenhändig in franzöſiſcher Sprache aufgeſetzte Herausforderung an die Souverains von Europa zu einem Turnier, in das deutſche zu überſetzen, und genügt dieſem Verlangen zur Zufriedenheit Pauls, der die Ueberſetzung jener durch die Zeitungen verbreiteten, damals ſo vieles Aufſehn erregenden Zeilen mit einer reichen, zwei tauſend Rubel Werth habenden Doſe belohnt. — Mit dieſem Ereigniß gewinnt v. K. die ſeinem Herzen ſo lange fremd geweſene Ruhe ſogleich wieder, denn nun, da er den Monarchen ſelbſt geſprochen und ſein edles Herz offen geſehen hat, verſchwindet der größte Theil der Furcht. Von nun an liebt er ihn mehr, als er ihn vorher fürchtete, und iſt überzeugt, daß eine gewiſſe Freimüthigkeit, ein offenes gerades Betragen, ohne Kriechen, ohne Niederſchla=

gen der Augen dort alles vermochte. „Nur in ſeine kleinen Eigenheiten mußte man ſich fügen, und wie leicht konnte man das! denn zugegeben daß es gerade nicht groß war, die Beobachtung gewiſſer Kleinigkeiten allzuſtreng zu verlangen, ſo war es doch wahrhaftig noch weniger groß, mit Widerwillen in ſolchen Dingen zu gehorchen, welche das wahre Glück der Unterthanen eigentlich gar nicht ſtörten. — Seit jener Unterredung genoß ich hundert kleine Beweiſe von des Kaiſers Gnade.“ — (Theil 2. S. 135 u. 136.)

So ſchnell ändert ſich gewiſſer Menſchen Meinung! ſo leicht iſt es, jedem Dinge ein deckendes Mäntelchen umzuwerfen! —

Ueber den Eindruck, welchen Kotzebue's Perſon bei der erſten Unterredung auf den Kaiſer machte, ſoll ſich letzterer gegen ſeine Gemahlin dahin geäußert haben: „Er ſieht aus, wie ein Schuſter; aber ſeine Augen verrathen Geiſt!“ — So erzählt v. K. wenigſtens dieſe damals oft beſpöttelte Anekdote im Freimüthigen 1803. Stück 4. Seite 16.

Bald fand ſich eine Gelegenheit, durch deren

Benutzung Hrn. v. K. die ihm ſo läſtige Direktion des Theaters aufs Angenehmſte erleichtert wurde. Er erhielt vom Kaiſer den Auftrag den eben vollendeten Michailowſchen Palaſt, den Paul mit der kaiſerlichen Familie bezogen hatte, mit allen darin enthaltenen Kunſtwerken und Seltenheiten ausführlich zu beſchreiben. Unter dem Vorwande, durch dieſe Arbeit zu ſehr in ſeiner Zeit beſchränkt zu ſeyn, bewirkte er die Anſtellung eines Regiſſeurs, auf deſſen Schultern er nun die drückendſte Laſt der Theaterdirektion werfen und ſich manches Aergerniß erſparen konnte. (Thl. 2. S. 143.) So genoß er alle Annehmlichkeiten einer genauen Verbindung mit dem Theater, ohne das Widerwärtige derſelben zu haben; er lebte, bei einem reichen Einkommen (er ſelbſt berechnet den nach ſeiner Zurückberufung aus Sibirien erhaltenen Zuwachs deſſelben, ohne den Ertrag der Benefizvorſtellungen, freie Wohnung und Equipage zu veranſchlagen, auf 9000 Rubel jährlich, [S. 107.] —) in einem ſehr angenehmen Freundeskreiſe, war durch die Palaſt-Beſchreibung, bei der er für das antiquariſche

Fach von Köhler, für das architektoniſche von Brenna und für die Gemälde von den Gebrüdern Kügelgen unterſtützt wurde, ehrenvoll beſchäftigt, und er erfreute ſich der Auszeichnung daß ſich der Kaiſer faſt täglich einige Augenblicke mit der einnehmendſten Freundlichkeit mit ihm unterhielt.

In dieſer beneidenswerthen Lage rang Herr v. Kotzebue nach einem Ziele, welches, wenn er es erreicht, ſeine Eitelkeit gekrönt hätte: er bot alle möglichen Triebfedern auf, um Malteſer-Ritter zu werden, und mit dem Malteſer-Kreuze dekorirt ſich zeigen zu können. Es iſt bekannt, wie der Kaiſer Paul ſich damals an die Spitze dieſes alten, berühmten Ordens geſtellt hatte; durch die perſönliche Gnade des Kaiſers glaubte v. K. die Erfüllung ſeiner Wünſche leicht zu erlangen. Als ihm ſpäterhin dieſes Streben nach einem romantiſchen Ritter-Koſtume öffentlich vorgehalten und mit höhnenden Seitenblicken belächelt wurde, mußte er die Sache ſelbſt eingeſtehn; er verſuchte aber, den Vorwurf thörigter Eitelkeit dadurch zu mildern, daß er vorgab:

„Das Malteſerkreuz ſey ihm von ſeinem Chef als Belohnung verſprochen, für die Beſchreibung von dem neuen Palaſte des Malteſer=Großmeiſters. — (Siehe: Kurze und gelaſſene Antwort des Hrn. v. Kotzebue u. ſ. w. Berlin 1802 Seite 106.)

Noch am 11ten März (1801), Mittags um Ein Uhr erkundigte ſich der Kaiſer nach der Palaſtbeſchreibung, hörte mit Wohlgefallen, daß Hr. v. K. deren nahe Vollendung verhieß — und ſchon am 12ten erfährt der fleißige Autor, beim frühen Erwachen, wie in der verhängnißvollen Nacht Kaiſer Paul in die Todtengruft geſunken, ſein Sohn Alexander aber auf den glanzreichen Thron des weiten ruſſiſchen Reichs geſtiegen ſey. Mit dieſer großen Kataſtrophe waren auch die Traumgebilde verſchwunden, die v. K. für zukünftige Gnadenbezeugungen und Belohnungen hegte. Er knüpfte daher an den Tod des Monarchen die Ausſicht, nach Deutſchland zurückkehren zu können und übergab ſein hierauf gerichtetes Geſuch am Ende des Märzes dem General=Adjutanten Fürſten Subew. Die Verweigerung der Er=

laubniß beſtimmte ihn nun zu der Erklärung, daß er „dankbar gerührt, ſich glücklich ſchätzen würde, Alexandern, dem Liebenswürdigen und Geliebten zu dienen, daß es ihm aber nur zieme, ferner an der Spitze des deutſchen Hoftheaters zu ſtehen, wenn damit eine durchgreifende Veränderung vorgenommen würde.“ — Letztere zu bewirken, reichte er auf erhaltenen Befehl einen Plan ein, der auf einen jährlichen Fond von ſechzig tauſend Rubeln baſirt war. Dieſe Forderung, damals zum großen Aerger des Hrn. v. K. „giganteſk“ genannt, wurde nicht bewilligt. Durch dieſen mißlungenen Verſuch hinlänglich mit der Stimmung des neuen Kaiſers über das deutſche Theater bekannt, erneuerte er die Bitte, um ſeines Abſchied, und erhielt ihn in der letzten Hälfte des Aprils, auf ehrenvolle Weiſe, indem er zum Kollegienrath ernannt und ihm der fernere Genuß des bisher bezogenen Gnadengehalts zugeſichert wurde.

Schon am 29ſten April verließ er, „durchdrungen von Dank für den verſtorbenen und für den

lebenden Monarchen," Petersburg, und ging durch Eſth- und Liefland, zunächſt nach Königsberg.

Die Nachrichten von dieſer Reiſe, die den Schluß des merkwürdigſten Jahres ſeines Lebens ausmachen, beſchäftigen ſich größtentheils mit Erinnerungen an Perſonen, mit denen er in jenem Abſchiede ſeines ſo ſchnell wechſelnden Schickſals zuſammentraf, denen er bald den Blumenkranz des freundlichen Dankes, bald die Dornenkrone harter Vorwürfe flicht. Mit beiden gleich vorſchnell, wurden hierdurch, wie natürlich, viele ſeiner Gegner geweckt, denen der leichtfertige Autor ſchon deshalb ein recht leichtes Spiel machte, da hiſtoriſche Genauigkeit der Erzählung nie ſeine Sache war, und da der hieraus entſtehende Verdacht der Unwahrheit noch vergrößert wurde, durch das immer ſichtbare Streben, ſeiner Perſönlichkeit ein Gewicht zu geben. Dem eitlen Mann machten mehrere hierdurch veranlaßte Zeitungsnachrichten und Flugſchriften vieles zu ſchaffen. Beſonders eine der Letztern, mit dem Titel: „Nöthige Erläuterungen zu der Schrift des Hrn. v. Kotzebue: das merkwürdigſte

Jahr meines Lebens. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1802., und viele Anſchuldigungen des Hrn. von Maſſon veranlaßten ihn zu einer Gegenſchrift *), in der er ſich von mehreren Perſonen in und um Reval einige Lebensumſtände atteſtiren läßt, die theils gar nicht zum Gegenſtande der gemachten Vorwürfe gehören, theils ſo geſtellt ſind, daß man in vollem Ernſte einen Mann bedauren muß, der ſich dergleichen atteſtiren zu laſſen genöthigt glaubt. Sehr unvorſichtig nannte Hr. v. K. den Bibliothekar Friedrich Adelung zu Petersburg als den Verfaſſer der eben erwähnten „nöthigen Erläuterungen," und ſah ſich bald darauf veranlaßt, dieſe Behauptung als unwahr zu widerrufen. — Wie ſo oft in ſeinem Leben hatte v. K. auch bei jenen literariſchen Zänkereien das Schickſal, daß die Sentenzen, welche er ſeinen Widerſachern zur Strafe ausſprach, ihm ſelbſt

*) Der Titel derſelben iſt: Kurze und gelaſſene Antwort des Hrn. v. Kotzebue auf eine lange und heftige Schmähſchrift des Hrn. v. Maſſon. Berlin 1802.

ein hartes Urthel wurden, deſſen rächender Hand er vergeblich zu entgehen ſich bemühte. So ſagt er in der „kurzen und gelaſſenen Antwort," S. 6.: „Ein Mann, der ſchon einmal der Verläumdungen überwieſen worden, mag ja nachher ein Rieß Papier vollſchreiben: er hat unter rechtlichen Leuten *) ſeine Glaubwürdigkeit, und auch wohl noch ſonſt etwas, auf immer verloren." —

Den Schluß dieſes Abſchnittes des Kotzebueſchen Lebens mache die Standrede, die er dem von ihm vielfach geprieſenen Kaiſer Paul, von welchem nebenbei die ſchrecklichſten Gräuel nicht verſchwiegen werden, hält.

Im zweiten Theile des merkwürdigſten Jahres ſeines Lebens, Seite 243 und 244 ſagt

*) Wohl gemerkt: „Unter rechtlichen Leuten," das heißt unter ſolchen, denen das heilige Recht die ewige Norm des Urtheils iſt; aber dieſe Rechtlichkeit iſt heut zu Tage ſelten worden, da das ſchlaffe Spiel der Neigungen und Meinungen die Anerkennung der Tugend und des Laſters dem Wechſel des Augenblikkes unterwirft. —

von Kotzebue: „So ruhe denn ſanft die Aſche eines Mannes, der wahrlich den größten Theil der Schuld, deren man ihn anklagt, auf ſeine dornige Lage in früheren Jahren, auf die Begebenheiten ſeines Zeitalters, und auf die Perſonen, die ihn umgaben, zurückwerfen könnte; der ſich zwar oft in den Mitteln vergriff, das Gute zu bewirken, der aber immer nur das Gute, das Gerechte wollte, ohne Anſehen der Perſon; — der zahlloſe Wohlthaten ſäete, doch aus dem Saamen nur giftige Pflanzen aufſchießen ſah, die bunt um ihn her blühten, und in deren Duft er verwelkte!“ —

Auguſt von Kotzebue's Leben.

Viertes Buch.

Berlin. — Seine Reiſen. — Sein wechſelnder Aufenthalt in Rußland und in Deutſchland. — Fernere Schickſale. — Sein Tod. —

Der Kollegienrath von Kotzebue erſchien wieder in Deutſchland; an Celebrität hatte er durch ſeine neueſten Schickſale gewonnen. — Je größer das Unglück, welches ein Mann erlebt, je mehr Publicität es erhält, um ſo lebendiger wird die Theilnahme für denſelben aufgeregt. In dem Augenblicke, wo wir ein hartes Verhängniß ihn treffen ſehn, fragt man nicht: leidet er ſchuldig oder unſchuldig? iſt er mein Freund oder mein Gegner? — Die Sache des Unglücklichen, des Verfolgten iſt der Gegenſtand allgemeines Mitleids, beſonders wenn der Verfolger die Stimme des Zeitalters ſo wider ſich hat, wie Kaiſer Paul in der traurigen Verirrung ſeines Geiſtes. Kaum verbreitete ſich in Deutſchland

die Nachricht von Kotzebue's Transportirung nach Sibirien, als auch viele Beweiſe des thätigen Mitleids ſichtbar wurden. So wandte man ſich von mehreren Seiten an Preußens herrliche Königin, an Sie, die ſo gern hülfreich die Hand bot wo ſie das Edle fördern, das Elend vermindern, die Thräne des Kummers trocknen konnte, und bat um ihr vielgeltendes Fürwort für den unglücklichen Verbannten beim ruſſiſchen Kaiſer. Wie gern ſie es ſich zum Berufe machte, zu ſolchen Zwecken zu wirken, bewies die herzliche Freude, mit der ſie, zuerſt in Deutſchland von der günſtigen Wendung des Kotzebueſchen Schickſals unterrichtet, die Nachricht von ſeiner Zurückberufung verkündigte. Eben trat die von ihr immer mit beſonderer Huld beſchenkte Madame Meyer (jetzige Madame Hendel-Schütz, in der unſer Zeitalter ſeine größte mimiſche Künſtlerin verehrt), zur ſchönen Königin, um von Neuem ihre vermittelnde Fürſprache zu erbitten, als aus St. Petersburg eingegangene Briefe die Begnadigungs-Botſchaft mittheilten. Mit der den Bewohnern

Berlins eigenen Empfänglichkeit für Tages=Neuigkeiten, verbreitete ſich die frohe Nachricht, Kotzebue's Name war das Wort des Tages, und zwar zum erſten Male, ohne daß argwöhniſche Seitenblicke auf ſeinen zweifelhaften Charakter geworfen wurden, wie ſolches namentlich bei der erſten Nachricht von ſeiner Gefangennehmung an der Gränze Rußlands der Fall geweſen war. Damals argwöhnte man, daß wohl ein bald ins Licht geſetzt werdendes Genieſtückchen ſeiner Weiſe ſolche harte Maasregeln veranlaßt haben könne. Als indeß ohne den Erfolg einer geſetzmäßigen Unterſuchung, mit der Verurtheilung nach Sibirien der Anfang gemacht wurde, löſ'te ſich der Verdacht in Mitleid auf.

Dieſe rege Theilnahme, die man zu Berlin ſeinem neueſten Schickſale bewieſen, entgingen der Beobachtung des auf ſeine Perſönlichkeit ein gar hohes Gewicht legenden Kotzebue's nicht. Ihrer erinnerte er ſich mit Wohlgefallen und Dank, als er den Blick auf Deutſchland warf und hier die Wahl eines Wohnortes traf. Zwar kehrte er zunächſt nach Weimar zurück und hielt

ſich abwechſelnd hier und in Jena auf; doch gerade in ſeiner Heimath konnte nie ſeines Bleibens ſeyn, weil er nirgend weniger wohlgelitten war, als hier. Er ſorgte dann auch ununterbrochen dafür, daß durch ſeine zahlloſen literariſchen Streitigkeiten, durch ſeine Verläſterungen der neuen Schule, durch unziemliche Schmähungen Göthe's und ſeiner Kunſtfreunde, das Andenken ſeines eigenen unlauteren Weſens immer neue Anregung erhielt.

Von Kotzebue wählte Berlin zu ſeinem Wohnorte (1802) und wählte ſehr glücklich. Hatte hier gleich Göthe auch ſeine Verehrer, Schlegel und Tieck ihre Freunde, die Literaturzeitung ihre Leſer und die Zeitung für die elegante Welt ihre Korreſpondenten, ſo eröffnete dennoch Berlin für einen Mann ſeiner Art, die reizendſten Ausſichten. Wo anders konnte er eine ſeiner Eitelkeit völlig entſprechende Aufnahme erwarten, als hier? wo anders zu gleicher Zeit, ſeinen Neigungen angemeſſen, ſo unbeachtet leben? wo anders ein für ſeine Thätigkeit empfänglicheres Publikum erwarten? Beſonders verhießen

ihm die dortigen geſelligen Verhältniſſe und das National-Theater, welches ſo eben ein neues Lokale erhielt, vielfachen Genuß. Rückſichtlich des geſellſchaftlichen Lebens ſuchte er vornehme und für den Umgang mäſſig gebildete Leute; beide mußten von der Art ſeyn, daß er ohne verletzende Kolliſionen mit ihnen fortkommen konnte: die Vornehmen durften nicht durch große Reichthümer unabhängig ſelbſtſtändig, die Gebildeten nicht der Empfänglichkeit für Kotzebue's Theaterwelt entwachſen ſeyn. Beſonders jenes war in Berlin nicht zu fürchten, wohin ſich der großentheils ſo arme Adel der Monarchie drängt, um in Hof-, Militair- und Staatsbedienungen ein Auskommen zu finden; wo höchſtens einige Wohlhabende mit Anſtand einen mäßigen Luxus treiben und wo die eigentlichen Zügel des Staatsregiments in den Händen neugeadelter, oder nächſtens das Adelsdiplom erwartender, oder gut bürgerlicher Officianten ruhn. Darum giebt es in Berlin höchſtens einen Militair- und Officianten-Ariſtokratismus, welcher letztere ſeine Verherrlichung in Titeln findet; aber von ſtörendem

Drucke eines hohen, reichen Adels auf das geſellige Leben hat man nichts zu fürchten und dem Kaſtenſtolze der höheren Officianten kann ja der keine Bedienung Suchende leicht aus dem Wege gehn. —

Mit dem, was man in Berlin in den höheren Ständen damals im Allgemeinen Bildung nannte, (— vielleicht auch noch gegenwärtig, obgleich ſeit der Errichtung der Univerſität und durch den gewaltigen Druck der Zeit, hierin einige Veränderung ſichtbar geworden —) war Kotzebue vollkommen einverſtanden; hierin war er ganz zu Hauſe. Man zehrte häufig von den Ueberreſten der wiſſenſchaftlichen Bildung, die die Refügie's auf den unfruchtbaren Boden der Mark verpflanzten, und fand eine vollkommene Geiſtesberuhigung in dem Rückblicke auf die ruhmvollen Zeiten Friedrichs des Großen. Was beſonders deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft betraf, ſo hielt man ſich an die allgemeine deutſche Bibliothek, die einheimiſches Gut und dabei ſo hübſch verſtändlich war; in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften führten vorzüglich die Matadore

der franzöſiſchen Kolonie das franzöſiſche Wort; die deutſchen Mitglieder laborirten, mit wenigen Ausnahmen, an der geiſtigen Lethargie. In der Nichtachtung der poſitiven Religion that es Berlin allen übrigen deutſchen Städten zuvor; man deckte ſich gegen den Vorwurf der flachen, charakterloſen Unſittlichkeit, durch die Berufung auf Aufklärung, ſo gut es gehn wollte, und verſchrie das wahrhaft religiöſe Leben als eine böſe Reminiscenz aus der vorigen Regierung (Friedrich Wilhelms des Zweiten), aus den Tagen des Religionsedikts. Die königliche Familie bildete in ſchöner Sittenreinheit einen auffallenden Kontraſt mit der Lebensweiſe der Hauptſtadt; der mäßige Glanz des Hoflagers wurde gehoben durch den Ruhm häuslicher Tugenden, welche freilich dem entarteten Lüſtling der großen Welt leicht freudenleer erſcheinen und den Luxus, in welchem die Künſte gedeihen, vermiſſen laſſen. Um ſo mehr war den Berlinern das Theater ihr Eines und ihr Alles; zu dieſer Vorliebe waren ſie berechtigt durch die großen Künſtler, welche damals die dortige Bühne verherrlichten. Die gefeierten

Namen jener Tage ſind abgetreten von der Bühne des Schauſpiels und des Lebens; das Andenken an ſie aber iſt um ſo unvergeßlicher, je weniger überall der wahre Künſtler je erſetzt wird.

So gab es vielfache Beweggründe, die v. Kozebue nach Berlin hinzogen. Auſſer der Stimmung des Publikums für ihn, auſſer dem Beifall, welchen man ſeinen Stücken auf der Bühne zollte, fand ſeine Neigung zum deutſchen Theater noch mehrere Anregungen, die ihm hier den größten Genuß verhießen. Iffland's Verdienſt als mimiſcher Künſtler, wurde erhöht durch den Ordnungsſinn, durch die Thätigkeit, durch die techniſche Sorgfalt, vermittelſt welcher er die Forderungen an die Theater-Direktion und an die Theater-Regie zu erfüllen ſtrebte. Hatte in dieſer Hinſicht bisher ein beſchränktes Locale die vielen zu beſiegenden Schwierigkeiten vermehrt: ſo verhieß das mit königlicher Opulenz erbaute neue Theater die Beſeitigung manches bis dahin ſehr Mangelhaften, und gewann für den Theaterbeſuch ſelbſt die Neigung der ſonſt nicht Schauluſtigen. Die günſtigen Vorbedeutungen zu einer

ausgezeichneten Aufnahme in Berlin wurden vergewiſſert, durch das gute freundſchaftliche Verhältniß, in dem von Kotzebue zu Iffland, der in den Theaterangelegenheiten beim Hofe Alles, beim Publiko Vieles vermochte, ſtand. Nach ihrer früheren Bekanntſchaft wurde zwiſchen beiden dramatiſchen Schriftſtellern die perſönliche Nähe gegenwärtig leicht vertrautere Freundſchaft, da die von Kotzebue ſo verhaßten Neuerer in Kritik und Kunſt, die ihm ſo vielen Kummer verurſachten, auch Ifflands Dramen von einer leicht verwundbaren Seite angriffen, parodirten und die beſchränkte Manier derſelben mit dem treffenden Spott-Namen der Iffländereien bezeichneten. —

Kotzebue erſchien zu Berlin; er gefiel ſich und andern, in dem Beſitze nicht zu verkennender geſellſchaftlicher Talente. Das neue koſtbare Nationaltheater wurde mit zwei neuen Stücken ſeiner Feder (die Kreutzfahrer, ein Schauſpiel, und das Zauberſchloß, eine natürliche Zauberoper) eröffnet, er erhielt Zutritt in den höheren Zirkeln, die Verleger beeiferten ſich ſeine Manu-

ſcripte zur Preſſe und ihm reichliches Honorar darzubringen — und ſelbſt der König zeichnete ihn aus, über Erwarten, indem er ihm ein Kanonikat ſchenkte, und kurze Zeit nachher ihn, der es in keiner Wiſſenſchaft jemals über das Alltagswiſſen brachte, zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften machte. Zwar gab letzteres beſonders den für witzige Beziehungen ſo leicht empfänglichen Berlinern manche Aufregung zum Spotte; der Neid ließ ſich auch mit manchen Neckereien vernehmen. Dennoch würde v. K. nach allen ſeinen Neigungen in Berlin höchſt glücklich haben leben, und ſelbſt eine gewiſſe Achtung wieder gewinnen können, wenn er nicht durch mehrere Seiten des in dieſem Zeitpunkte herausgegebenen merkwürdigſten Jahre ſeines Lebens, durch die berüchtigten Streitigkeiten, welche dieſes Buch mit Herrn von Maſſon veranlaßte, Hinweiſungen auf ſeine früheren Sünden natürlich machte, wenn er nicht mit immer neuem Uebermuth die ſogenannte neue Schule geneckt, jeden unbedeutenden Stein des Anſtoßes aufgenommen, in die nutzloſeſten Zänkereien mit der Zeitung für die

elegante Welt ſich eingelaſſen und ſeine jetzt begonnene Zeitſchrift, den Freimüthigen, mit Klätſchereien mancher Art, beſonders über Weimar und gegen Göthe erfüllt hätte. Er hatte und behielt zwar immer ein Publikum für ſich, beſonders in den, ihm durch korreſpondirende Flachheit geiſtesverwandten, höheren Ständen. —

Seine ſich bis zum Schluſſe ſeines Lebens hin immer mehr erweiternde Schriftſtellerthätigkeit gleicht den Uebungen eines Schützen, der zwar bei jedem Schuſſe ſein Ziel beſſer treffen lernt, deſſen Pulvervorrath ſich aber auch natürlich mit jedem Schuſſe verringert. Da ihm der Beifall Alles war, ſo meinte er, und lebte ſich in dieſen Glauben immer mehr hinein, er ſey auf rechtem Wege und habe es gut gemacht, wenn er eine Menge Zuhörer um ſich ſah. Je mehr Stücke er aufs Theater brachte, um ſo mehr hielt er ſeine Herrſchaft auf der deutſchen Bühne geſichert, gleich den Regenten, die ihre Regierungsmacht nicht anders zu offenbaren wiſſen, als durch viele Geſetze, die, eines immer noch unvollkommener als das andere, ſich wechſelsweiſe halten ſollen. —

Es mag dennoch nie verkannt werden, daß v. K. fortwährend durch die Leichtigkeit und Lebendigkeit ſeines Dialogs, durch eine höchſt gewandte Benutzung des ſceniſchen Lebens, für die Ausbildung der geſellſchaftlichen Sprache, für die Beſeitigung des Theaterpedantismus der Deutſchen und für die Möglichkeit einer deutſchen komiſchen Nationalbühne wirkte; wie er denn für letztere, gerade in dieſem Zeitpunkte ſeines Lebens, in ſeinen deutſchen Kleinſtädtern, ſeinen Beruf am deutlichſten offenbarte. Wie er es aber von hier an immer bequemer fand, die Künſtlerbahn zu verlaſſen, ſich in der Rolle eines dramatiſchen Spaßmachers zu gefallen, in der Vielſchreiberei ſein Glück zu verſuchen, hierzu hat er es an Zeugniſſen nicht fehlen laſſen; wie er ſo tief und immer tiefer ſank in Gemeinheit und Unſittlichkeit; wie er endlich ſeinem Publiko und ſich ſelbſt alles bieten durfte, davon giebt eines ſeiner letzten Luſtſpiele, der Rehbock, einen, unſer Zeitalter in der That brandmarkenden Beweis. — — —

Wenn v. K. ſo den Mangel an Künſtler-

und Charaktergehalt an den Tag legte, ſo wurden ihm natürlich hierdurch der kleinere, aber beſſere Theil des Publikums abwendig gemacht, und der Rücktritt dieſes wirkte nicht ſowohl nachtheilig auf ſeine Celebrität, als auf die Bezeichnung ſeines perſönlichen Werthes. Hiergegen konnte er ſich auch nicht dadurch ſichern, daß er in der Unterhaltung der Geſellſchaften die Rolle der reſignirten Beſcheidenheit, gegen die ſein Schriftſtellerleben laut genug ſprach, annahm. So erinnert ſich der Biograph ihn oft beobachtet und abgeſchliffene Unterhaltungsgabe an ihm bewundert zu haben, die gewiß ſeiner Leidenſchaftlichkeit viele Anſtrengung koſtete. — K. kam öfter nach dem Schauſpiele in einen Theezirkel, der aus Herrn und Damen beſtehend für Kunſt und Literatur vielen Sinn hatte und im Ganzen genommen wenige ſeiner Verehrer zählte. Hier trat er einſt ein, nachdem er eines ſeiner Schauſpiele, bei ſehr gefülltem Hauſe und manchem Beifallszeichen, hatte aufführen ſehn. Das Geſpräch knüpfte ſich an die Vorſtellung, und von mehreren Seiten wurde ihm geäußert: daß es

ihm doch zu großer Genugthuung gereichen müſſe zu ſehen, wie auf allen Bühnen Deutſchlands ſeine Stücke eine ſo große Anziehungskraft für das Publikum hätten; worauf er denn erwiederte: daß dieſer ſcheinbar hohe Gewinn in der That ein ſehr geringer ſey, und daß er ihn allein dem Umſtande verdanken müſſe, daß die beſſern Köpfe Deutſchlands ſich entweder dem dramatiſchen Fache nicht widmeten, oder es verſchmähten, fürs Publikum zu ſchreiben. —

Solcher reſignirter Aeuſſerungen ungeachtet, machte es ihm doch manchen unfreundlichen Eindruck, daß um dieſe Zeit gerade A. W. Schlegel nach Berlin kam, ſeine Kunſtanſichten unter großem Zulaufe in Vorleſung entwickelte, in vielen Köpfen neue Anſichten weckte und eine ernſtere Würdigung der Erſcheinungen der Literatur in Anregung brachte; auch erſchien Schlegels Ion auf der Nationalſchaubühne (den 16ten Mai 1802), ward mit großem Intereſſe geſehen, aber nur einmal wiederholt, und verſchwand dann, unbekannt aus welchen Urſachen, für immer aus dem dortigen Repertoire. — Zuweilen konnte es

von Kotzebue nicht vermeiden, mit Schlegel und ſeinen Freunden perſönlich zuſammenzutreffen, welches dann für Beobachter ganz eigene Scenen gab. Daß hier die Zänkereien der Schriftſtellerwelt nicht in Anregung kamen oder fortgeführt wurden, lag in den erſten Pflichten des guten Tones; doch konnten die geſchlagenen Wunden ohnmöglich ganz vergeſſen werden. Hier zeigte ſich denn v. K. immer ſehr befangen, der ihm ſonſt ſo leicht zu Gebote ſtehende Witz verließ ihn; er wich aus, wo er nur wußte und konnte. So traf er einſt beim Eintritt in das Zimmer einer geiſtvollen Dame einen ſolchen Gegner; ganz verlegen ſuchte er den Faden eines Geſprächs zu gewinnen, indem er wiederholt auf das damalige kalte Winterwetter zurückkam. — „Darüber beklagen Sie ſich mit Unrecht, Herr Kollegienrath!“ erwiederte Jene, „Sie haben Sibirien beſucht, und nun kommt Sibirien nach Berlin, um Ihnen die Gegenviſite zu machen!“ — v. Kotzebue ſchwieg und entfernte ſich nach kurzer Zeit ſichtbar beleidigt. —

Wenn er von den Witzeleien anderer öfter

leiden mußte, ſo gewährte es ihm um ſo mehr Genuß, die empfangene Gabe wieder zurückzugeben. Der Gelegenheit, einem Witze freien Lauf zu laſſen, konnte er nicht leicht widerſtehen; darum verwundete er nicht ſelten Schuldloſe. So ſchrieb aus einer kleinen Garniſon das Officierkorps an ihn und bat ihn um Zuſendung und Ueberlaſſung eines kleinen dramatiſchen Familiengemäldes, welches ſie ſelbſt auf einem Privattheater am Geburtstage ihres Chefs aufzuführen gedachten. — Er ſandte ihnen hiernächſt, ohne weitere Zuſchrift, ein Exemplar der deutſchen Kleinſtädter und erzählte mit großem Wohlgefallen den verübten Muthwillen. —

Einen offenbaren Nachtheil hatte Berlin davon, daß v. K. mit ſo vieler öffentlicher Auszeichnung aufgenommen war. Wenn man dort darauf bedacht war, den Glanz des preußiſchen Staates zu vermehren, indem man ausgezeichnete Männer des Auslandes berief, ſo wurden dieſe an der Annahme ſolcher ehrenvoller Anträge durch die vernünftige Betrachtung verhindert, daß es doch wohl ein gar gewagtes Unternehmen ſey, in eine

Sphäre einzutreten, in welcher man an Kotzebue ſo ganz ſeinen Mann gefunden zu haben ſchien. — Manche vertrauliche Aeuſſerung Schillers muß wenigſtens hierauf gedeutet werden. —

Zwiſchen Freude und Leid inne ſtehend, hatte v. K. das Unglück, daß ſeine Gattin häufig kränkelte; ihr bekam das Berliner Klima um ſo ſchlechter, je beſſer es ihm, im Ganzen genommen, zuſagte. Sie beſuchte gar keine Geſellſchaften, ſondern widmete ſich der Pflege ihrer kleinen Kinder und den Pflichten der Hausfrau.

Als Vater zeigte v. K. immer den Seinigen die Anhänglichkeit, welche dem menſchlichen Gefühle ſo natürlich iſt. Mit Verleugnung ſeiner Perſönlichkeit für ſie zu wirken, durch nähere Beſchäftigung mit ſeinen Kindern an deren Bildung zu arbeiten, mit ihrem Leben auf wahrhaft väterliche Weiſe vertraut zu werden, dazu mangelte ihm die feinere Moralität und die ernſtere Charakterſtetigkeit. In der kurzen Tageszeit, die er mit ſeinen Kindern verlebte, freuete er ſich ihres Anblickes und Wohlſeyns; die eigentliche Sorge für ſie blieb der Mutter und Andern über-

laſſen. Wuchſen die Söhne heran, ſo brachte er ſie in die Kadettenhäuſer zu Petersburg und Wien; die Töchter lebten mit der Mutter; Kotzebue ſelbſt gehörte, mit ſeiner großen Geſchäftigkeit, der Schriftſtellerwelt, dem Theater, der Geſellſchaft. Es ſteht nicht zu vermuthen, daß er in den letzten Jahren ſeines Lebens hierin weſentliche Abänderungen traf, denn ſeine übrige Lebensweiſe blieb fortwährend dieſelbe. Nur dadurch, daß er bei dem beſtändigen Wechſel ſeines Wohnorts und ſeiner äuſſern Verhältniſſe, auf Reiſen und unter Zerſtreuungen jeder Art, jene feſthielt, iſt es erklärlich, daß er die Zeit gewann, um ſich als äuſſerſt produktiver Schriftſteller auszuzeichnen.

V. K. pflegte regelmäßig vor fünf Uhr des Morgens aufzuſtehn und ununterbrochen, beim Genuße des Kaffees Taback rauchend, an ſeinem Schreibtiſche zu arbeiten, bis elf Uhr. Dann wurden Beſuche gegeben oder angenommen, Theater- und Leſeproben gehalten, Spatzierfahrten gemacht, u. ſ. f. — Nach Ein Uhr ging er zu Tiſch, am liebſten aß er im Kreiſe ſeiner Familie,

für die Mittagsmahlzeit nahm er nicht gern Einladungen an. Nach einer kleinen Sieſta war der Nachmittag wieder der Arbeit und Lectüre gewidmet, der Abend ganz dem Theater, dem geſellſchaftlichen Leben und häuslichen Zirkeln. Sommerabende brachte er gern im Freien zu; in den Winterabenden war ihm das Kartenſpiel eine angenehme Zerſtreuung. Er machte gern eine Partie Whiſt oder Boſton, und gewann ſolchem Spiele ein großes Intereſſe ab, weshalb ihn auch anhaltendes Unglück oder Fehler der Mitſpieler leicht verſtimmen konnte, nicht des pekuniären Verluſtes halber, denn er war nicht geizig. War er in einer Geſellſchaft ſo nahm er an jeder frohſinnigen Unterhaltung mit vieler Empfänglichkeit Theil. Späteſtens um elf Uhr ging er zur Ruhe. Er hatte Sinn für die Freuden der Tafel; hielt viel, nicht ſowohl auf zahlreiche, als auf gut zubereitete Speiſen; er war aber im Eſſen und im Trinken mäßig und wußte zuweilen den Genuß durch Entbehrung zu würzen. Die Eleganz ſeiner Umgebungen war ihm viel werth, auffallende Vernachläſſigungen hiergegen

konnte er mit bitterem Witze rügen. Wie er haus⸗hälteriſch war mit ſeiner Zeit, ſo war er es mit ſei⸗nem Vermögen, ohne geitzig oder habſüchtig zu ſeyn; er war mitleidig und mildthätig, ſchon deshalb, um jeden unangenehmen Eindruck aus ſeiner Seele zu entfernen. Leicht dem Unwillen preis gegeben, leicht für Verſöhnung empfänglich, konnte ihn niemand eigentlich haſſen, der ihn mit Unbefan⸗genheit länger beobachtete. —

Im Jahre 1803 verlohr v. K. ſeine zweite Gattin Chriſtine geb. v. Kruſenſtern. — Welches zweifelerregende Licht auch das Gerücht auf v. K—s erſte ehliche Verbindung und das hinterher von ihm ſo hochgeprieſene Glück derſelben zu werfen ſuchte, darüber iſt man einig, daß er mit dieſer zweiten Gattin im Allgemeinen in einem genuß⸗reichen häuslichen Verhältniſſe lebte, welches ſelbſt durch ſeine Neigung zu manchen Liebesaben⸗theuern nicht bedeutend geſtört wurde. — Der Verluſt der treuen, duldſamen, ſtets häuslich ſorglichen Lebensgefährtin war gegenwärtig für ihn um ſo größer, da der Kreis ſeiner Kinder zahlreicher war. Doch wußte er, für ſeine eigene

Erheiterung bedacht, die Vaterſorgen zu beſeiti⸗gen, und ſuchte Zerſtreuung auf einer Reiſe nach Paris, wohin er ja auch ſchon beim Tode ſeiner erſten Gattin gewallfahrtet war. Seinen Frei⸗müthigen übergab er indeß dem zum Mit⸗Re⸗dakteur angenommenen Garlieb Merkel *), der mit ſchriftſtelleriſchen Sudeleien in Berlin ſeinen Broderwerb ſuchte. Dieſer Verbindung, die mit einem ſchlechten Federkriege endete, ſchämte er ſich ſpäterhin mit Recht; aber mit großem Unrechte ſchrieb er gegen den Famoſen ein ſtachel⸗loſes dramatiſches Pasquill, unter dem Titel: Gottlieb Merks, Egoiſt und Kritikus. (Al⸗manach dramatiſcher Spiele. Jahrgang 1810). Kotzebue reiſ'te in der Geſellſchaft des Muſikdi⸗

*) Wen eine Charakteriſtik dieſes verſchollenen Autors intereſſiren könnte, findet ſie in der Recenſion ſeines neueſten Werkes, in der allg. Halliſchen Lit. Zeit. 1819. Februarheft, Stück 44 bis 46. — Im zwei⸗ten Jahrgange der Biene, 1809, weiſ't von Kotze⸗bue Seite 215 ff. nach, daß Merkel, als Mitre⸗dakteur des Freimüthigen, für ihn 78 Thlr. Honorar empfangen, davon aber 50 Thlr. für ſich behalten habe. —

rektors beim Nationaltheater zu Berlin, jetzigem Kapellmeiſter Weber, im Herbſte deſſelben Jahres nach Paris ab, und machte unmittelbar nach ſeiner im März 1804 erfolgten Rückkunſt wie er auch ſchon dreizehn Jahre früher gethan, Mittheilungen aus ſeinem Reiſetagebuche bekannt. Vergleicht man dieſe Erinnerungen aus Paris (Berlin 1804. bei Frölich.) mit der frühern Flucht nach Paris, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß v. K. gegenwärtig weit beſonnener und anſtändiger redet, als damals, daß er, wenn auch ſeine ſchon bekannte Individualität zuweilen Mißtöne herbeiruft, dennoch im Ganzen genommen mehr Sittlichkeit vermuthen läßt. Anſtatt des früheren Gewimmers über den Tod ſeiner erſten Frau, der mit ſehr rohen Aeuſſerungen widrig kontraſtirt, deutet er hier eine Wehmuth an, die jedem Schmerze einen lauteren Charakter giebt. So ſchreibt er in der Bergſtraße an eine Freundin: „Sie ſehen, ich dachte, wo ich nur fühlen ſollte: ein Beweis, daß ſelbſt dieſe Zauber der Natur, von welchen der Reiſende einen ganzen Tag lang umweht wird, mir noch keinen

reinen Genuß gewährten. Ach! was iſt Genüß ohne Mittheilung. — Der gute gebildete Menſch kann nicht allein genießen. Alles, worauf ich in meinem Leben mich am meiſten gefreut habe, Alles was in meinem Leben mir die meiſte Freude gemacht hat, ging immer von Andern aus, oder zu Andern über. In dem Auge eines geliebten Gegenſtandes Vergnügen ſchaffen, iſt ja wohl wahrhaftig ein göttliches Vergnügen; denn, der uns ſchuf, kannte kein andres. — Ich, der ich nichts mehr habe als die Erinnerung, der ich noch obendrein alle Augenblicke die Vernunft mit Ketten nachſenden muß — ich verließ die ſchöne Bergſtraße, wie ein Tauber ein Concert." —

Als Erzähler entfaltet v. K. in dieſen Erinnerungen das Talent, auf eine ſehr glückliche Weiſe die Züge des geſellſchaftlichen Lebens aufzufaſſen und leicht aneinander zu reihen; es iſt nicht unintereſſant, bei dieſer Anerkennung das Kotzebueſche Werk zuſammen zu ſtellen mit den kurze Zeit nachher erſchienenen vertrauten Briefen über Paris, die der geiſtvolle, aber gleichfalls viel von der egoiſtiſchen Eitelkeit leidende Kapell-

meiſter Reichardt herausgab. Da dieſe Vergleichung nicht ganz zu Kotzebue's Nachtheil ausfällt, ſo iſt ſchon hieraus abzunehmen, daß er ſich nicht, wie früher, darauf beſchränkt, faſt ausſchließlich bei Theaternachrichten und beim Zuſammentreffen mit Freudenmädchen zu verweilen. — Die Schilderung der Straßen von Paris und die daran gereihten ſkizzirten Gemälde ſind in der Lebendigkeit des Vortrags dem Beſten zuzuzählen, was unſer Schriftſteller gegeben hat; dagegen kann die Art, wie er über die Kunſtwerke und Kunſtſammlungen redet, Wenigen genügen und nur ſeine völlige Unkunde des Werthes höherer Kunſtbeſtrebungen offenbaren. Dieſes iſt leicht zu überſehen, da er ſeine Meinungen anſpruchslos vorträgt und ſeltener, als ſonſt, ſich beikommen läßt, Muthwillen gegen die zu verüben, die wie Göthe, Schlegel, Tieck u. ſ. f. mit ihrem Wollen und Wirken auſſer der Sphäre ſeines Geſichtskreiſes ſtehen. —

Als bemerkungswerth in Hinſicht der Mittheilungen Kotzebue's mag erwähnt werden, daß er hier, wahrſcheinlich ohne ſich ſeiner eige-

nen Perſönlichkeit zu erinnern, ausruft: „Ja wohl! iſt der kraſſeſte Egoismus ein Zeichen unſerer Zeit!" (Seite 26.), daß er von der Bonaparteſchen Familie und beſonders vom erſten Konſul, dem er vorgeſtellt wird und den er öfter ſpricht, mit großer Verehrung redet, und daß er zwiſchen dem letztern und zwiſchen dem von ihm hochgefeierten Kaiſer Paul viel Charakterähnlichkeit findet. Zwar ſieht er die Keime des ſich entfaltenden Despotismus, den er aber nur in ſofern rügt, als er ſich in der, ſpäterhin von ihm ſo lebhaft empfohlenenen, Beſchränkung der Preßfreiheit offenbart. So ſagt er noch am Ende ſeines Buches (Seite 590.): „Den Schluß der in meiner Schreibtafel gezeichneten Bemerkungen macht eine gerechte Rüge. In den letzten Tagen meines Pariſer Aufenthaltes erſchien ein Werk von Pigault le Brün, in zwei Bänden, le Citateur genannt, welches ſehr viel Aehnlichkeit mit Voltaire's Bible enfin expliquée hat, auch vielleicht ganz daraus geſchöpft worden iſt; folglich enthält es die abſcheulichſten Schmähungen gegen Religion und Bibel. Dazu

hat ſich der Verfaſſer ohne Bedenken genannt, der Buchhändler Barba hat es ohne Bedenken verlegt, die Cenſur hat es ohne Bedenken drucken laſſen, und die Polizei erlaubt es ohne Bedenken, daß es öffentlich im Palais royal verkauft werde. Die gröbſten Läſterungen gegen Chriſtus ſind alſo in Paris erlaubt; aber es unterſtehe ſich Einer auch nur Eine Zeile gegen — zu ſchreiben, wenn er nicht etwa neugierig iſt, die Ufer von Cayenne zu ſehen." —

Im Frühjahre 1804 verließ von Kotzebue Frankreich, durchreiſ'te Deutſchland und beſuchte ſeine Beſitzungen in Lief= und Eſthland. Hier warb er um die Hand des Fräulein — von Kruſenſtern, einer nahen Verwandtin ſeiner zweiten Gattin, die, wie man ſagt, auf dem Todtenbette ihm dieſe Wiederverheirathung ans Herz legte. Seine Wünſche wurden erfüllt; der Verlobung folgte ſchnell das Hochzeitsfeſt und unmittelbar nach demſelben, begann er an der Seite ſeiner dritten Gattin eine Reiſe aus Liefland, über Riga, Berlin, Leipzig, Nürnberg, Augsburg, durch Tyrol nach Italien, wo er in Rom und

Neapel verweilte, weshalb die von ihm im nächſten Jahre herausgegebenen Erinnerungen an dieſe Reiſe (Berlin bei Frölich, 1805, drei Bände.) über dieſe Städte und ihre Umgebungen ausführlich reden. Den Eingang ſeines Buches beginnt er mit faſt orientalem Dichterfluge, in dem er den Preis des Kaiſers Alexanders, den er kurz vor der Abreiſe zu Reval ſprach, verkündet — „Alexander — ich meine nicht den gewaltigen Reiſenden, der in großer Geſellſchaft die Welt durchſtrich, und endlich gar eine Brücke in den Mond hinaufbauen wollte; ich meine den holden Genius Rußlands, dem die Mondbewohner, wüßten ſie von ihm, wohl gern eine Brücke herunterbauen mögten — auch Alexander iſt in dieſem Jahre durch ſeine deutſchen Provinzen gereiſ't (— dies iſt nämlich die nahe Veranlaſſung die den Hrn. v. K. beſtimmt von jenem Monarchen zu reden: er will in dieſem Jahre reiſen und der Kaiſer iſt gereiſ't —), freilich nicht, wie ich, um Blumen zu pflücken, ſondern, wie es ihm gebührt, um Früchte zu ſammeln, die im Strahl ſeiner Frühlingsſonne zu reifen beginnen.

Nicht Liebe mögte ich es nennen, ſondern Leidenſchaft, die man in Eſth- und Liefland für Alexander empfindet. Ich erzähle wahrlich blos was ich ſelbſt ſah. Jedes Auge glüht, jede Stirn entwölkt, jede Zunge löſ't ſich, ſobald ſein Name genannt wird. Er war nur einige Tage in Reval, und doch weiß ich, daß bei ſeiner Abreiſe Thränen gefloſſen ſind, wie man ſie um einen ſcheidenden Geliebten weint, — — ich breche lieber ab, denn kalt von ihm ſprechen kann ich nicht, und meine Wärme ſoll niemand mißdeuten. — Heil der Mutter die ihn gebar! u. ſ. w. (Thl. 1. S. 7 bis 9.)

Noch einige Blätter verweilt der Erzähler in Lief- und Eſthland, hebt es beſonders heraus, daß einige Letten gegen die Aufhebung der Leibeigenſchaft ſollen proteſtirt haben, beſteht am Peipusſee ein Gewitter, ſieht in Dorpat Studenten mit Helmen, denen er die Weiſung giebt, über dem Helm die Eule nicht zu vergeſſen, und belächelt den Rektor der Univerſität, der einen Federhut tragen, ſich aber nicht Etatsrath nennen laſſen darf. — Dann geht es, unter Beifü-

gung einer beſondern Nachricht über die Extrapoſten in den durchflogenen Ländern vorwärts, ſo raſch, als es der Poſtillon zuläßt, aber nicht ſo raſch, um nicht einige beiläufige Bemerkungen zum Beſten zu geben, und beſonders Göthen den Rath zu ertheilen, daß er jedesmal beim Zujauchzen des Publikums aufträte, und beſcheiden ausriefe: geweſen! (Seite 57). Schnell genug iſt er in Italien und da beginnen ſeine ausführlichen Mittheilungen, über deren Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und zuweilen offenbaren Unverſtand ihm nichts anzuhaben iſt, da er ſchon in der Vorrede jeden möglichen Vorwurf zu beſeitigen weiß: „Mein Aufenthalt in Italien war zwar nur kurz; doch wüßte ich nicht, warum das eben den etwannigen Werth meiner Urtheile verringern ſollte. Die Gabe zu beobachten, iſt eine Naturgabe; wer ſie nicht mitbringt, wird ſie auch in Jahren nicht erwerben. Die meiſten Dinge ſieht man entweder gleich beim erſten Male recht, oder nie. Das wirklich Auffallende, wirklich Bemerkenswerthe, zeigt ſich beim erſten Ueberblick, und ich möchte faſt ſagen: nur

beim erſten. Hat das Auge ſich einmal an die Gegenſtände gewöhnt, ſo iſt der ſcharfe Blick ſchon verloren. Auch ich habe die berühmteſten Kunſtwerke zwei- und mehrere Male geſehen, doch immer gefunden, daß mein erſtes Gefühl am friſcheſten, am durchdringendſten war. Darum ſuchte ich auch immer dieſen Eindruck feſtzuhalten, und wenige Stunden nachher auf dem Papiere zu ſchildern. Wer indeß mein Buch blos als eine Sammlung von flüchtigen Bemerkungen betrachten will, der thue es immerhin; die flüchtigen Bemerkungen ſind nicht immer die ſchlechteſten!" —

Aber oft!! —

Von dem, was von Kotzebue über Italien, Kunſt und Kunſtwerke ſagt, oder vielmehr ſchwatzt, — keine Zeile; nur die Bemerkung darf nicht verſchwiegen werden, denn ſie iſt für ſein inneres Leben charakteriſtiſch, daß er durch das ganze, drei Bände ſtarke Werk hindurch, immer wieder darauf zurückkommend, mit dem petulanteſten Muthwillen bei Allem verweilt, was auf poſitive Chriſtuslehre, auf Legenden, Martyrergeſchichte,

Kirchen- und Prieſterthum hindeutet. Hier zeigt er ſeine Fertigkeit in allgemeinen, unbeſtimmten halbwahren Wendungen, Wortſpielen, Späßchen und witzigen Einfällen, das der chriſtlichen Welt Heilige zu verſpotten. Hier ein Beleg mit ſeinen eigenen Worten: „Wenden wir uns lieber rechter Hand, wo vom Tempel des Friedens noch drei herrliche Bogen ſtehen. Das prächtige Säulengewimmel iſt freilich verſchwunden. Nur eine einzige entging der Zerſtörung. Und was hat man mit dieſem koſtbaren Ueberreſte angefangen? — Ei nun, Papſt Paul V. hat die Säule vor der Kirche Maria Maggiore aufgerichtet und eine unbefleckte Jungfrau“ (— die oft der Gegenſtand ſeines Spottes wird —) „hinaufgeſtellt. Seltſam, daß eine Säule des Friedenstempels vom eigenſinnigen Schickſale beſtimmt wurde, die Mutter des Mannes zu tragen, deſſen Lehre einen endloſen blutigen Krieg veranlaßte.“ — (Seite 196.) Alſo: die Lehre Chriſti hat die endloſen blutigen Kriege veranlaßt? — Ein Mann der ſelbſt Religion hat, oder, der mit einigem moraliſchem

Sinne, die Religion ſeines Mitmenſchen als ſolche achtet, würde geſagt haben: Menſchen, die ſich Gläubige der Lehre Chriſti nannten, veranlaßten blutige Kriege; aber der himmliſchen Lehre der Liebe und des Friedens das beizumeſſen, was Verblendung und Leidenſchaft der Sterblichen verſchuldete — iſt — — doch nein! es braucht kein Fluch über ſolches Verbrechen ausgeſprochen zu werden. — Näher liegt es, den Unglücklichen zu beklagen, der der hohen Freuden des religioſen Lebens entbehren mußte. — Hiervon überall Zeugniſſe: Thl. I. S. 107 u. 108 lieſ't man: „Eine andere junge Nonne — entſprang vor Kurzem, und — man denke ſich den frommen Abſcheu der alten Urſelinorinnen, die verſtohlenen Seufzer der jungen Nonnen — heirathete wenige Tage nachher einen Soldaten vom Regiment Jordis, deſſen Kommißbrod ihr beſſer ſchmeckte, als die klöſterlichen Leckerbiſſen. Jetzt ſoll die vormalige Braut Chriſti Hoffnung haben, bald ein lebendiges Kind an den mütterlichen Buſen zu drücken. Vielleicht hat ſie einmal davon gehört, daß der gottloſe Voltaire behauptete, der Vater

ihres himmliſchen Bräutigams ſey ein lockerer rö= miſcher Soldate geweſen.“ — Thl. II. S. 106 ſagt er: „Dieſe Münzen (des alten Syrakus) können für das älteſte Modenjournal auf dem Erdboden gelten. Möchten es doch die Chriſten mit ihrer heiligen Jungfrau eben ſo gemacht ha= ben, ſo hätten wir die vollſtändigſten Modebe= richte von achtzehn Jahrhunderten, und die Ma= donna würde ſehr erbaulich, bald mit der Fon= tange, bald mit einem Bonnet à l'Eulalie erſchei= nen. Das wäre doch wahrlich paſſender, als die augsburgiſchen Allongen=Perücken. — Oft glaubt man, bei Betrachtung der alten ſicilianiſchen Münzen, ſich plötzlich in chriſtliche Zeiten verſetzt, wenn man das Kreutz in mancherlei Geſtalt ge= wahr wird; dieſes Kreutz iſt aber egyptiſchen Urſprungs — daß doch die Chriſten ſo gar nichts Neues erfunden haben!“ — Thl. III. S. 17: „Indien iſt ganz mit Gold gemalt (auf einer geographiſchen Karte im vatikaniſchen Palaſt zu Rom). Die Inſchrift ſagt: es ſey ein Land wo Milch und Honig fließe, und wo der Erlöſer geboren ſey. — Welcher? Chriſtus oder Wiſch=

nu? denn bekanntlich iſt Chriſtus nur eine Nachahmung von Wiſchnu." —

Da Italien an Monumenten der durch Andacht verherrlichten Kunſt und des chriſtlichen Glaubens ſo reich iſt, ſo kann man leicht erachten, wie oft Herr von Kotzebue Gelegenheit ſucht und findet, in ſolcher Manier ſeine Gloſſen zum Beſten zu geben und ſich ſelbſt zu ſchänden, indem er verächtlich vom Chriſtenthume redete. Räthſelhaft aber könnte es Manchen dünken, daß dieſer irreligiöſe, unmoraliſche Schwätzer in einem Zeitpunkte ſo viele beifällige Zuhörer finden konnte, wo es auf anderer Seite ſchien, als ob die ewige Heiligkeit des chriſtlichen Glaubens ſelbſt in dem proteſtantiſchen Deutſchland ſich von Neuem offenbare. — Doch auch für die, welche an ſeinem gegen das Chriſtenthum ausgeſprochenen Hohn etwa Aergerniß nehmen, ihm darüber Vorwürfe machen, ihm deshalb ihre Gunſt entziehen wollten, hat er eine Entſchuldigung, die mit der Jämmerlichkeit der zu beſchönigenden Ruchloſigkeit gleichen Schritt hält. — Er läßt ſich in der Vorrede (S. 5. ff.) alſo vernehmen: „Doch einer

Mißdeutung muß ich vorbeugen. Ich habe lei⸗ der ſo oft Gelegenheit gefunden, über Pfaffen⸗ geiſt und Aberglaube (Nur über dieſe? —) zu ſpötteln, daß ein flüchtiger oder übelwollender Leſer wohl auf den Einfall gerathen könnte, ich hätte die Religion ſelbſt angreifen wollen. Gegen dieſe Beſchuldigung halte ich für nöthig, mich feierlich zu verwahren. Von der Nothwendigkeit einer poſitiven Religion iſt niemand überzeugter, als ich; Geſetze binden nur, Religion kettet die menſchliche Geſellſchaft zuſammen, ſie iſt die Philoſophie des Volkes, ihm ein Stab in Leiden, ein Hoffnungsſtern im Unglück, ein Schild gegen die Schrecken des Todes; durch Religion erhalten die Bande der Natur für den ſinnlichen Menſchen eine Weihe; ſie iſt oft Schöpferin, öfter noch Erhalterin des nothwendigſten Glücks auf Erden, des Familienglücks; wehe alſo dem, der ihre Freuden und Tröſtungen dem Volke rauben mög⸗ te! — aber wenn Pfaffen den Hang des Volkes zum Ueberſinnlichen mißbrauchen, um in dem dick⸗ ſten Aberglauben es zu verſtricken; wenn ſie die Religion blos zum Werkzeug ihrer Habſucht und

Herrſchſucht herabwürdigen, weil ſie Mährchen auf Mährchen häufen, jedes Aufſtreben unterdrücken, jedes Lichtlein verlöſchen, damit es ihre Ignoranz nicht beleuchte; wenn ſie vom Schweiße des Volkes ſich mäſten, mit deſſen Blute ihre feiſten Wangen färben; wenn ſie auf deſſen zertretenem Gehirne thronen, und die dümmſte Dummheit ihnen noch nicht dumm genug iſt, — ja dann iſt es erlaubt, gegen dieſe Brut zu donnern; ſie hat nichts mit der Religion gemein. Dieſe ehre ich, wie ſichs gebührt, und Gottlob! es giebt noch Prieſter derſelben, die Ehrfurcht und Liebe verdienen; ja ich ſelbſt zähle unter meine beſten Freunde einen katholiſchen Prieſter. — Vielleicht würde ich überhaupt dieſe, von Voltaire und andern eigentlich längſt erſchöpfte Materie gar nicht berührt haben, wenn wir nicht gerade in einem merkwürdigen Zeitpunkte lebten, wo eines der größten Genies unſeres Jahrhunderts — vom Vertraun auf ſich ſelbſt verlaſſen, weil Bewußtſeyn reiner Seelengröße es verließ, den morſchen Stab des Aberglaubens faſt ängſtlich ergriffen hat, und ihn ſo ſchwer auf den Nacken des Vol-

kes drückt, daß es haſtig dem lichten Tage den Rücken kehrt, um mit verſchloſſenen Augen in die finſtere Nacht des dreizehnten Jahrhunderts zurückzulaufen. Darum iſt das oft Geſagte wiederum ein Wort zu rechter Zeit, und Jeder, der dem Aberglauben die Larve vom Geſichte, die elenden Lumpen vom Leibe reißt, thut Recht; kein Unbefangener wird ihn beſchuldigen, er habe die Religion antaſten wollen.“ —

Wie paßt dieſes Geſchwätz, mit allen den unbeſtimmten, halbwahren und verzerrten Zügen, zu den eben beigebrachten Zeugniſſen, die die Entwürdigung der chriſtlichen Kirche ſo offenbar zum Zwecke haben? — Wenn v. K. in ſeinen Schauſpielen dagegen nicht ſelten, — zwar nie eine religioſe Sinnesart — doch eine gewiſſe Achtung für die chriſtliche Offenbarung ausſpricht, ſo darf ihm dieſes durchaus nicht als perſönliche Ueberzeugung beigelegt werden: denn es iſt nichts, als Dekoration der Theaterrolle. Jene, in ſeinen Schauſpielen, in Sentenzen, Tiraden und Geſprächen, wo es Schlag um Schlag geht, gepredigt werdenden Anſichten haben ihn oft mit ſich

ſelbſt in Widerſpruch geſtellt; wird hier die Sittlichkeit empfohlen, ſo ſagt er: „Seht dies iſt meine Anſicht, dieſes mein Verdienſt; ſo bemühe ich mich die Tugend zu lehren;“ wenn er aber Laſter, Völlerei, Unwahrheit, Schlechtheit beſchönigend, entſchuldigend und Beifall winkend, auftritt, ſo muß die Charakterzeichnung der aufgeführten Perſon die Schuld tragen. — Alſo haben die Klugen dieſer Welt ihre Rechtfertigung immer in Bereitſchaft; ſie unterlaſſen nicht, ſich ſelbſt da zu vertheidigen, wo keine Vertheidigung von Nöthen war, und beſtätigen das Voltaire'ſche: Qui s'excuse, s'accuse; wo dagegen keine Entſchuldigung etwas fruchtet, vermerken ſie es gar übel, wenn man es mit ihnen ſo ſtreng nehmen will, und ſind bei der Führung der Rede wenigſtens nicht um das Wort verlegen. —

Daß v. Kotzebue hiernächſt daheim, wie auf der Reiſe, ſich oft angeregt findet, ſeine Wuth gegen Göthe, gegen die neuen Philoſophen, Aeſthetiker und Kritiker Worte zu geben, daß er friſch weg, über Alles, was ihm in den Wurf kommt, etwas zu ſprechen weiß, daß hieraus eine

Maſſe von Konverſationsſtückchen ſich bildet, die der flachen Gemeinheit zur Zeitverkürzenden Unterhaltung dient, verſteht ſich von ſelbſt. Leicht wurden die drei Bände der Rückerinnerungen an dieſe Reiſe wenige Monate nach ſeiner Ankunft zu Berlin hingeworfen und durch die deutſche Leſewelt zerſtreut. — Da er in dieſem Zeitpunkte ſeiner Schriftſtellerthätigkeit, ſich eigentlich noch nicht, wie ſpäterhin, in die Politik verirrt hatte, ſo finden wir hier noch bedeutende Lobſprüche auf eine freiſinnige Geiſtesthätigkeit, welche mit ſeinem nachher zur großen Erbauung verfinſterter Schwächlinge verlautbarten Fledermaus-Geſchwirr nicht zuſammenſtimmen; es iſt nachzuweiſen, nicht, daß er in ſpätern Lebensjahren moraliſch beſſer, wohl aber daß er geiſtig ſchlechter wurde. So ſpricht er noch an dem Schluſſe der Erinnerungen (Thl. 3. Seite 420 ff.) von dem Unheil der Bücherzenſuren und ſchließt:

„Die Machthaber ſcheinen die Geſchichte zu betrachten, wie die Fuhrleute die gemachten Warnungstafeln auf den Tyroler Gebirgen, ſie nehmen ſich keine andere Lehre daraus, als: daß

man die Räder tüchtig einhemmen müſſe; ſie vergeſſen aber, daß dort die Urſache (nämlich die ſteilen Gebirge) nicht weggeräumt werden könne, hier hingegen es allein von ihnen abhängt, alles Einhemmen überflüſſig zu machen. Nicht Cenſur, noch Jakobiner (Burſchenſchaften-, Teutonen- und Bund-) riecherey, nicht Ignoranz und dichter Aberglaube ſchützen vor Revolutionen; in Preußen z. B. darf man leſen, ſchreiben, drucken, ſprechen, unterſuchen, was man Luſt hat *), und dennoch iſt kein Staat in Europa ſicherer vor einer Revolution; die ganze Kunſt, ſie zu verhüten, beſteht in dem einzigen Worte: Volksglück. Ein glückliches Volk rebellirt nie, wenn auch Millionen Schriftſteller durch Millionen Federkiele es zu bewirken ſuchten. Man zeige mir ein einziges Beiſpiel in der Geſchichte, wo ein glückliches Volk ſich empört hätte. Wenn alſo — wie jetzt wieder bei einer benachbarten fremden Nation geſchieht —

*) Dieſes berichtet von Kotzebue in dem Jahre nach Chriſti, unſeres Heilandes, Geburt, ein tauſend acht hundert und fünf. —

der Monarch ſeinen Thron mit allen jenen Ungeheuern umringt, die Mißtraun ausbrüten; ſo bekennt er dadurch laut vor Welt und Nachwelt, was ſein eigenes dunkles Gefühl ihm ſagt: Mein Volk iſt nicht glücklich!" —

Daß doch die menſchliche Schwachheit in funfzehn Jahren ſo Manches vergeſſen läßt, oder, daß doch von den zahlloſen Leſern Kotzebue's die Machthaber gerade dieſe einfach verſtändige Weiſung ſo ganz außer Acht laſſen mußten! — Zu dieſen Wünſchen geſellt ſich ein neuer bei der Durchleſung des Buches, er, der mit manchen Empfehlungen verſehene Verfaſſer, erlangte auf ſeinen Reiſen überall zu den Großen der Erde den geſuchten Zutritt, und ſprach ſo auch die, nach unlauteren Quellen, in Hinſicht ihrer Perſönlichkeit oft gar ſehr verläumdete Königin von Neapel. Von ihr will Kotzebue im Geſpräche die Worte gehört haben, die in dem Munde einer Königin die größte Bewunderung erregen: „Ich ſtimme das Volk lieber hinauf, als

herab.“ — Sollte dieſes nicht jedes denkenden, auf das Volk wirkenden Menſchen Pflicht ſeyn! Aber hat je ein Mann, als Schriftſteller dieſer herrlichen Maxime mehr entgegen gehandelt, um nur in dem Beifalle des großen Haufens dem Gelüſte der augenblicklichen Eitelkeit zu fröhnen, — ſo war es v. Kotzebue. Dieſe traurige Entartung war die nothwendige Folge ſeines, jedes höheren moraliſchen Werthes entbehrenden Charakters; nach ſelbigem bewies er mit ſeinem ganzen Leben, daß er von dem geiſtigen Werthe der Menſchheit die traurigſten, die Alles oberflächlich abfindenden Menſchen immer tiefer hinabziehende Vorſtellungen hatte. Sein Geiſt, nie der Weihe religiöſer Anſichten fähig, hielt ſich an den Gedanken, daß die Ausbildung des menſchlichen Geſchlechts, ein von Ewigkeit her zugemeſſenes, keiner Vergrößerung fähiges Ganzes ausmache; er predigte: „es giebt in der moraliſchen Welt nur eine gewiſſe Summe von Ausbildung, wie in der phyſiſchen nur eine gewiſſe Summe von Materie, die

ſich nie vergrößert und nie abnimmt*)," und lebte hiernach. Wer ſich einmal einer ſolchen Meinung hingegeben, hält es gar nicht mehr der Mühe werth, und wird mit derſelben unfähig für moraliſche Vervollkommung, zur Erlangung eines höheren geiſtigen Werthes ſeiner ſelbſt und Anderer zu wirken; denn ganz folgerecht mußte ſich v. K. ſagen: es iſt ganz gleichgültig und erfolglos, ob du mit dem Ernſte eines geiſtigen Berufes einem höheren Ziele entgegen arbeiteſt; das moraliſche Gute, das einmal in der menſchlichen Geſellſchaft verbreitet iſt, bleibt doch, vermehrt und vermindert ſich auf keine Weiſe; darum iſt es am rathſamſten ſich keine Sorge zu machen, dem Leben einige genußverheißende Seiten abzugewinnen und außerdem einen gewiſſen Anſtand zu beobachten, der vor äuſſern, unangenehmen Berührungen ſchützt. — Dieſes iſt die ſogenannte

---

*) Dieſes iſt öfter, direkt und undirekt in v. K—s Leben und Schriften ausgeſprochen; die aber hier wiederholten Worte ſtehn in ſeiner Schrift: Fragmente über Recenſenten-Unfug. Leipzig 1797. Seite 135 und 136.

Lebensphiloſophie, die in der ſchlaffen Entartung der Kotzebueſchen Zeitgenoſſen, beſonders in den höheren Ständen, vielen Beifall fand. In ihren weiten Mantel gehüllt, nähert ſich der zurückkehrende Reiſende mit frohem Herzklopfen der Hauptſtadt des Preußiſchen Staates. „Mit leichter Bruſt," ſagt er, „ſah ich die Thürme der Reſidenz eines Landes wieder, das zwar dem Gaumen keine Orangen liefert, aber der Zunge erlaubt zu ſprechen, und dem Gehirne, zu denken, ohne jedes Wort durch einen Spion, jeden Gedanken durch einen Cenſor vergiften zu laſſen. Hier, wo Vertrauen der Regierung mit ächter Aufklärung im Bunde ſteht; hier, wo wahre Freiheit herrſcht, der Bürger keiner Laune, nur weiſen Geſetzen gehorcht, durch ſie dem Fürſten gleichgeſtellt, — die einzige vernünftige Gleichheit! — Hier hänge ich meinen Wanderſtab, als ein ex voto in den Tempel der Muſen, der durch die Nähe von Bellonens Tempel nicht beunruhigt wird. Hierher flüchte jeder ruhige, den Wiſſenſchaften ergebene Mann, gleich dem Schiffer, der, um das Cap Horn ſegelnd, das

ſtille Meer zu erreichen ſtrebt, das nie ein Sturm bewegt.“ —

Dieſe Zuſammenſtellung des ſtillen Meeres und der Mark Brandenburg gewinnt ſchon deshalb ein ganz eigenes Anſehn, weil in letzterer bekanntlich der leiſeſte Windhauch Sand und Staub gewaltig in Bewegung ſetzt. — V. Kotzebue, ſonſt oft unvorſichtig, aber in dieſer Hinſicht ſehr konſequent pfiffig — pflegte nie ein Land oder eine Stadt zu loben, ohne zu gleicher Zeit Rußlands huldigend zu gedenken. Solcher Sitte bleibt er denn auch bei dieſem Reiſeberichte treu; eine Parallele zwiſchen Italien und Rußland muß dazu dienen, um mit einer Lobrede auf letzteres den Beſchluß machen zu können. — Hier iſt dieſes Probeſtück der Kotzebueſchen Kombinationsweiſe:

„Italien geſehen zu haben, iſt ſehr angenehm; es zu ſehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwiſchen Italien und Rußland zöge? und wenn ich es zum Vortheile des letztern thäte? — Dann wird man mich para-

vor ſchelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich deucht, gute Gründe. — Das Klima in Italien iſt lieblich und mild, aber ſehr veränderlich. Keinen Tag, faſt keine Stunde, kann man ſich auf die Witterung verlaſſen; daraus entſteht großer Nachtheil für die Geſundheit; größerer noch aus den vielen Sümpfen, die faſt das ganze Jahr hindurch die Luft mit ſchädlichen Dünſten füllen, den Seen und Bächen, die man ſchon meilenweit riecht. Die Reichen müſſen im Sommer auf Berge fliehen und ſich gegen die Luft der Ebene verſchanzen; die Armen müſſen bleiben und ſterben. Die jährliche Ueberzahl der Todtenliſten erregt Schaudern. Wo der giftige Aushauch der Sümpfe und Seen nicht hinreicht, da helfen die Menſchen mit ihrem Schmutze nach. Bei dieſem abſcheulichen Hange der Einwohner, in Schmutz zu leben, wie die Miſtkäfer, iſt mir unbegreiflich, daß die Peſt ſo lange nicht in Italien geweſen; ſehr begreiflich hingegen iſt mir, daß das gelbe Fieber dort ſeinen Thron aufgeſchlagen; ich wundere mich vielmehr, daß es nicht dort ſeinen Urſprung genommen. — Dage=

gen Rußland*) — das Klima iſt rauh, doch beſtändig; Sümpfe giebt es da auch, doch die Gluth der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüſſen kann man luſtwandeln, ohne die Naſe zuzuhalten. Keine Jahreszeit droht der Geſundheit; Arme, wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte iſt heilſam; das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner, als das Reich der Todten. In Städten und Häuſern herrſcht mehr Reinlichkeit; in einer finniſchen Bauerhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in dem Palaſte des erſten Miniſters zu Neapel. — Der Winter iſt in Italien ſehr mild, und dennoch — Neapel etwa ausgenommen — beſchwerlicher, als in Rußland; denn wie ſoll man mit rauchenden Kaminen, ſteinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenſtern auch nur einem Grade Kälte widerſtehen? — In Rußland hingegen ſind oft ſogar die Vorhäu-

*) Welches Rußland denn? Man kann doch wohl nicht füglich die ſo verſchiedenen Klimate des ausgedehnten Reiches alle über einen Kamm ſcheeren? —

ſer ſchon geheitzt, die Zimmer erhalten durch tüch=
tige Ofen und doppelte Fenſter, eine immer gleiche
angenehme Temperatur. Der Rücken friert
nicht, wenn der Bauch ſchwitzt, man reibt
ſich nicht immer die Hände, Wolken von Athem
ſichtbar von ſich blaſend. Der Sommer iſt in
Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden ab=
geſpannt, man weiß ſich nicht zu laſſen. In
Rußland genießt man den Sommer, und zwar
Tag und Nacht, denn die ſchönen hellen Nächte
gewähren einen lieblichen Genuß. Frühling und
Herbſt ſind in Italien ſchöner, Sommer und
Winter in Rußland. — Italien erzeugt Wein
und edle Früchte, Rußland bezahlt ſie. Ich
habe in Neapel nie eine ſo ſüße Orange gegeſ=
ſen als in Petersburg. Die meiſten Weingattun=
gen Welſchlands widerſtehen dem Gaumen der
Fremden; Florentiner Wein und Thränen Chriſti
ſind die einzigen guten Tiſchweine; ſelten ſind ſie
echt zu haben; mitten unter Millionen Reben
ſchmachtet oft der Weindurſtige. In Rußland
mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinlän=
der laſſen Quellen dahin fließen. Auch die erſten

Bedürfniſſe des Lebens, Fleiſch, Brod, Milch, ſind unendlich beſſer und wohlfeiler, als in Italien. — Aber die herrlichen Alterthümer und Kunſtwerke, welche Italien beſitzt? — die kann und will ich ihm nicht ſtreitig machen, doch zum Glücke des Lebens tragen ſie nichts bei. Man ſieht ſie dreimal, man ſieht ſie ein Dutzendmal, nun hat man ſie genug geſehen, und am Ende fährt man zu Rom am Coloſſeum eben ſo gleichgültig vorbei, als zu Petersburg am Marmorpalaſte. — Und wenn ich nun von den lebloſen halb erſchöpften Reizen Italiens zu den lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie ſteht dann das erſtere im Schatten! — Der Regent — ich werde mich wohl hüten, zwiſchen Ferdinand IV., oder dem Papſte, oder gar zwiſchen dem Herrn Vicepräſidenten Molzi (?) und Alexander I. eine Parallele zu ziehen. Noch wogt Italien, bewegter als die Meere, die es umfließen; Rußland grünt ſtill. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finſtern über Welſchlands blumenreichen Boden; in Rußland giebt das Volk Liebe und der Monarch Vertrauen;

beide kennen die Furcht nicht. In Welſchland muß der Fremde jeden Schritt in die ſchöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er ſteht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verſtümmelte Hand vor die Augen. Banditen-Phyſiognomien umringen ihn überall und Erzählungen von Mordthaten beklemmen ſeine Bruſt. In Rußland geht er ſicher in finſterer Nacht durch dichte Wälder, hört, ſtatt der jammervollen Litanei des Bettlers nur heiteren Volksgeſang des fleißigen Arbeiters und brave Geſichter lachen ihm überall entgegen. — Italien wimmelt von faullenzenden Pfaffen, die, in Kutten aller Farben, ihre Bäuche paarweiſe zur Schau tragen; in Rußland wirſt Du mit dieſem empörenden Anblicke gänzlich verſchont. Zwar herrſcht auch dort Aberglaube — und wo herrſcht er nicht! — aber die Regierung herrſcht nicht durch Aberglauben, wie in Welſchland, ſie treibt nicht mit der Vernunft ein gottloſes Spiel, ſie würdigt den Menſchen nicht unter das Vieh herab. — Die kraſſeſte Ignoranz hat ihren Flitzſchleier über Italien gebreitet; die einzige

Wiſſenſchaft der Vornehmen iſt Kartenſpiel; ſie leſen — in Farobüchern; ſie ſchreiben — mit Kreide auf den Spieltiſch. In Rußland iſt ein ſchöner Morgen für Kunſt und Wiſſenſchaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe dieſe Parallele ſich fortſetzen, doch nur noch einen Zug will ich herausheben. Italien ſeufzt und murrt unter dem Joche einer fremden, oft übermüthigen Nation; Rußland athmet frei und leicht unter dem ſanften Szepter des Enkels der großen Katharina. — Genug! — Auf das Lob ſinnreich zu ſeyn, macht meine Parallel keinen Anſpruch; aber daß ſie wahr iſt, dafür bürge ich. — Wird man ſich noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zubringen möchte!“ —

Kotzebue, in Berlin wieder häuslich, zeigte ſich als Schriftſteller rüſtiger, als je. Mit Verwunderung überſieht man die Reihe der Bände, die er zuſammen ſchrieb. Während er ſich des Freimüthigen wieder als Mitredakteur und als Mitarbeiter annahm, und hier immer von Neuem

mit ſeinen Gegnern anband, Schauſpiele über Schauſpiele auf die Bühne brachte, Almanache für dramatiſche Spiele, jährlich ein Taſchenbuch der Chroniken, eine bänderreiche Sammlung kleiner Romane und Miscellen, voluminoſe Reiſeberichte u. ſ. f. herausgab, und dieſes alles, als Modewaare, von der großen Leſerzahl, die leicht unterhalten ſeyn will, häufig geleſen wurde, erfreute er ſich der Früchte dieſes Beifalls; doch mit den lauten Spöttereien der Widerſacher, mit den Rügen der Recenſenten, blieb es wie immer, ſie machten ihm vielen Aerger. — Er leiſtete nach allen Direktionen hin, was er irgend zu leiſten im Stande war; fleißig bearbeitete er ſein Publikum in allen Rangordnungen, beſonders in den höheren, denen er ſelbſt zuzugehören, als Edelmann, als Kollegienrath und Akademiker das Glück hatte; aber noch immer ſollte es ihm mit der eigentlichen Achtung, die er ſo gern gewinnen wollte, nicht gelingen. Dem Spotte der Gegner wußte er zwar Spott, dem Witze ſeinen Witz gar geläufig, nie beim Gebrauch der Feder verlegen, entgegen zu ſetzen; aber der im=

mer ſich erneuernde Vorwurf, daß er zwar ein produktiver Schriftſteller ſey, daß es ihm aber an einer eigentlich wiſſenſchaftlichen Bildung völlig fehle, daß er weder als Dichter, noch als Gelehrter, noch überall als Schriftſteller auf wahres Verdienſt Anſpruch machen könne, wurde ihm immer verletzender. Er faßte den Entſchluß, ſeine ganze Thätigkeit, allen ihm möglichen, beharrlichen Fleiß daran zu ſetzen, um der Welt ein wiſſenſchaftliches Werk zu liefern, das dieſen Vorwurf für immer verſtummen machte. Ob freie Willkühr, oder ein ehrenvoller Auftrag des ihn mit beſonderer Gnade auszeichnenden Berliner Hofes, die Wahl des Thema's zur Ausführung jenes Planes leitete, mag dahin geſtellt bleiben; genug von Kotzebue entſchloß ſich, in dem Felde der Geſchichte nach einem Palmenkranze zu ringen, und unternahm die Bearbeitung der ältern Geſchichte Preußens. Auf der einen Seite verhieß ihm der mangelhafte Zuſtand der hiſtoriſchen Literatur und Kunſt bei den Deutſchen, auf der andern beſonders der unter der Autorität des Königs verſtattete Zutritt zu allen Inſtituten, Ar-

chiven und Kanzeleien des Königreichs, die Benutzung bisher unzugänglicher Quellen, großen Ertrag. Nur überſah er, im überwiegenden Vertraun der Eitelkeit, daß ſolche Arbeit nur verdienſtlich werden konnte, unter den Bemühungen eines Gelehrten, der mit allen ihm fehlenden Talenten und Kenntniſſen ausgerüſtet war. Ohne das Bedürfniß der erforderlichen Hülfswiſſenſchaften zu ahnen, ohne von der hiſtoriſchen Kritik einen Begriff zu haben, ohne in dem Zeitalter, in welchem er Preußens Geſchichte speciell darſtellen wollte, ſich vorher tüchtig orientiren zu können, ging er ſorglos an ſein Werk und glaubte, daß, je mehr ſich die Materialien häuften, um ſo mehr das Mangelnde von ſelbſt finden würde. Schon im Jahre 1805 ging er nach Königsberg und widmete ſeinen ganzen Fleiß dieſen Beſchäftigungen; weder der Staub archivariſcher Sammlungen, noch die Schwierigkeit des Verſtehens alter Dokumente, noch die Geſchmackloſigkeit der Chronikenſchreiber, oder der Ernſt zu Rathe gezogener Gelehrter konnte ihn irre machen. So entſtand ſeine ältere Geſchichte Preußens, die ihm

viele Mühe, Sorge und Arbeit koſtete, aber in ſo fern völlig mißglückte, als er gehofft hattte, durch dieſelbe zu ſeines Namens ehrenvolles Gedächtniß ein bleibendes, wahren wiſſenſchaftlichen Werth habendes Monument hinzuſtellen. Tief kränkte es ihn, daß dieſes Werk bei ſeinem Erſcheinen ſo ganz unberückſichtigt blieb, völlig überſehen, ihm Hinſichts deſſelben gar kein Verdienſt beigemeſſen, kein Werth zuerkannt wurde, da er doch gehofft hatte, ſich nun einmal, nach Verwendung alles möglichen Fleißes ſelbſt zu übertreffen, und die ſchmähſüchtigſte Kritik zu befriedigen. Höchſtens nannte man die in den Anlagen der geſchichtlichen Darſtellung zum erſten Male mitgetheilten Dokumente eine Bereicherung der Literatur; was er als ſein Eigenthum gegeben, hielt man keines Wortes werth. Seiner eigenen Unfähigkeit zur unternommenen Arbeit konnte von Kotzebue unmöglich dieſe kalte Aufnahme eines Lieblingskindes ſeines Geiſtes zuſchreiben; den böſen Recenſenten, die ihm auch nicht einmal den Gefallen thaten, ſein Werk zu tadeln, ſondern durch Schweigen eine entſchiedene Nichtachtung zu erkennen gaben,

konnte er auch nicht alle Schuld beimeſſen; ſo tröſtete er ſich denn mit dem Gedanken, daß der Zeitpunkt der Erſcheinung (er fiel ſchon in die Unglücksperiode des preußiſchen Staates, 1809), und das damals über Deutſchland verbreitete Kriegselend die Anerkennung der Trefflichkeit ſeiner ältern Geſchichte Preußens verhindere.

In der That aber braucht man v. Kotzebue's Individualität nur partheilos ins Auge zu faſſen, um überzeugt zu werden, daß er durchaus untüchtig war, zur genau hiſtoriſchen Darſtellung irgend eines Gegenſtandes; die Auflöſung ſchwieriger hiſtoriſch kritiſcher Aufgaben lag völlig außer ſeinem Geſichtskreiſe. Er iſt nie im Stande, bei der Entwickelung eines Objektes dieſes wirklich feſt ins Auge zu faſſen und ſeine Perſönlichkeit zu vergeſſen; er behandelte die Geſchichte, wie weiland Doktor Bahrdt, die Schriften der chriſtlichen Offenbarung handhabte, daher letzterem Göthe gar bezeichnend die Worte in den Mund legt:

„Da kam mir ein Einfall ungefähr,
So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär'." —

(Siehe Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes).

Als ſo ſchnell nach dem Ausbruche des Franzöſiſch = Preußiſchen Krieges von 1806 die Provinzen des eigentlichen Königreichs Preußen von den Franzöſiſchen Heeren überzogen und Königsberg bedroht wurde, ging von Kotzebue mit ſeiner immer zahlreicher werdenden Familie nach Rußland, wo er abwechſelnd zu Reval und auf einem ſeiner in Eſthland gelegenen Güter, vorzüglich zu Schwarze, ſeine literariſche Thätigkeit fortſetzte, und hier zuerſt in ſeinem nächſten Lebenskreiſe aufgeregt, mit einem fortwährenden Haſſe gegen Bonaparte, eine antifranzöſiſch = politiſche Tendenz bekam, die ihm häufig in ſpäteren Jahren zum großen Verdienſt angerechnet wurde. Wenn er beſonders ſeit der Redaktion des Freimüthigen einen Beruf zu haben glaubte, über Alles mit = und abzuſprechen, was ihm in den Wurf kam, ſo war ſeine gegenwärtige Theilnahme an der Tagesgeſchichte, die das Unterjochungsſyſtem des franzöſiſchen Kaiſers in einzelnen Zügen verfolgte, ohne den konſequenten Zuſammenhang deſſelben zu ahnen, der Weg, welcher ihn ſpäterhin zum politiſchen Schriftſteller machte. Er dachte nichts,

konnte ſich nicht fortwährend mit Etwas im Geiſte beſchäftigen, ohne darüber zu ſchreiben; gleich alternden Frauen, die, was ihnen in den Sinn kommt, vom Herzen wegplaudern müſſen; ſie ſind froh, wenn ſie Zuhörer haben, ſo war es Kotzebue, wenn er Leſer fand. Uebrigens iſt es ein entſchiedener Irrthum, wenn man glaubt, daß v. Kotzebue als Schriftſteller den Haß gegen franzöſiſche Bedrückung geweckt und begründet habe; er war nicht mehr, als eine Stimme der Zeit, welche das Vorhandene ausſprach; eben ſo iſt es heut zu Tage ganz irrig, wenn man vorgiebt, daß durch gewiſſe Schriftſteller der ſich ſo lebhaft offenbarende Haß gegen die Juden, erzeugt ſey: Da, wo in chriſtlichen Staaten die Bewohner von den privilegirten Spießgeſellen der Plusmacherei, von den Juden gedrückt werden, lebt und waltet jener chriſtliche Haß und wird den Tag des Gerichtes herbeirufen, wenn auch kein Schriftſteller je einen Buchſtaben zum Nachtheile der Juden der Preſſe vertraut. — Am wenigſten iſt Kotzebue's politiſche Schriftſtellerei in eine Vergleichung zu ſetzen mit dem hochherzigen Streben

anderer deutſcher Schriftſteller, die damals durch das herannahende Unglück und durch die Würdigung der Geſchichte zu Propheten geworden, des einbrechenden Jammers Vorzeichen zu deuten den Beruf in ſich trugen und thatenreiche Buße predigend, ihre Kraft, ihr Leben, unter Gefahren und Elend widmeten. Wie auch die Meinungen der Menſchen über Menſchen wechſeln, ſo lange ein tugendlicher Sinn im Herzen des deutſchen Mannes wohnt, ſoll nicht vergeſſen werden, wie in dieſer Hinſicht manche edle Schriftſteller, durch die reinſte Vaterlandsliebe, ihre Namen verherrlichten. Unter dieſen werde hier vor allen des Verfaſſers des Zeitgeiſtes (1805) gedacht, weil es neuerlich der Ton der Machthaber geworden, ſolcher Männer Andenken zu verunglimpfen und ihnen allerhand Staatsverbrechen anzudichten, die im ſchlimmſten Falle, unrichtige Anſichten ſind. — Wie könnt ihr euch beimeſſen, des Gedankens Irrthum ſo hart ſtrafen zu wollen, da ihr nicht wißt, die herrliche That zu lohnen, wohl aber des lieben Vaterlandes heiligen Ruhm ſo verunglimpfen? —

Die Kotzebue'ſche Zeitſchrift, die Biene (1808 bis 1810, vier Bände) wurde von den franzöſiſchen Behörden ſtreng verboten und in den unter ihrem Drucke ſeufzenden Ländern mit großer Gefahr geleſen; dieſes hat wahrſcheinlich der Zeitſchrift den unverdienten Ruhm zugezogen, daß durch ſie bedeutend zum Haſſe gegen die Zwingherrſchaft der Franzoſen gewirkt ſey. Um zu ſehen, was dadurch gefrommt werden konnte, iſt es genügend, dieſe bunte Reihe leichter Mittheilungen zu durchblättern. Da findet ſich, daß in der Hülle der lebendigen leichtverſtändlichen Erzählung Kotzebue ein unterhaltendes Allerlei liefert, dem jedes Lob, nur nicht das der politiſchen Bedeutſamkeit beigemeſſen werden mag.

Da indeß die Biene öfter genannt, als gekannt iſt, da es in derſelben nicht an Hindeutungen auf die Zeitgeſchichte mangelt, und mitunter ſich ſolche finden, welche die fleiſſigſten Leſer der Kotzebueſchen Schriften am wenigſten beherzigt zu haben ſcheinen, ſo mögen hier folgende Auszüge, die abſichtlich ſo gewählt wurden,

daß ſie durch Anſpielungen charakteriſtiſch ſind, hier ihre rechte Stelle finden:

Von der Selbſtbiographie eines mit zwei Zungen gebornen Engländers heißt es (Heft 1. S. 194.): „Schade, daß dieſe Biographie nie gedruckt erſchien! Man würde vielleicht daraus erſehen haben, ob er zu gleicher Zeit mit der einen Zunge Vivat, und mit der andern Wehe ſchreien konnte? — Vermochte er das, ſo wünſche ich jedem ehrlichen Deutſchen zwei ſolche Zungen.“ —

Wo v. K. von der Farbe der Trauer redet, trifft man auf folgende Stelle: „Man hat ſich viele Mühe gegeben, den Sinn der verſchiedenen Farben zu erklären. Die weiße Farbe, ſagt man, bedeutet die Reinheit; die gelbe iſt von den verwelkten Blättern entlehnt; die graue bezeichnet die Erde, in welche man die Todten verſcharrt; die blaue das Glück, deſſen er in einer beſſern Welt genießt; die ſchwarze die Beraubung des Lichtes; die violette eine Miſchung von blau und ſchwarz, vereint die Trauer mit den Wünſchen für die Seligkeit des Verſtorbenen. Solche Deutungen ſind nicht eben ſchwer

zu finden. Hätte es lieber einem Volke beliebt roth zu trauern, ſo würde man vielleicht ſagen, die Gewohnheit ſey von einer großen Schlacht aufgekommen, in welcher ſehr viel Blut vergoſſen worden. Und wirklich ſollte man aus dieſer Urſache den Deutſchen rathen, jetzt nicht anders als roth zu trauern, beſonders ſeitdem die deutſchen Blutſtröme zum Theil durch Deutſche vergoſſen worden ſind. Ach! wenn man nut auch eine Farbe für die Schande hätte!" — (Seite 196.)

Ein kurzer, Thomas Kuli Chan überſchriebener Aufſatz, ſchließt mit den Worten: „Wie ging es denn aber am Ende dieſem Könige der Könige? — Obgleich ſeine Tyrannei ihn allgemein verhaßt machte, ſo blieben doch, wie gewöhnlich, die unterjochten Völker ruhig, denn Handel und Wandel wurden ungehindert getrieben, und wenn die Menſchen nur Geld gewinnen können, ſo ſind ſie zufrieden. Aber eine geheime Empörung unter ſeinen Creaturen ſpann ſich gegen ihn an, und er wurde nach einer dreizehnjährigen Regierung ermordet. Welch ein Glück

für die ſeufzende Menſchheit, daß ein Tyrann keine Freunde hat, ſelbſt unter denen nicht, die er aus dem Staube hervorzog und mit denen er ſeinen Raub theilte! — — Was half nun dem Wüthrige der gehäufte, mit Blut befleckte Raub? — Es iſt merkwürdig, daß auch Nero gerade dreizehn Jahr regierte. Es ſcheint daß die Zahl dreizehn den Tyrannen gefährlich iſt." — (Heft 3. Seite 191 und 192. 1808.) Ohne Schwierigkeit kann hier eine Divination finden, wer dergleichen aufzuſuchen, Gefallen findet. — Bei Erwähnung der in den neueſten Zeiten oft wieder in Unterſuchung geſtellten Möglichkeit, den Pol zu erreichen, bemerkt v. K. (Jahrg. 2. S. 42): „Es fragt ſich nur, ob es der Mühe werth ſey, ſie (die Reiſe nach dem Pole) zu unternehmen? — Freilich würde man dort leicht ein Land finden, wo der Grundſatz: was ich kann, das darf ich auch, nur von weißen Bären ausgeübt wird; allein die Eroberungswuth, ſchrecklicher als das Polareis, würde bald auch bis zu den Polen dringen, und das goldene Weltalter dort zerſtören. Nein, lieber mögen ſie unbeſucht bleiben,

damit man hoffen dürfe, es gebe noch ein Plätzchen auf der Welt, den Pol, wo es rechtlich zugeht.“ —

In Kotzebue's Feder ſind folgende Worte, die er einem Aufſatze, von den Urſachen des Verfalls eines Reiches einverleibt, merkwürdig: „Der entſtehende Despotismus erlaubt alles zu ſagen, wenn man ihm nur dagegen erlaubt, alles zu thun. Aber der befeſtigte Despotismus verbietet zu reden, zu denken, zu ſchreiben. Dann ergreift eine Art von Starrſucht die Geiſter; alle die zu Sclaven gewordenen Bürger verfluchen die Brüſte, an welchen ſie geſogen, und in einem ſolchen Staate mehrt jedes neugeborne Kind die Zahl der Unglücklichen. Das gefeſſelte Genie ſchleppt ſeine Ketten hinter ſich; es fliegt nicht mehr, es kriecht. Die Wiſſenſchaften werden vernachläſſigt, die Unwiſſenheit wird in Ehren gehalten, und jeder gute Kopf für einen Feind des Staats erklärt. In einem Reiche von lauter Blinden, haßt man den natürlich Sehenden. Erwiſchen ihn die Blinden,

ſo ſchlagen ſie ihn todt. So geht es dem aufge=klärten Bürger im Reiche der Unwiſſenheit. Je kurzſichtiger der Despot, je bedrückter Jener. Unter Friedrich II., unter Antonin, durfte man Alles ſagen, denken und ſchreiben, unter — man muß ſchweigen *).“ — — —

Doch, um die Verwunderung, wie ſolche Ge=danken, dort eine Stelle finden, nicht zu ſehr zu ſteigern, ſoll nicht verſchwiegen ſeyn, daß dieſe letztern Reflexionen aus Helvetius Werken über=ſetzt ſind. —

Erſt gegen den Schluß der Zeitſchrift werden die Anſpielungen auf Bonaparte, auf den gräß=lichen, entwürdigenden Unfug ſeiner Lobpreiſer zahlreicher und vernehmlicher, beſonders in den durch mehrere Stücke fortlaufenden Bemerkun=gen eines Unpartheiiſchen bei Leſung des Unpartheiiſchen (— nämlich des Ham=burger unpartheiiſchen Korreſpondenten —) und in dem, jeden Stücke angehängten Quodlibet. Von jenem ſagt er: „dieſe von Herzens Einfalt

*) Ja wohl! ja wohl! man muß ſchweigen. —

und ein wenig geſundem Menſchenverſtande ein- gegebenen Bemerkungen, werden, ſo geringfügig ſie ſcheinen mögen, den künftigen philoſophiſchen Geſchichtsſchreiber, wenn er einſt auftreten darf, nicht entſchlüpfen, und ſollen deshalb fortgeſetzt werden, ſo oft ſich der Stoff dazu darbietet. Sie enthalten lauter getreue Pinſelſtriche von dem Ge- mälde des heutigen Europa." (Dritter Band. Seite 63.)

Die Art und Weiſe, wie in der Biene, zwei höchſt denkwürdige Begebenheiten, die Achtserklä- rung des Miniſters Freiherrn von Stein, und die Geſchichte des Schillſchen Abentheuers er- wähnt worden, verdient hier noch eine Stelle: „Nro. 2. (des Hamb. Correſp. 1809.) liefert den Armeebefehl, durch welchen ein gewiſſer Stein (le nommé Stein), weil er Unruhen in Deutſch- land zu erregen ſuchte, für einen Feind Frank- reichs und des Rheiniſchen Bundes, und ſeiner Güter verluſtig erklärt wird. Er ſoll ergriffen werden, wo man ſeiner habhaft werden kann. — Das iſt eine Achtserklärung, und es iſt in- tereſſant, die Formel derſelben mit der zu ver-

gleichen, die vor tauſend Jahren üblich war. Damals lautete ſie folgender Geſtalt: „„N.! als dich N. nach Kampfrecht und Frankenrecht geheiſchen und gefordert hat, und wir dir darum geſchrieben, und Rechtstage geſetzt haben, alsdann mit Urtheil ertheilt ward, daß du alles verſchmähet haſt, und uff ſolche Forderung auſſen blieben, und unſerm Gebote widerſäſſig und ungehorſam geweſen und noch biſt, des urtheilen wir und achten dich, und nehmen dich von und aus allen Rechten, und ſetzen dich in alles Unrecht, und wir theilen deine Wirthin zu einer gewiſſenhaftigen Witwe, und deine Kinder zu ehehaftigen Waiſen, deine Lehen dem Herrn, von dem ſie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleiſch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fiſchen in dem Waſſer. Wir erlauben dich auch manniglichen uff den Straßen und wo ein jechlich Mann Fried und Gleid hat, da ſollt du keines haben, und wir weiſen dich in die vier Straßen der Welt, in dem Namen des Teufels bei der Eyder in der Sach.““ (Burger=

meiſter Corpus juris publ. et priv.) — Man bemerkt hier ſogleich, wie viel milder und humaner in unſerm Zeitalter ſolche Dinge ausgedrückt werden. Der gewiſſe Stein wird nicht in des Teufels Namen in die vier Straßen der Welt gewieſen, ſein Fleiſch wird nicht den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fiſchen im Waſſer zugetheilt, ſondern es heißt ganz einfach, er ſolle ergriffen werden, wo man ihn findet. Noch hat man ihn nicht ergriffen, aber ſelbſt, wenn das geſchehen ſollte, wird man ihn vermuthlich blos erſchießen, und dann begraben. — Es mögte ſcheinen, als hätte die tauſendjährige Achtserklärung darin einen Vorzug vor der heutigen, daß man ſich darin auf Rechtstage beruft, und daß man erſt alsdann das Urtheil geſprochen, als er alles verſchmähet hatte; allein man muß bedenken, daß die Schuld des N. wahrſcheinlich noch nicht erwieſen war, die Schuld des gewiſſen Stein hingegen vermuthlich als erwieſen anzuſehen iſt. — Man mögte auch von der alten Achtserklärung rühmen, daß nur die Lehen des N. verfallen ſeyn, deſſen

Erb und Eigen hingegen deſſen Kindern gehö-ren ſollen; aber auch die Güter des gewiſſen Stein ſind ja vor der Hand nur ſequeſtrirt, und von der bekannten Gerechtigkeitsliebe und Milde des Kaiſers Napoleon läßt ſich mit Grunde erwarten, daß die Kinder des gewiſſen Stein nach dem Ausſpruche der Bibel, die Miſſethat ihres Vaters nicht tragen werden. — Uebrigens ſcheint es faſt — ſo ſchwer auch das Schickſal iſt, den Zorn des größten und mächtigſten Monarchen zu tragen, — daß ein Schwärmer, wie dieſer gewiſſe Stein, leicht eine Art von Ruhm darin finden könnte, als ein einzelner Privatmann für einen Feind Frankreichs (der großen Nation) und des Rheiniſchen Bundes erklärt zu werden.“— (Band 3 des zweiten Jahrganges. Seite 8 ff.)

Ueber Schill alſo:

„Die wegen Schill in Preußen niedergeſetzte Kommiſſion hat erkannt, er ſoll erſchoſſen werden; hingegen wurden ſeine Officiere nicht für ſtraffällig erklärt, weil ſie ihm gehorchen mußten, und er ihnen vorſpiegelte, er ſey zu dieſem Schritte autoriſirt. Eine ganz andere Anſicht der Sache

hat die franzöſiſche Specialkommiſſion gehabt, welche viele dieſer Officiere zum Tode verdammte, weil ſie zu einer Räuberbande gehört haben. — Wenn es erlaubt iſt, wie ich nicht zweifle, ſeine Meinung mit Beſcheidenheit vorzutragen, ſo mögte ich wohl die Vermuthung äuſſern, die Preußiſche Kommiſſion habe ſo Unrecht nicht gehabt, wenn ſie einiges Bedenken trug, das Wort Räuberbande zu gebrauchen. Schill war ein Tollkopf, das mag ſeyn; ein unbeſonnener Schwärmer, das iſt wahr; ein Verbrecher gegen ſeinen König, das iſt nicht zu leugnen; und dafür ſollte er auch erſchoſſen werden; aber ein Räuber? — mir würde es ſchwer fallen, das zu beweiſen. Mich dünkt, das Rauben gehöre zu denjenigen Verbrechen, die keiner Mode in unſerer Moral unterworfen ſind, und was heute Rauben heißt, muß auch noch über 200 Jahre ſo heißen und vor 200 Jahren ſo geheißen haben. Nun iſt aber bekannt, daß vor einigen hundert Jahren jedem Söldnerhauptmanne vergönnt war, ſein Panier aufzupflanzen, einen Haufen ſolcher Miethlinge um ſich zu verſammeln und dann auf ſeine eigene Hand einer

der kriegführenden Mächte beizuſtehen. — Geſetzt nun, was kaum zu bezweifeln ſteht, Schill habe ſich gleichfalls blos für einen ſolchen kriegeriſchen Abentheurer gehalten: ſo verdient er allerdings den Tod, weil er aus den Dienſten ſeines Königs deſertirte; ob er aber ein Räuber geweſen, darüber herrſcht zwiſchen der Franzöſiſchen und Preußiſchen Militair-Kommiſſion eine verſchiedene Meinung, und da beide Kommiſſionen aus ſehr ehrenwerthen Männern beſtanden haben: ſo kann man zwar der erſtern keinen Vorwurf machen, aber doch der letztern beipflichten, u. ſ. f." — Unwillkührlich drängt ſich noch die Frage auf: was geſchehen ſeyn würde, wenn Schill, wie er ſich thörigterweiſe einbildete, Deutſchland aufgewiegelt, ein großes Heer geſammelt, und Siege davon getragen hätte? — Ach! ich fürchte, dann würde die Welt eine neue Niederträchtigkeit begangen, blos nach dem Erfolge geurtheilt und ihn als einen Helden vergöttert haben! Dann hätte man ohne Bedenken Traktaten mit ihm geſchloſſen; dann wäre es blos der Nemeſis, oder, was eben ſo viel gilt, der Geſchichte vor-

behalten worden, zu entſcheiden, ob er ein Räuber, oder ein Held geweſen. — Das Schickſal ſeiner Officiere iſt beklagenswerther, als das ſeinige; denn er hat den Tod, nach ſeiner Einbildung, auf dem Bette der Ehre gefunden, jene hingegen unter dem Henkerſchwerde; und nicht allein ſie, ſondern auch ihre Aeltern und Verwandte ſind gewiſſermaaßen geſtraft worden, da man die Namen, nicht allein der Väter, ſondern ſogar die Geſchlechtsnamen der Mütter in allen Zeitungen in zwei Sprachen bekannt gemacht hat. Ich kann nicht ohne die bitterſte Wehmuth an die ohnehin unglückliche Familie denken, der ein ſolches Zeitungsblatt gebracht worden. Da alle dieſe ehrwürdigen Familien gewiß unſchuldig an dem Vergehen ihrer Söhne waren: ſo läßt ſich wohl keine andere Urſache jener nichtſchonenden Behandlung aufſpüren, als der Wunſch der Richter, durch eine ſolche Publicität künftig andere Aeltern zu vermögen, ein wachſameres Auge auf die Schritte ihrer Söhne zu richten. Nur bedachten ſie wohl nicht, daß es Aeltern, deren Söhne im Militairdienſte ſtehen, ganz unmöglich iſt, ihre Schritte zu bewachen.“ —

Wer erkennt nicht in ſolchem Gerede die ſchlaffe, leere, halbwahre Wortfolge wieder, der wir ſo oft in Kotzebue's Schriften begegnen? — Nicht ohne reifliche Erwägung verweilen wir hier länger bei der Biene, denn dieſe Vaterſchaft iſt dem Kollegienrath von Kotzebue häufig zum großen Verdienſte angerechnet, und, aller zu rügenden Mängel ohngeachtet, ſeines Autorlebens Lichtpunkt, von welchem ſich negativ um ſo mehr rühmen läßt, da ſich gerade in jenem Zeitpunkte der Franzöſiſchen Uebermacht, ſo viele Schriftſteller poſitiv der ſchändlichſten Verbrechen zu Schulden kommen ließen. Die zarte Schonung, die er gegen den damals unglücklichen, gebeugten Preußiſchen Staat und deſſen Miniſterium beweiſ't, erweckt noch heute ein ungetrübtes Wohlgefallen, beſonders wenn man ſich erinnert, wie damals z. B. der Kriegsrath von Cölln im Angeſichte der hohnlächelnden Feinde, unter vielen wahren Mängeln, der Preußiſchen Staatsverwaltung große Schmach und Schande beimaaß, viele als Officiant geſammelte Notizen, ſeinem Dienſteide zuwider, durch den Druck bekannt machte, das auf moraliſche

Ueberzeugung gegründete Vertrauen zur möglichen Rettung des Vaterlandes ſchwächte, und vorzüglich durch den gewählten Zeitpunkt, in dieſer, zwar lukrativen, aber entehrenden Schriftſtellerei ein Wahrzeichen ſeiner Sinnesart aufſtellte. Hierüber, wie über die im Erfolge weniger ſchädlichen Schreibereien eines gewiſſen Lange (v. K. nennt ihn in einem ſchlechten Wortſpiele: Hr. Schlange. Siehe Biene, zweiter Jahrg. S. 81 ff.) den Herausgeber des Telegraphen, der ein verächtlicher franzöſiſcher Söldling, zu Berlin, dann zu Erfurt ſein Gewerbe trieb und unter den übertriebenſten Schmeicheleien der Franzoſen und ihres Uſurpators auf alles Nichtfranzöſiſche, beſonders auf alles Preußiſche gemein ſchimpfte, ſpricht von Kotzebue ſeinen Unwillen aus, und verwahrt ſich ganz beſonders, ihn nicht mit dem v. Cölln und ſeinem Gelichter in eine Klaſſe zu ſetzen. Er ſagt: „Meine Biene iſt ein ſehr unſchuldiges Flugblatt; — kein Feuerbrand, kein Löſcheymer, keine Gallerie Preußiſcher Charaktere, keine Sammlung vertrauter Briefe, und wie ſonſt die Tritte alle heißen, mit welchen

verſchiedene Thiere den verwundeten Löwen betaſten. — Ich kann mir unmöglich einbilden, daß irgend jemand daran Anſtoß nehmen könnte, wenn ich meine Meinung über Grundſätze der Moralität äuſſere; wenn ich über die Leiden klage, welche der Krieg mit ſich bringt, und worüber ſchon ſeit Anbeginn der Welt geklagt worden; wenn ich Ausſchweifungen beſeufze, die etwa hier und da die Sieger in ihrem Taumel ſich erlaubten, und die vermuthlich der Feldherr ſelbſt nicht billigt; wenn ich frappante Züge aus der Geſchichte aushebe, die man gar nicht auf neuere Zeiten zu deuteln braucht, um ihnen Intereſſe zuzugeſtehn; wenn ich moraliſche Urtheile und Ausſprüche alter Schriftſteller anführe; wenn ich, wie ſchon Tauſende vor mir, Sittenverderbniß züchtige oder beſpöttele u. ſ. w." —

Von Kotzebue ward in jenen Tagen, wo man einen Bewohner des europäiſchen Kontinents nichts ſtrafwürdigeres andichten konnte, beſchuldigt: er ſey im Brittiſchen Solde und ſchreibe in Engliſch-miniſteriellem Auftrage ſeine Biene; ſchon ſolcher Vorwurf und das darauf erfolgende Fran-

zöſiſche Verbot jener Zeitſchrift war geeignet, ihr eine jetzt faſt unbegreifliche Celebrität zu verſchaffen. Er vertheidigte ſich gegen jenen Vorwurf wiederholt, da damals auch Rußland eine kriegeriſche Stellung gegen England genommen und ſeinen Unterthanen jede Verbindung mit den Engländern ſcharf verboten hatte. Uebrigens bedurfte es bei ruhiger Prüfung ſolcher Rechtfertigung gar nicht: theils iſt der ganze Inhalt der Biene nicht ſo angethan, daß die Engländer für dergleichen etwas zu bezahlen gerathen finden können, theils zeigt v. K. ganz beſonders keine ſonderliche Vorliebe für die brittiſche Politik und erwähnt z. B. des Bombardements von Kopenhagen mit ſtrengmißbilligenden Worten. Kurze Zeit zuvor hatte zwar v. K. eine Aufforderung erhalten, nach England zu kommen, doch dieſe hatte durchaus keine politiſche, ſondern eine rein literariſche Veranlaſſung. Seine Rückerinnerungen von der Reiſe nach Italien waren ins Engliſche überſetzt, und hatten wegen der leichten Lebendigkeit der Erzählung bedeutenden Abſatz gefunden; dies veranlaßte den Buchhändler Philippſon zu London,

Hrn. v. Kotzebue nach England einzuladen, damit er das Inſelreich bereiſe und ein ähnliches Werk über Britannien ſchreibe. Er ging aber in dieſen Vorſchlag nicht ein, wie er denn nie beſondere Vorliebe für England zeigte. Einem ſeiner Söhne, der dort Militairdienſte ſuchen wollte, verſagte er entſchieden ſeine väterliche Einwilligung zu dieſem Schritte und ſo unterblieb er. —

Während v. Kotzebue vielleicht die glücklichſten Jahre ſeines Lebens dort in Eſthland verlebte, rückte das Kriegsungewitter dem Ruſſiſchen Reiche immer näher und überzog verwüſtend die weſtlich-europäiſchen Provinzen deſſelben. Der erſte Feldzug, wenn gleich reich an Beweiſen der Ruſſiſchen Tapferkeit und Ausdauer, war in ſeinen Reſultaten ſo trauererregend; je näher v. Kotzebue's Wohnort dem weit ausgedehnten Kriegstheater war, um ſo mehr wurden ſeine Umgebungen, wurde er ſelbſt von den unausbleiblichen Folgen des Krieges gedrückt und verletzt. Die einzige Urſache des namenloſen Elendes, deſſen Zeuge er ſeyn mußte, war die verwegene Herrſch- und Eroberungsſucht, von welcher der Franzöſiſche Kaiſer

getrieben wurde; dieſe Betrachtung ſteigerte in v. K. Seele die bis dahin wider den franzöſiſchen Uſurpator gehegte Abneigung zum Haſſe und ſein Intereſſe für ſeine nunmehrige Heimath zur dauernden Leidenſchaft, die in dem nachher von den ſiegreichen Ruſſiſchen Heeren erfochtenem Ruhme feſte Haltung gewann. — Haß gegen Bonaparte und gegen die von ihm Befehligten — und der Preis jeder ſeiner Geiſteskraft möglichen Huldigung dem Kaiſer Alexander und ſeinen Unterthanen, dieſes waren die Loſungsworte, die mit Flammenzügen in ſein Inneres geſchrieben waren, als er, nach der durch das Strafgericht Gottes erfolgten Vernichtung der Franzoſen in Rußlands Eisfeldern, mit dem im Siegeszuge daher ziehenden Ruſſiſchen Heeren nach Deutſchland kam. — Berlin war im März 1813 von den Franzoſen geräumt und von den Ruſſen beſetzt. Schon im April begann von Kotzebue dort ſein halbofficielles Ruſſiſch-Deutſches Wochenblatt herauszugeben, wodurch er wirklicher politiſcher Schriftſteller wurde. Die vermittelſt deſſelben zu löſende Aufgabe war nicht ſchwierig, am wenigſten für

einen raſch arbeitenden Schriftſteller, der im leichten Fluß der Rede ſein Publikum zu feſſeln wußte und von der Größe des Augenblickes ergriffen war. Jedermann war begeiſtert und alle Welt wurde ſo ſehr vom Taumel der Freude und Hoffnung fortgeriſſen, daß man ſogar von oben herab kein Bedenken trug, die deutſchen Völkerſchaften bei ihrer ſchwachen Seite zu faſſen, indem man ihnen vorſpiegelte, ihr bürgerliches Heil ſollte des ſchwer zu erringenden Sieges Lohn ſeyn. Die nahe Erfüllung deſſen, was man ſehnſuchtsvoll wünſcht, glaubt man gern. — Kotzebue's politiſche Zeitung brauchte nicht geleſen zu werden, um die Herzen aller Deutſchen den Verbündeten zu gewinnen; ſie wurde geleſen, weil ſie längſt gewonnen waren. Indem ſie manche frohe Nachricht verbreitete, manche Hoffnung belebte, manche Sorge bekämpfte, wurde ſie vom Publiko mit großem Beifall aufgenommen, und beſonders begierig in Gegenden geleſen, wo die wachſamen Augen der Franzöſiſchen Polizei ihre Verbreitung ſorgfältig zu verhindern ſuchte; aber dennoch wurde dieſes Ruſſiſch-Deutſche Wochenblatt ſchon

nach wenigen Monaten (mit dem eingetretenen Waffenſtillſtande?) geſchloſſen. —

Erwägt man aufmerkſam den Zeitpunkt und die Verhältniſſe, unter welchen von Kotzebue jetzt perſönlich in Deutſchland auftrat und in freier literariſcher Wirkſamkeit wieder als Schriftſteller zu ſeinen Landsleuten reden konnte, ſo iſt nicht zu verkennen, daß damals den zum höheren Mannesalter Herangereiften, alle Mittel zu Gebote ſtanden, die Irrwege der flüchtigern Jahre vergeſſen zu machen, und endlich am Ziele die ſo oft vergeblich geſuchte, oft muthwillig verſcherzte, oft zufällig verſchuldete, immer tief entbehrte perſönliche Achtung bei ſeinen Zeitgenoſſen zu gewinnen. Aber der böſe Dämon, welchem er ſich verſchrieben, trieb ihn, den mit dem entfeſſelten Zeitgeiſte zurückkehrenden, wieder mit einem Male die in der Freude der errungenen Nationalität ſich ſo ſelig fühlenden Deutſchen auf eine recht auffallende Weiſe wider ſich zu empören, indem er ihnen ein alle hiſtoriſche Haltung entbehrendes Zerrbild, in ſeiner jetzt herausgegebenen Geſchichte des deutſchen Reiches (1814)

hinſtellte. Wie ſehr dieſe Schriftſtellerverirrung mit ſeinem kurz vorher geſchloſſenen Ruſſiſch-Deutſchen Volksblatte kontraſtirte, da dieſes den deutſchen Nationalſinn wecken und bemuthen ſollte, jene aber denſelben demüthigte, hatte er, in der verführeriſchen Luſt etwas Neues aufzutiſchen, wohl ſelbſt nicht in Erwägung gezogen; vielmehr machte ihn die Eitelkeit glauben, daß, wenn er mit der ältern Geſchichte Preußens, des unglücklichen Zeitpunktes der Erſcheinung wegen, den Ruhm eines Hiſtorikers nicht erlangte, er hier, wo alle Deutſchen mit verdoppelter Liebe auf ihr Vaterland und deſſen Geſchichte ſahen, einen recht glänzenden Augenblick erlauſcht habe. — Ach! hätte er ſich des Gelübdes erinnert, welches er einſt voll Bewunderung der Geiſtesgröße Schlötzer's ausſprach, wo er ausruft: „Heil dir, ehrwürdiger Schlötzer! nimmer hätteſt du deine Stimme für Geld, oder ſogenannte Ehrenzeichen (oder für den Rauſch der Eitelkeit) verkauft. Dein unbeſtechbares Urtheil hat auch mich, deinen Schüler, zum Geſchichtſchreiber erhoben (?); auf dieſen Ruhm bin ich ſtolz, und deinem Schatten ſchwöre

ich es: nie ſoll irgend ein Wahnſinn mich verblenden, den Verbrecher zu preiſen, wenn auch aus deſſen Verbrechen das Heil der Welt entſpränge. Ich habe in einer verhängnißſchweren Zeit gelebt, ich will dieſe Zeit der Nachwelt ſchildern, und ſie wird ſchaudernd meine Stimme hören, wenn auch alles, was Clio's ſpielende Schweſtern mir eingaben, längſt verhallt iſt." — (S. die Biene. Zweiter Jahrgang, vierter Band. Seite 180.)

Wäre er dieſem getreu geblieben, wie würde ſeines Namens Gedächtniß in redlichem Danke fortleben unter den Nachkommen, indeß nun unter ernſten Warnungen den Spätergebornen ſein Grabmal gezeigt wird! — Alle die Oberflächlichkeit, das Halbwahre, das Zerriſſene, das mangelhafte Verſtehn der Gewährsmänner, die Unfähigkeit die Quellen, als ſolche zu würdigen, alle die Verdrehungen, um eine vorgefaßte Anſicht durchzuführen — kurz alle Abwege, die einen Hiſtoriker vom wahren Ziele ableiten und ſeine Geſtalten zu Theatergruppen machen, muß man hier auf dem erſten Blicke entdecken. Hierauf wird

man ſchon hingewieſen, wenn man in der einleitenden Vorrede die Quellen in Erwägung zieht, die v. Kotzebue als die ſeinigen, im wunderlichſten Gemiſch, angiebt. Dort wird denn auch als ſolche Voltaire angegeben. Welcher vernünftige Geſchichtserzähler (vom Geſchichtsforſcher ſoll gar nicht einmal die Rede ſeyn), kann bei der deutſchen Reichsgeſchichte Voltaire als Quelle benutzen? — Aber der Kotzebueſchen Manier war er eine erwünſchte Fundgrube, die er hochpreiſ't; er ſagt von Voltaire: „Seine Gelehrſamkeit war oberflächlich? — das heißt: ſie war nicht pedantiſch, ſie prangte nicht mit Citaten, ſie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geſchrieben, hat mehr Kenntniſſe verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant ſeiner Zeitgenoſſen. (S. die Biene. Jahrgang 1808. Seite 200.) — Die Sucht, etwas Neues aufzutiſchen und den Nationalruhm der Deutſchen, in dem Andenken der gefeierten Nationalhelden, z. B. Karls des Großen, herabzuſetzen, — dieſes ſind die unverkennbaren Führer der Kotzebueſchen Darſtellung; bei der er denn auch die immer ge-

ſuchte Gelegenheit, dem Chriſtenthume und der kirchlichen Verfaſſung ſeine Abneigung zu erkennen zu geben, nie ungenutzt vorüber gehen läßt. Wenn man dieſen letztgenannten Zug ſeiner Schriftſteller-charakteriſtik verfolgt, ſo mag man ſich erinnern, daß er, wie in dieſer Schrift (Seite 80) mit ſeinen eigenen Worten erzählt iſt, ſchon als Student die Vertheidigung des Kaiſers Julian des Abtrünnigen, ſich zum Thema wählte; bis zu ſeinem Tode erwähnt er ohne Unterlaß in ſeinen Schriften den Julian und die Verunglimpfungen, welche dieſer von den kirchlichen Schriftſtellern erlitten hat, nach ſeiner Meinung, als einen das Chriſtenthum treffenden Vorwurf. Früher hat Hume, deſſen hiſtoriſcher Werth ſo oft durch den ſichtbaren Haß gegen das Chriſtenthum gefährdet wird, den Julian eifrig vertheidigt, ohne die auf uns gekommenen Zeugniſſe jenes Zeitalters mit kritiſcher Hinſicht zu prüfen; ihr ſpricht Kotzebue bei dieſem Lieblingsthema nach. —

Kurze Zeit, nachdem von Kotzebue ſein politiſches Wochenblatt geſchloſſen hatte, ging er, um das Ruſſiſche Handelskonſulat zu übernehmen,

nach Königsberg, und trat ſo in ein ehrenvolles, halb diplomatiſches Verhältniß, in welchem er genügende Muße hatte, alle ſeine literariſchen Beſchäftigungen fortzuſetzen, ſelbſt in nähere Beziehung zur Direktion des Königsberger Theaters zu treten und ſonſt alle Annehmlichkeiten des Privatlebens mit einem gewiſſen Glanze der öffentlichen Repräſentation zu verbinden. Die mit dem Konſulate verknüpften Geſchäfte beſorgte er ſehr ordentlich und pünktlich, zwei Eigenſchaften die mit ſeiner abgemeſſenen Lebensweiſe in unmittelbarer Beziehung ſtanden; er zeigte ſich dem Publiko gefällig und dienſtfertig; war er auch einmal aufbrauſend oder durch ſeine reizbare Eitelkeit verletzt, ſo war doch nach kurzer Zeit niemand leichter zu verſöhnen, als er, und der verſöhnte Kotzebue erſchien perſönlich liebenswürdig. So war es natürlich, daß viele Perſonen ſeiner Bekanntſchaft es bedauerten, als er in der Mitte des Jahres 1816 von dieſer Stelle abgerufen, Königsberg verließ, und zum Etatsrath ernannt, nach Petersburg ging, um dort für ſeine künftige Beſchäftigung neue Beſtimmungen zu erhalten. Dieſem Zeit=

punkte des Kotzebueſchen Lebens gehören folgende Auszüge aus Briefen an ſeine Mutter an:

„Reval, den 13ten Sept. 1816.

Nach einer Reiſe von zehn Tagen kamen wir wohlbehalten hier in Reval an, wo die Freude über unſere Ankunft um ſo größer war, da man ſeit mehreren Wochen die abgeſchmackteſten Gerüchte ausgeſprengt hatte; nehmlich der Kaiſer habe mich in Ungnade verabſchiedet, und ich dürfte wegen der Briefe der Generalin Bertrand, weder die Ruſſiſchen, noch die Preußiſchen, noch die Oeſtreichiſchen Staaten jemals wieder betreten. — Gott ſey Dank, daß ich noch immer, und auch dieſes Mal, über meine Neider triumphirt habe. — Den 3ten September kam ich glücklich in Petersburg an. Der Kaiſer iſt ſchon ſeit einiger Zeit abweſend; allein der Chef meines Departements empfing mich ſehr freundlich, und fing damit an, mich officiell zu verſichern, daß er mit der Führung meines Amtes in Königsberg zufrieden ſey, und mir ſehr wohlwolle.“ —

„Reval, den 29ſten Novbr. 1816.

Seine Majeſtät, der Kaiſer hat mir die Beſtimmung angewieſen, Ihm monatlich Berichte zu erſtatten, von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statiſtik, Finanzen, Kriegskunſt, öffentlichen Unterricht u. ſ. f. in Deutſchland und Frankreich in Umlauf kommen, und aus dieſen monatlichen Rapporten ſollen ſodann die verſchiedenen Miniſterien Auszüge erhalten, ein Jedes von der Materie, die in deſſen Hauptfach ſchlägt. Dieſer Auftrag iſt mir in ſo ehrenvollen ſchmeichelhaften Ausdrücken geſchehen, daß die Beſcheidenheit verbietet, ſie zu wiederholen. Ferner ſcheint es mir ein Geſchäft, welches nicht allein ganz mit meiner Neigung übereinſtimmt, ſondern in welchem ich auch für das Ruſſiſche Reich unendlich viel Gutes ſtiften kann; wie manches Gute und Nützliche wird nunmehr dem Kaiſer ſelbſt und deſſen Miniſtern bekannt werden, was ohne dieſe Berichte ihnen unbekannt geblieben wäre. Ich habe folglich aus dieſer Urſache den Antrag dankbar angenommen. — Da ſich fand, daß Weimar ſo ſchön in der Mitte zwiſchen Leipzig und Frank-

furt liegt, daß die Buchhändler dieſer Städte mir ſehr leicht alles liefern können, was Deutſchland und Frankreich neues Merkwürdiges hervorbringen, ſo ſchlug ich Weimar vor, und erhielt die gnädige Antwort, daß ich mir meinen Aufenthalt wählen könnte, wo ich wollte. — Ich halte es für eine Pflicht des Wohlſtandes, Seine Königliche Hoheit, (den Großherzog von Weimar) davon zu unterrichten, daß und auf welche Art ich nach Weimar kommen werde, um ſeine Erlaubniß zu meinem dortigen Aufenthalte zu erbitten. Ich lege daher einen Brief bei u. ſ. f." —

„Reval, den 10ten Januar 1817.

Es wird Sie intereſſiren, liebſte Mutter! einige Stellen aus dem Schreiben zu leſen, durch welches mir der Antrag geſchah. — Ich habe, ſchreibt er (der Miniſter), bei dieſer Gelegenheit das Vergnügen gehabt, neue Beweiſe von der Achtung zu erhalten, welche Seine Majeſtät für Ihre Verdienſte hegen u. ſ. f. — Der Kaiſer will, daß Ihr Auftrag blos wiſſenſchaftlich ſey, und man Sie betrachte, als einen Reiſenden.

Mit Vergnügen wird er Sie ganz den Wiſſenſchaften ſich widmen ſehen.“ —

So erblicken wir von Kotzebue im Begriff nach Deutſchland abzureiſen, um in ein neues Berufsverhältniß zu treten, in welchem er gar bald zahlloſe Stimmen gegen ſich weckte, ſich auf allen Seiten von Widerſachern umringt ſah und — ein Opfer aufgeregter Leidenſchaften — den Tod fand. Ganz abgeſehn von ſeiner Perſönlichkeit, wie von der während dieſes ſeines letzten Berufsaufenthalts in Deutſchland betriebenen Schriftſtellerei, muß der Auftrag ſelbſt, in welchem Kotzebue auftrat, hier näher ins Auge gefaßt werden, da dieſer kurze Zeit nachher der Gegenſtand ſo vieles Geredes geworden iſt.

Was den in jenen Briefſtellen angegebenen Zweck betrifft, welchem ſich von Kotzebue widmen ſollte, ſo gereicht er, wie er dort ausgeſprochen iſt, der Sinnesart des Ruſſiſchen Kaiſers, oder ſeines Miniſterii, je nachdem er von dieſem, oder von jenem, oder von beiden vorgezeichnet wurde, zum höchſten Preiſe, wie der deutſchen

Literatur zum Lobe. Ob mit der Ausführung des Zweckes der rechte Mann beauftragt wurde, kommt hier nicht in Betrachtung. Wenn nach Deutſchland, in rein wiſſenſchaftlicher Hinſicht, ein Mann geſendet wurde, um die neuen Erzeugniſſe der Wiſſenſchaft, Politik, Statiſtik, Finanzverwaltung, des öffentlichen Unterrichts u. ſ. f. zu beobachten und über deren Geiſt unmittelbar an den Kaiſer und ſeine Miniſter zu berichten, ſo liegt hierin ein für deutſche Schriftſteller unendlich ſchmeichelhaftes Anerkenntniß, von der Bedeutſamkeit der Nationalkultur und ihrer Früchte. Jeder redliche Staatsbürger möchte wohl wünſchen, daß alle Regierungen eine gleiche Aufmerkſamkeit dem in der Literatur ſich offenbarenden Nationalſtreben der Deutſchen, zu ernſter Würdigung, ſchenkten! — Es iſt auch wohl zu erwägen, daß hier gar nicht die Rede ſeyn kann vom Erſpähen eines Nationalſchatzes, welcher geheim ſeyn und innerhalb der Gränzen der deutſchen Staaten, den Ausländern verſteckt aufbewahrt werden ſoll. Was die Schriftſteller ausſprechen, iſt ein Eigenthum aller Menſchen und aller Zeit-

alter, und der höchſte Wunſch des Autors iſt der, daß ſeine Worte von recht Vielen in Erwägung gezogen werden, beſonders bei den namhaft gemachten Gegenſtänden der Intelligenz. — Daß bisher nur ſelten ſolche, eigen dazu beauftragte, Beobachter der Literatur von den Regenten der Staaten in andere Länder geſchickt ſind, gereicht den Machthabern zum gerechten Vorwurfe. Die Maasregel des Außergewöhnlichen kann wohl dem Engherzigen verdächtig, nie aber dem Unbefangenen tadelnswerth erſcheinen. Wir wollen nicht an die alten Zeiten erinnern, wo ſich die Völker beſchickten, um die heilige Frucht der Geiſtesbildung, weiſe Geſetze, von einander zu erbitten; das Ungleiche der damaligen und jetzigen Literatur, die Oeffentlichkeit der damaligen Geſandtſchaften, mögte gegen die verſteckt liegenden Punkte der Vergleichung Manches erinnern laſſen. Wir finden das völlig Gleiche bei den größten Regenten der neuern Zeit, und daß wir es finden, beweiſ't ihre weiſe Aufmerkſamkeit auf den Zeitgeiſt. So war der Baron von Grimm der literariſche Agent der großen Kaiſerin Katharina in Frankreich

und in Deutſchland zu einer Zeit, wo er keinen Ruſſiſchen diplomatiſchen Charakter hatte.

In jenem Auftrage ſelbſt, den von Kotzebue erhielt, liegt alſo durchaus nichts, was ihm oder ſeinem hohen Kommittenten zum Vorwurfe gereichen könnte. — Nun ſagt man aber: Hinter der literariſchen Beſchäftigung war eigentlich eine diplomatiſche Spionerie verſteckt, von der Deutſchland von Rußland herkommende Gefahr zu fürchten hat und Kotzebue, der Deutſche von Geburt, erſchien ſo als Verräther ſeiner Landsleute. Je entſchiedener man behaupten muß, daß v. Kotzebue zum literariſchen Agenten nichts taugte, und doch dazu ernannt wurde, um ſo weniger kann man dieſen eben wiederholten Verdacht dadurch beſeitigen, daß man Kotzebue's Unbrauchbarkeit für das geheime Gewebe der Spionerie anführt. — Ohne irgend eine Perſönlichkeit in Erwägung zu ziehn, iſt der Verdacht in ſich ſelbſt ſo unhaltbar, daß man ſich wundern muß, wie er bei geſcheuten Leuten hat Glauben finden können. — In der Geſchichte iſt noch nie ein Zeitpunkt geweſen, wo das Intereſſe aller kultivirten

Menſchen in Europa zu ihren gegenſeitigen poli=tiſchen Verhältniſſen ſo groß war, als gegenwär=tig; was daher in dem Bereiche jedes Volkes, jedes Staates, jeder Regierung liegt oder Neues geſchieht, ſoll, kann und darf keinem Menſchen ein Geheimniß ſeyn; die ſogenannten Staatsge=heimniſſe ſind ein ſchlechter Unfug der Machthaber, ein ewiger Fluch der Nationen, welche es denen recht Dank wiſſen können, die ſich die Mühe neh=men wollen, auf ſolches ertragloſe Miniſterial=Erz ihren Grubenbau zu richten. — Was über das dermalige Verhältniß der deutſchen Völker zu ihren Regierungen den Schriften anvertraut wird, und wie die Wünſche beider eins ſeyn ſollten und es nicht ſind, weil ſich zwiſchen beide ſchlechte Vorurtheile und bejammernswerther Miniſterial = Obſcurantismus ſtellen, deren Opfer oft die redlichſt geſinnten Fürſten werden: — dies mag keinem einheimiſchen, keinem fremden Regenten ein Geheimniß bleiben. Wenn dieſes zu erforſchen, hierüber Notizen zu ſammeln, von Kotzebue geheime Inſtruktionen gehabt, zur Be=kanntwerdung dieſes Geheimniſſes an den Ruſſi=

ſchen Kaiſer gewirkt haben könnte, ſo wollten wir alle, die wir redliche Deutſche zu ſeyn uns rühmen, ihm gern ſein Geheimniß, und jede in unſerer Literatur auf ſich geladene Schuld obendrein vergeben, und ſein Andenken heilig halten, wie das eines wohlverdienten Mannes. —

Hiernach iſt man berechtigt, den Auftrag, in welchem von Kotzebue nach Deutſchland kam, für rein wiſſenſchaftlich zu halten. — Er wählte Weimar zu ſeinem Wohnorte. Dieſer Entſchluß hatte unbezweifelt ſeinen Grund in der Liebe zu ſeiner Mutter, in der Anhänglichkeit an ſeine übrigen Verwandte, und an einige Jugendfreunde, wie in der ſich gewöhnlich mit dem zunehmenden Alter vergrößernden Sehnſucht nach dem Orte der Geburt; denn ohne dieſe Motive hatte von Kotzebue Gründe genug, jede Stadt Deutſchlands, nur nicht Weimar zu wählen. Er ſelbſt, der ſeinen Werth nie gering anſchlug, konnte ſich ſagen, daß, nach dem bekannten Sprichworte, der Prophet in ſeinem Vaterlande immer am wenigſten gilt; und Kotzebue wollte doch ſo gern recht viel gelten. — Außerdem gab es für ihn,

den Unvorſichtigen und leicht Reizbaren, hier ſo viele Berührungen, die er, wenn er glücklich zu leben bedacht war, um jeden Preis hätte vermeiden ſollen. Nach der Art, wie er als Jüngling ſein Vaterland hatte verlaſſen müſſen, — ſo etwas wird überall leichter vergeſſen, als in der Heimath — nach dem übeln Andenken, in welchem er in Weimar überhaupt ſtand, nach den ewigen Fehden und Klätſchereien, die er mit dortigen Gelehrten angeſponnen, über ſie verbreitet hatte, konnte er leicht berechnen, daß er dort höchſt ungern geſehn, oder, was ihm ſehr empfindlich war, gerade von den Edelſten nachſichtsvoll überſehen wurde. Bei der Wahl ſeines Aufenthaltsortes berückſichtigte er nicht nur ſolche Abmahnungen nicht; ſeine getroffene Beſtimmung wollte er auch noch mit den Befriedigungen der Eitelkeit in Verbindung ſetzen; der nunmehrige Kaiſerlich Ruſſiſche Etats-Rath wollte mit einem gewiſſen diplomatiſchen Glanze in Weimar auftreten, in dieſer Glorie an dem dortigen Hoflager Zutritt haben. Dieſes iſt die nahe liegende Vermuthung, nach der von Kotzebue's Schritt, ſich ſchriftlich

bei dem Großherzoge anzumelden, oder, wie er ſich ausdrückt, „denſelben davon zu unterrichten, daß und auf welche Weiſe er nach Weimar kommen werde, und deſſen Erlaubniß zu einem dortigen Aufenthalte zu erbitten,“ beurtheilt werden muß; denn Kotzebue hatte, ſeit ſeiner Verweiſung als Ruſſiſcher Officiant öfter Weimar wieder beſucht, ſich dort längere oder kürzere Zeit aufgehalten, ohne je des Herzogs Erlaubniß dazu nachgeſucht zu haben. Jene war auch wirklich um ſo unnöthiger, da in den Weimariſchen Landen jedermann ſeine Wohnung aufſchlagen kann, der ſich redlich nährt und den Geſetzen, deren Schutz er genießt, Gehorſam leiſtet. — Die natürliche Folge jener Anmeldung war wohl, daß der Großherzog den an ſeinem und den übrigen Sächſiſchen Höfen accreditirten Geſandten officiell befragen ließ: welche Beſchaffenheit es mit der ganz ungewöhnlichen, von Kotzebue ſelbſt angemeldeten Sendung habe; auf welche Veranlaſſung von Kotzebue denn unſtreitig die Weiſung erhielt, daß er nur als Privatmann ſich in Deutſchland aufhalten, durchaus aber keine diplomatiſche Repräs

ſentation wahrzunehmen habe. Er ſollte nur als Reiſender erſcheinen, wie er ſeiner Mutter ſchreibt. Um indeß dieſes den früheren Andeutungen und ſeiner Eitelkeit widerſprechende Privatleben ſich und der lieben Mutter einigermaßen zu verſüßen, ſtellt er in dem Briefe (vom 10ten Januar 1817) die Miniſterverſicherung von der Achtung, die der Kaiſer für ſeine Verdienſte hege, ganz beſcheiden voraus; er, der doch, als er den Brief vom 29ſten November 1816 ſchrieb, vor lauter Beſcheidenheit, die ehrenvollen und ſchmeichelhaften Ausdrücke nicht wiederholen konnte, mit denen ihm der literariſche Auftrag ſelbſt ertheilt war. —

Kaum hatte von Kotzebue in Weimar ſein Haus gefunden, ſeinen Haushalt aufgeſchlagen und begann dort, wie das Sprichwort ſagt, wieder warm zu werden, als zwei Ereigniſſe im Herbſte 1817 ſchnell auf einander folgend dazu dienten, ihn ſeinem Vaterlande in einem gar nachtheiligen Lichte zu zeigen, und ihn als einen Feind aller liberalen Ideen, als einen Verläumder der Beſtrebungen des Zeitgeiſtes, als einen entarteten

Sohn des deutſchen Vaterlandes kund zu machen. Der viele Lärm, welchen fortwährend jene Ereigniſſe verurſachten, wurde mehr bewirkt durch die unermüdete Thätigkeit, mit der er die Wichtigkeit ſeiner Perſon als Schriftſteller und als Kaiſerlich Ruſſiſcher literariſcher Berichterſtatter zur Schau trug, mit der Schwächlinge von ſeinen politiſchen Meinungen befangen wurden, und darauf fußten, als daß in der That die Vorfälle ſelbſt den Keim einer Bedeutſamkeit in ſich getragen hätten. —

Es zogen zur Feier des Reformationsfeſtes von Jena und von andern Univerſitäten viele Studenten nach der alten Wartburg bei Eiſenach, um dort das Andenken des großen Befreiers vom kirchlichen Despotismus zu begehen, in dankbarer Erinnerung ſich zu ſtärken und in der Freude über die errungene Befreiung von fremder Zwingherrſchaft ſich es zu vergegenwärtigen, wie nach dem Bedürfniſſe der Zeit die kirchliche Reformation fortwirken müſſe, zur Verewigung der deutſchen Nationalfreiheit und des Nationalwohls. In dieſem Sinne iſt es dem Weſen nach ſo wahr, was die Beſchreibung des Feſtes auf der

Wartburg, in einem Sendſchreiben an die Gutgeſinnten, ſagt: „Noch nie ſah die deutſche Geſchichte, vielleicht noch nie das europäiſche Völkerleben, ein ähnliches vaterländiſches Volksfeſt, gefeiert von begeiſterten Jünglingen, die ſich im Angeſichte ihres Volkes verbrüderten zu einem Tugendbunde für ihr Vaterland und ſeine Gerechtigkeit.“ —

Schon in den Jahren 1805 und 1806 war auf mehreren Univerſitäten den ſtudirenden Jünglingen, die in der Ausbildung des Geiſtes ihren Beruf, in der einſtmaligen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ihr Lebensziel vor ſich ſahen, der Gedanke klar geworden, daß die beſtehenden Landsmannſchaften eine Vernichtung des großen, ſchönen Begriffes vom Vaterlande herbeiführten, daß mit dem Vereinzeln der politiſchen Geſichtspunkte der nothwendige Untergang des deutſchen Nationalheils zu befürchten ſtehe. Sie wurden von dieſer wahren Ueberzeugung angeregt aus ihrem Standpunkte, wie der Staatsmann aus dem ſeinigen in der heiligen Wichtigkeit ſeines Berufes wirken muß. — Wie es nun den

Menſchen überall und jugendlich freien Seelen beſonders, wenn ſie aus allen Familienverbindungen herausgeriſſen ſind, ſo eigenthümlich iſt, ein Band näherer Verbindung mit denen zu knüpfen, die gleiche Hoffnungen, Wünſche und Beſtrebungen hegen, ſo war aus dem ſchönſten Vaterlandsgefühl eine Verbindung hervorgegangen, die allen akademiſchen Orden und Landsmannſchaften ein Ende machen, den ſehr entarteten Unitiſtenorden in veredelter Geſtalt wiederherſtellen, auf ſittlichen Grundlagen zu einer Vereinigung der beſſeren Beſtrebungen wirken und des Nationalwohles Heiligkeit bewahren ſollte. Wenn ſich dieſer Zweck, bei Errichtung des Bundes der Burſchenſchaft nicht ganz klar ausſprach, ſo wirkte die bald darauf eingetretene Unterjochung Deutſchlands und der mit der Burſchenſchaft in Verbindung geſtellte Tugendbund hierzu, und verbreitete ein herrliches Nationalſtreben unter allen Ständen, Lebensſtufen und Völkerſtämmen des lieben Vaterlandes. Es erſchien bald der lichtvolle Zeitpunkt, wo aller Deutſchen Herzen Ein Wille begeiſterte und wo die geängſtigten Großen in dem

Rekurs an die Nationalkraft ihr Heil ſuchen mußten. Sie traten hervor mit Bekenntniſſen, wie ſie nie gehört, mit Verſprechungen, wie ſie oft einzeln gewünſcht, aber noch nie den deutſchen Völkern gegeben waren. Vor allen ward die kräftige Jugend aufgerufen zu den Waffen; ſie ward zu Siegen geführt und ihr in Verbindung mit den gegebenen Verheißungen und den Thaten die ſie vollführte, das Bewußtſeyn ihres hohen Berufes näher vor Augen geſtellt. Anſtatt nun, nach zweimal erſtrittenem Frieden, nach der Säuberung des gemeinſchaftlichen Vaterlandes von ausländiſcher Zwingherrſchaft, den vom Kampfe zu dem heimiſchen Tageswerke zurückkehrenden Jünglingen mit väterlicher Liebe den ſchönen Beruf im Bereiche weiſer, auf wahres bürgerliches Wohl wirkender Geſetze ihren Pfad fortzuſetzen, zu vergegenwärtigen, fand man es häufig gerathen, den alten ſchnöden officiellen Commiß-Ton anzuſtimmen, die Löſung der gegebenen Verheißungen zu verſchieben, die Thaten der kräftigen Jugend herabzuſetzen, heranreifenden Männern drohend die Zuchtruthe des Schulmeiſters oder

den Korporalſtock vorzuhalten, und, unter einzelnen Begünſtigungen, die Erfüllung der Gelübde zweifelhaft zu machen.

Dieſes wurde nur zu bald tief empfunden, beſonders von den hochherzigen jugendlichen Seelen gefühlt, die in der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften einen freieren Standpunkt hatten, in den Erzeugniſſen der Literatur, wie in den Bildern der Geſchichte zur Erkenntniß des Zeitgeiſtes und der Klippen gelangten, an welchen das verheißene Nationalglück zu ſcheitern drohte. Solchen Beſorgniſſen, die wohl nicht aus der Luft gegriffen ſind, ſtellte ſich muthig keck entgegen die Burſchenſchaft, welche ſchon deshalb ſchuldlos war, weil ſie, ohne irgend eine Heimlichkeit, ſich offen und frei mit ihren Zwecken und Streben ausſprach und erſt dann lichtſcheu umherſchlich, als die unbegreiflichſten politiſchen Mißgriffe, durch ungerechte Verfolgungen, das friedliche Wollen in ungeſtümes Begehren verwandelte. Die Idee, die dem Bunde zum Stützpunkte diente, darf nicht getadelt werden; wenn auch zufällig oder

boshaft Handlungen mit derſelben in Verbindung geſetzt ſind, denen nicht gleiche Lauterkeit zuſagt. — Kein gerechter Vorwurf eines Frevels war der verſammelten Burſchenſchaft auf der Wartburg zu machen; das herrliche Feſt wurde gefeiert in Frömmigkeit, Sitte und traulicher Vereinigung zu ſchönen Zwecken. Im lebendigen Bewußtſeyn eines untadlichen Wollens, im Rauſche der Freude, im Haſſe des Unwahren, Trügeriſchen, Schlechten ließen jene Jünglinge ein Gericht ergehn, nach ihrer Art, indem ſie das an geweihter Stätte auf dem Gipfel des Berges zu vielfach ſchöner Rückerinnerung angezündete Feuer, zu einem Auto da Fe machten, in welches ſie die Schriften und Schriftlein unlauterer Geiſter, unverſtändiger Läſterer des Zeitgeiſtes, feiler Handlanger heimiſcher Verfinſterung und die Symbole der neuerlich wieder an den Tag gekommenen Soldaten-Knechtſchaft warfen, damit die Flamme das in Aſche verwandele, was die öffentliche Stimme bereits als unheilbringend bezeichnet hatte. Mag die Handlung ſelbſt ihre tadelnswerthe Seite haben, mag die getroffene Wahl der verbrannten

Sachen nicht gebilligt werden, ſo treffe die Miß- billigung den Fehler, die Verirrung; aber ſtaats- verrätheriſche Verbrechen wird kein vernünftiger Beobachter darin finden. —

Unter den hier den Flammen übergebenen Schriften wurde auch Kotzebue's ſogenannte Geſchichte des deutſchen Reichs, nebſt anderm die Nationalehre ſchmähendem Geſchreibſel ſeiner Fe- der genannt und ſo der ſelbſtgefällige Autor, der gegen die deutſche Jugend und ihre Burſchenſchaft großen Unwillen hegte, zu geſchäftigem Ingrimm aufgeregt. Anſtatt, wie jeder Vernünftige hätte thun müſſen, den an ſich ſo unbedeutenden Vor- fall zu ignoriren, erhob von dieſem Zeitpunkte an von Kotzebue ſein, manchen gefälligen Zuhörer findendes Geſchrei über das entſetzliche Unheil, das die Welt von der deutſchen Burſchenſchaft ſchon jetzt erfahre und für die Zukunft noch zu fürchten habe. Mochte es ihn auch immerhin em- pören, dort mit ſo verrufenen Skribenten, wie der israelitiſche Saul Aſcher, oder wie der von Cölln in eine Klaſſe geworfen zu ſeyn, er hätte ſich ja damit tröſten können, daß ſeine

Werke gemeinſchaftlich verbrannt wurden mit dem Code Napoleon und mit dem an ſich ſehr unſchuldigen Preußiſchen Gensdarmerie = Codex. Jener Autor auf St. Helena mag ſich wenig um die ihm auf dem Wartburgsfeſte angethane Beleidigung bekümmert haben; deſto mehr that es, begünſtigt von ſeiner officiellen Stellung, der Vertreter des zweiten Codex. Wie von Kotzebue nahm er ſich das Ereigniß, von dem die Nachwelt kaum begreifen wird, wie daraus ſo großes Unheil hat erfolgen können, ſo zu Herzen, daß er ſogleich, ſo weit ſeine Befugniß nur reichen wollte, die ſtrengſten Nachfragen über die Theilnahme an dem Wartburgsfeſte verhängte, den um den preußiſchen Staat ſo unſterblich verdienten Großherzog von Weimar, dem preußiſchen Königſtamme ſo vielſeitig befreundet, in deſſen Landen der unſchuldige Gensdarmerie = Codex verbrannt war, vor aller Welt zu beleidigen verſuchte, und die Burſchenſchaft wie eine Verſchwörung bezeichnete, welche es abgeſehen habe auf Regenten, Staaten und geſetzliche Ordnung. Je mehr Verblendete, auf jene Autorität hin, ihm Glauben bei=

maßen, um ſo mehr gefiel er ſich in dem Wah- ne, das Vaterland durch Entdeckung einer Ver- ſchwörung retten, und ſich, wie einſt der eitle Cicero, den ſchönen Namen des Vaters des Vaterlandes erringen zu müſſen. Mißglückte auch für dieſes Mal, der Sache nach, die Ent- deckung einer Verſchwörung völlig, aus dem ein- fachen Grunde, weil ſie nur in den Polizey- Köpfen exiſtirte, ſo wird man doch hoffentlich von Seiten der Polizei, wenn kein großes Mißgeſchick erfolgt, mit der Zeit, nach manchem geſcheiterten Verſuche, noch einmal mit einer nicht ganz unwahrſcheinlichen Verſchwörungsgeſchichte zu Stande kommen; dann mögen die Capitol- Wächter den erſehnten Lohn ärndten, bis zu welchem Triumphe hin, den kein redlicher Deut- ſcher zu erleben begierig, die Geſchichte Salluſts von der Catilinariſchen Zuſammenrottung zum fleißigen Studio den Entdeckungs = Befliſſenen anempfohlen ſeyn mag. —

Die Geiſtesverwandtſchaft zwiſchen von Ko- tzebue und den von dem Wartburgsfeſte alles mögliche Unheil Vorherſagenden, auf ſtrenge Be-

ſtrafung aller Theilnahme Dringenden machte ſich bald kund und warf auf manchen ſonſt ehrenwerthen Namen einen dunkelen Schatten; wie viel mehr auf ihn, der immer übel berüchtigt war, und immer dafür ſorgte, daß die Unlauterkeit ſeines früheren Lebens in neue Erinnerung gebracht werde. —

Aber wohl zu beachten iſt es, daß, obgleich von Kotzebue von dieſem Zeitpunkte an die deutſche Jugend und beſonders die ſtudierende und ihre Muſenſitze, vorzüglich Jena, mit ſeinen verdienſtvollen Lehrern, auf alle ihm zu Gebote ſtehende Weiſe verläſterte und verunglimpfte, ihm doch weder in Jena, wo er öfter war, noch in Weimar, wo täglich Jenenſer Studenten zum Beſuche ſind, und wo ſelbſt das Schauſpielhaus ſo günſtige Gelegenheit dargeboten hätte, ihm nie die geringſte Beleidigung von Studenten zugefügt worden iſt. So gute ſittliche Ordnung herrſcht dort, ſo große Achtung haben dort die Geſetze — dort auf jener Univerſität, über die ſo viel Schändliches gelogen iſt. —

Während noch die Wartburgsgeſchichte und

die dortige Verbrennung einiger Schriften in vielen Köpfen ſpukte, veranlaßte von Kotzebue zu Weimar die gleich berüchtigte Bülletins-Geſchichte, welche im Publiko und vor den Gerichtshöfen vielfach verhandelt wurde, und hier, in der Erzählung des Kotzebueſchen Lebens, um ſo kürzer abgefertigt werden kann, da die Akten derſelben mit den neueſten Jahrgängen der Zeitſchriften noch in der Leſewelt umhergehen.

Kotzebue hatte gegen den Jahresſchluß 1817 ſein zweites literariſches Bülletin zur Abſendung an den Kaiſerlich Ruſſiſchen Hof ausgearbeitet und einem Abſchreiber übergeben, der ſelbiges, höchſt unüberlegt einem Dritten zur Durchſicht anvertraute. Letzterer machte daraus Auszüge, deren Inhalt offenbar bewies, daß v. K. in ſeinen literariſchen Berichten den in der deutſchen Schriftſtellerwelt ſich regenden Zeitgeiſt dem Ruſſiſchen Hofe, als allen monarchiſchen Regierungen gefährlich ſchilderte, und dieſes aus deutſchen Schriften zu dokumentiren ſuchte, in überſetzten Beweisſtellen, welche den, dem Berichterſtatter oft gemachten Vorwurf gefliſſentlicher Verdrehungen, oder

leichtſinniger Verunſtaltung, oder muthwilligen Zerreißens beſtätigen. Jene, durch die Unvorſichtigkeit des Abſchreibers gemachten Büllletins-Auszüge wurden, als eine leſenswerthe Neuigkeit, dem geheimen Hofrath und Profeſſor Luden zu Jena, als ein Beitrag zu der von ihm redigirten Zeitſchrift, Nemeſis, zugeſchickt. Luden, dieſe herrliche Zierde unſers Vaterlandes und Zeitalters, fand ſich beſonders dabei intereſſirt, das Manuſkript ſchleunigſt, mit Anmerkungen verſehen, abdrucken zu laſſen, da er ſelbſt gerade in den Auszügen verunglimpft und ſeine politiſchen Anſichten dem Kaiſer von Rußland denunciirt waren. Von Kotzebue hatte indeß zu Weimar von der vorgegangenen Entwendung Wind bekommen, und die gerichtliche Beſchlagnahme der ſein Büllletin enthaltenden Bogen der Nemeſis veranlaßt. Ohngeachtet dieſer Maaßregeln aber wußten Profeſſor Oken und Doktor Wieland ſich Abdrücke von jenen Bogen zu verſchaffen, und machten deren Inhalt in der Iſis und im Volksfreunde bekannt. Nun erhob v. K. Geſchrei nach allen Seiten hin, indem er, auf ſeine literariſch-diplo-

matiſche Sendung fußend, die Bekanntmachung ſeiner Berichte unter dem Geſichtspunkte einer Gefährdung der dem Ruſſiſchen Hofe gebührenden Achtung ſtellte. Offenbar hatte er dieſen Vorfall ſelbſt veranlaßt, durch die Unvorſichtigkeit, mit welcher er die, ſeine Geheimniſſe enthaltende Handſchrift dem Abſchreiber Koch übergab. Daß übrigens Treue und Glauben verletzt waren, indem der Mann, den Koch bei der Entzifferung der unleſerlichen Handſchrift um Rath fragte, dieſe Veranlaſſung benutzte, heimlich Auszüge aus dem Bülletin zu machen und dieſe heimlich zum Drucke zu befördern, iſt offenbar. —

Nun betrieb v. K. mit allem Eifer den Prozeß gegen Luden, Wieland, Oken u. ſ. f.; nach ſeinen wiederholten Anträgen vor Gericht ſollte aber gerade der, der ihm dies Herzeleid eigentlich zufügte, der unvorſichtige Abſchreiber Koch mit aller Strafe verſchont bleiben *). Ob hierbei eine

*) Siehe: Heinrich Ludens Verurtheilung und Rechtfertigung in der von Kotzebue'ſchen Bülletin-Sache. Mit einer Einleitungs-Vorrede von Dr. J. E. Gensler. Heidelberg 1818. 8.

gutmüthige Nachſicht, oder etwas anderes zum Grunde lag, bleibt unentſchieden.

Hätte v. K., anſtatt ſich in öfterer Berufung auf die ſeinen literariſchen Depeſchen gebührenden diplomatiſchen Egard's zu gefallen, ruhig die Bekanntmachung jenes, ihm entwendeten Berichtes geſchehen laſſen, hätte er einfach den Vorfall zu ſeiner Rechtfertigung bekannt gemacht, und über den Inhalt der Bülletins zu ſeiner Entſchuldigung geſagt, was ſich etwa ſagen ließ, ſo hätte er ſich vielen Verdruß und den Schwachen viel Aergerniß geſpart. — Aber nein! dieſer Lärm ſchien ihm anfänglich viele Freude zu machen, er ſchmeichelte ja ſeiner Eitelkeit; am Weimariſchen Hofe, bei den Gerichtshöfen und in den Zeitungen betrieb er die neue Fehde, immer darauf zurückkommend: welch ein Frevel es ſey, die Berichte, die er ſeinem Hofe zuſchicke, unbefugt zur Kunde des Publikums bringen, und ihn über deren Inhalt öffentlich verantwortlich machen zu wollen. Nebenzu bekamen denn, wie es ſeine Manier war, ſeine Gegner und Neider, die Bur-

ſchenſchaft und der Zeitgeiſt, das Deutſchthum und die Volksſchriftſteller von ihm ihre Strafe.— Dagegen thaten ihm manche Widerſacher den Gefallen, auf das Bülletin ſelbſt ein großes Gewicht zu legen und darauf hinzuweiſen, welch ein Unheil der deutſchen Nationalfreiheit daraus erwachſen könne, wenn Iſinuationen ſolcher Art Eingang fänden im hohen Kaiſerlich Ruſſiſchen Kabinette. In wie weit es nun mit ſolchen Aeußerungen von Beſorgniß ernſtlich gemeint war, oder nicht, ſo verſchwindet ſolche doch von ſelbſt, wenn man erwägt, daß eine durch gemeinſame Sprache und Literatur verbundene Nation, die ſich nicht in dem Zuſtande der Unterjochung unter einem auswärtigen Monarchen befindet, zunächſt von außen her keine Verletzung ihrer geiſtigen Nationalfreiheit zu fürchten hat. Vielmehr ſcheint es, als ob die Ueberzeugung von dem wahren Werthe der Nationalkultur und des daraus hervorgegangenen Zeitgeiſtes noch nicht recht begründet ſey, wenn man ſo leichtfertig weit hergeholter Beſorgniß ſich hingiebt, anſtatt recht frei und treu den heimiſchen Altar zu bewahren, daß

die heilige Flamme des rüſtigen Muthes nie verlöſche! —

Die prozeßualiſchen Verhandlungen gingen unter gegenſeitigem Libelliren fort; und wurden erſt nach faſt zwei Jahren beendet, wie es die neueſten Zeitungen mittheilen: ſämmtliche Angeſchuldigte wurden nach dem Urtheil des Weimariſchen Ober-Appellations-Gerichts frei geſprochen; ja ein Urtheil der Juriſten-Fakultät zu Würzburg erkannte ſogar Kotzebue'n ſchuldig, in Betreff der von Luden gegen ihn erhobenen Klage, rückſichtlich des Inhalts des famoſen Bülletins, puncto injuriarum et calumniarum. —

So ungern ſich es v. Kotzebue auch geſtehen wollte, ſo wirkten doch ſolche Vorfälle bedeutend auf ihn und ſtörten ſelbſt ſeine häuslichen Freuden. Er, der ſo gern kleine Geſellſchaften gab und beſuchte, konnte es oft nicht ignoriren, daß Viele von denen, mit welchen er gern Umgang gehalten hätte, ſich ſorgfältig von ihm zurückzogen; Manche vermieden, Kotzebue's Haus zu betreten, gefliſſentlich, und dennoch vergaß man in ſeinem Familienkreiſe leicht, daß er, der von vie-

len Seiten berüchtigte Mann ſey. Beſonders in Weimar machte er bittere Erfahrungen, ohne ſich aber dadurch in ſeiner Sinnesweiſe irren zu laſſen. Aerndete er von den Einheimiſchen nicht viel Freude, ſo ergötzte ihn dagegen der häufige Beſuch der Reiſenden; denn wie nachtheilig man über ihn denken mochte, wie wenig man ſeinen Anſichten beiſtimmen, ſeinen Lebensbetrieb loben mochte, ſo blieb er doch immer ein merkwürdiger Zug im Bilde der Zeitgeſchichte, und war als ſolcher wohl einer perſönlichen Bekanntſchaft werth.

Das Jahr 1818 wurde für von Kotzebue, durch eigne Schuld, ein ſehr verdrußreiches. Als ob er an den vielen Widerſachern noch nicht genug habe, begann er ein neues Schriftſteller-Unternehmen, das literariſche Wochenblatt, welches nach ſeinem Ton und Zweck allein im Stande war, ſeinen Urheber in endloſe Zänkereien zu verwickeln und ihn zur Zielſcheibe einer ganzen Schriftſtellergeneration zu machen. Wie er auf die unglückſelige Idee dieſer Unternehmung gerieth, iſt leicht aus ihm ſelbſt zu erklären. Die fragmentariſche Schriftſtellerei der Flug- und Zeitungs-

blätter war die, welche v. K. am beſten gefiel, bei welcher er jeden Gedanken, der ihn unter vielſeitiger Lektüre in den Wurf kam, ſogleich auf den literariſchen Markt bringen konnte. Seine nach Rußland zu ſendenden literariſchen Berichte verpflichteten ihn, die neuen wichtigern Erſcheinungen des deutſchen und franzöſiſchen Buchhandels zu leſen; da ihm aber zum verſtändigen Leſen die Zeit und Fähigkeit fehlte, ſo begnügte er ſich, ſie wenigſtens im Fluge zu durchblättern. Hierbei ſtieß ihm mancher Gedanke auf, den der haushälteriſche Schriftſteller nicht wollte verloren gehen laſſen; die Zeit und Mühe, welche die Erfüllung des kaiſerlichen Auftrages forderten, ſollte auch der Autorſchaft eine Frucht abwerfen; dazu war das bunte Gemiſch des literariſchen Wochenblattes am beſten geeignet, und noch außerdem ſehr brauchbar, um ſich zu rächen an jeden Gegner, in jedem Augenblicke Gelegenheit zu haben, Andersdenkenden ſeine geharniſchten Repliken darzureichen, und den Theil des Publikums feſtzuhalten, welcher nichts unterſuchen kann, aber von Allem ſo viel oberflächliche Notiz haben will, um

ein Wort mitreden zu können. — Nicht für ein ſchlechtes Publikum hatte er ſeinen Plan berechnet, er nahm in demſelben die achtbare Klaſſe von Leſern auf, welche durch Berufsgeſchäfte zwar veranlaßt werden, von der Tagesliteratur Notiz zu nehmen, zugleich aber gehindert, ſie ernſtlicher Betrachtung und verſtändigem Urtheile zu unterwerfen, ſo daß man ſie bei leichter Rede, verſtändlichen Worten, witzigen Späßen und Taſchenſpieler-Dreiſtigkeit leicht täuſchen, leicht irre führen kann. — Die von dieſem Unternehmen gehegten Erwartungen, welche auch zum Theil in Erfüllung gingen, hatten für v. K. zu viel Lockendes, als daß er zur Berückſichtigung vernünftiger Abmahnungen hätte gelangen können. Den Rath ſeiner Freunde, ſeine eigenen, früher ausgeſprochenen Bekenntniſſe und Maximen hätte er nur in Erwägung zu ziehen gebraucht: um von dem gefahrvollen Abwege zurückzutreten. Von der unberufenen Luſt zum Kritiſiren ſagte er ſelbſt (1812): „Ja, wenn dieſe Beſchäftigung nur ein ehrbarer Zeitvertreib für verlorene Stunden wäre, wenn ſie nicht ihren Mann ganz forderte! Aber

das Kritiſiren iſt eine Arbeit, und eine große Arbeit! Man muß Alles leſen, über Alles ſprechen, und gut und richtig ſprechen; man muß alle Manieren gründlich erforſchen, über Vieles urtheilen, was man vorher ſelbſt nicht kannte, und worüber zu entſcheiden bisweilen ſehr kitzlich iſt; mit Einem Worte: man muß ſich ſtellen, als ob man Alles wiſſe, zu Allem fähig wäre, und geſchickt in allen Künſten und Wiſſenſchaften. Eine ſolche Vorſpieglung iſt nach meiner Meinung ſchwerer, als die Erlangung jener Kenntniſſe ſelbſt. — Daher iſt mein Rath: man überlaſſe ein ſolches Geſchäft Leuten, die nichts beſſeres zu thun haben. Wenn man es obenein betrachtet, ſo ſchmeichelt es freilich dem Ehrgeize, aber dieſe Täuſchung ſchwindet bei näherer Prüfung bald, und es findet ſich, daß man blos ſeine Zeit ſehr unnütz verloren hat.“ —

Doch — der edle Schiller ſagt:

„Doch, wenn ein Haus in Feuer ſoll vergehen,
So treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen.“ —

Von Kotzebue grif muthig zur Feder und führte ſelbige ſo geſchäftig, daß er den erſten

Band des Wochenblattes, ohne Hülfe, allein ſchrieb, und auf die auffallendſte Weiſe die Behauptung rechtfertigt, die Prof. Krug in einer geiſtvollen, viel geleſenen Schrift *) niederlegt: „Zwar rühmt ein öffentliches Blatt, daß, wenn derſelbe (v. K.) auch in ſeinen Schriften, und namentlich in ſeinem literariſchen Wochenblatte manches Falſche behauptet, alſo nicht immer wahr geredet, er doch niemand geſcheuet, ſondern ſeine Ueberzeugung freimüthig ausgeſprochen habe. Allein, wir leugnen, daß K. das je in ſich gehabt und gefühlt, was man Ueberzeugung im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes nennt. Er hatte nur Meinungen, und dieſe ſprach er allerdings, wenn er nichts davon beſorgen zu dürfen glaubte, mit vieler Dreiſtigkeit, ja Keckheit aus. — Sobald er aber beſorgen mußte, daß eine offene Aeußerung ſeiner Meinung ihm

*) Siehe Hermes oder kritiſches Jahrbuch der Literatur. Drittes Stück 1819. Seite 297. Der dort ſtehende, auch einzeln abgedruckte Aufſatz iſt zur Würdigung des Kotzebueſchen Schriftſtellercharakters von entſchiedener Wichtigkeit. —

ſchädlich werden könnte, machte er nur tiefe Bücklinge. — Weil er nun keine wahrhafte Ueberzeugung hatte, ſondern bloße Meinungen — indem es ſeinem Geiſte an jener Stetigkeit und Selbſtſtändigkeit fehlte, wodurch man allein zu feſten Grundſätzen, als der einzigen Quelle einer wahren Ueberzeugung gelangt — und weil Meinungen etwas ſehr Bewegliches ſind, das ſich nach dem Windſtriche bald ſo, bald anders dreht: ſo iſt hieraus wohl erklärbar, wie es zuging, daß der Herausgeber des literariſchen Wochenblattes nie in eine gründliche Unterſuchung irgend eines Gegenſtandes einging, ſondern alles mit einigen oberflächlichen, höchſtens nur witzigen — denn Witz war ſein Haupttalent — Bemerkungen abthat; daß er über alles ſprach und abſprach, er mochte es verſtehen oder nicht, weil er eigentlich nichts recht, das heißt, aus dem Grunde verſtand; daß er ſeine Gegner nur mit einigen lächerlichen Wendungen und Beiſpielen bekämpfte; und daß er eben daher faſt immer die Lacher, alſo auch denjenigen Theil der ſogenannten Gebildeten, die lieber lachen als denken, und meinen, eine

lächerlich gemachte Sache ſey darum auch eine ſchlechte, auf ſeiner Seite hatte. — Das literariſche Wochenblatt hat während der kurzen Zeit, (daß v. K. in ihm ſeine Stimme abgab,) vielleicht einige tauſend Schriften angezeigt und beurtheilt — alles in der oben angezeigten Manier, die offenbar, nächſt der langweiligen, die ſchlechteſte von allen iſt. Denn ſie belehrt nicht, ſondern ſie blendet; ſie bildet nicht, ſondern verbildet; ſie leitet nicht, ſondern verleitet — nämlich zur Seichtheit, zur Halbwiſſerei, zur Spötterei ſelbſt über das Trefflichſte — mit einem Worte: ſie verdirbt den Geiſt von Grund aus. Daher kam auch jene Inkonſequenz, mit welcher v. K. in ſeinem Wochenblatte die liberalen Ideen bald vertheidigte, bald bekämpfte, dem Zeitgeiſte bald huldigte, bald widerſtrebte, wie es augenblickliche Luſt und Laune eben mit ſich brachte. Zu prüfen, bedachtſam und gründlich zu prüfen, was es mit jenen Ideen eigentlich für eine Bewandniß habe, woher ſie ſtammen, wie weit ſie auf den gegebenen Zuſtand der Welt anwendbar ſeyn, ob und in wiefern der Zeitgeiſt gut oder böſe ſey,

wie man es anzufangen habe, das Gute, wonach er ſtrebt, zu verwirklichen, ohne zugleich das Böſe, wonach er vielleicht auch ſtrebt, mit zu verwirklichen, wie man alſo, ohne dem Guten zu widerſtehen, das Böſe bekämpfen, und ohne das Böſe zu unterſtützen, das Gute zu befördern habe, — das zu unterſuchen, war ſeine Sache nicht, weil es zu mühſam war, weil es ſo langes, angeſtrengtes Nachdenken forderte, weil er dann in derſelben Zeit, wo er hundert Bücher, gute und ſchlechte, flüchtig durchblätterte und eben ſo flüchtig anzeigte, um aus jedem etwas herauszuheben, womit er den Gaumen einer verwöhnten Leſewelt kitzeln, oder wobei er ſeinen Witz ſpielen laſſen konnte, kaum eines hätte leſen und beurtheilen können." —

Dieſer Mittheilung verdient zur Seite geſtellt zu werden, was ein Freund Kotzebue's im Anfange des vierten Bandes des literariſchen Wochenblattes, mit beſonderer Beziehung auf daſſelbe und auf ſeinen politiſchen Obſkurantismus, ſagt: „Kotzebue befand ſich bei der jetzigen Ordnung der Dinge im Ganzen wohl,

und fühlte dabei, daß die Form allein wenig beſſere und daß auch das Beſte gemißbraucht werden könne; darum fiel er über die wirklichen und vermeinten Störer der Ruhe (— ſie waren ja ohnehin auch ſeine perſönlichen literariſchen Gegner —) her. Hierbei beging er zwei Fehler; einmal, wenn er den nichtsſagenden Satz von Locke zum Grunde legte: daß diejenige Verfaſſung die beſte ſey, die am beſten verwaltet wird. Er überſah, daß eine Form vor der andern viel geeigneter ſey, auf die beſſere Verwaltung hinzutreiben, und dem ſo leichten Mißbrauche der Verwaltung kräftiger entgegen zu wirken. Zum andern vermengte er mit Hobbes die geſetzgebende und vollziehende Gewalt. Nicht alle Pflichten, die jedermann der erſten ſchuldig iſt, paſſen auf die zweite. Wenn K. ſogar als Verfechter der Monokratie aufgetreten iſt, ſo war wohl jene Begriffsvermengung daran Schuld, daß er dem menſchlichen Geſchlechte und ſeinem edelſten Daſeyn, ohne es zu wollen und zu ahnen, den Krieg erklärte. Dieſe Behauptung war jenem papiſtiſchen Satze ähnlich, daß diejenige

Verwaltung die beſte ſey, die der Regierungsart im Himmel am nächſten komme, wo auch nur Ein Monarch herrſchte. Wer ſieht aber nicht, daß gerade dieſer Satz die beſte Empfehlung für gemäßigte und ächt repräſentative Verfaſſung ſey? denn eben die Gründe, welche für die heilbringende Nothwendigkeit der göttlichen Gewalt beweiſen, müſſen jedem Sterblichen die unumſchränkte Gewalt aus der Hand winden. — K. überſah, daß es nicht darauf ankomme, ob die Verwaltung bei Einem oder bei Vielen ſtehe; ſondern darauf, daß nicht Einer oder Viele, die nicht das ganze Volk vorſtellen, ſich jener höchſten Gewalt bemächtigen, der es obliegt, Sicherheit, Freiheit und Eigenthum der Geſetzgebung zu bewahren. — Er überſah ferner, daß, wenn wir uns um Manches ſchon jetzt beſſer, als ſonſt befinden, ſelbſt bei mangelhafter Verfaſſung, es hauptſächlich der öffentlichen Meinung zuzuſchreiben, welche als Surrogat einer ſtaatsrechtlichen Verfaſſung, ſich überall einen achtbaren Rang erobert hat, die aber mancher Regierung das Verdienſt der Freiwilligkeit be-

nimmt, was ihr ſo ſehr zu gönnen wäre. — Einen Wunſch hegen wir, mit jedem Vaterlands-freunde, daß keine Regierung" (— was leider, leider von ſo mancher geſchieht! —) „die unglück-liche Täuſchung mit K. theilen möge, als ob alle unruhige Bewegung, aller Wunſch nach Reform von Wenigen ausgehe. Wer ſich, wie K., nur in der Sphäre der Vornehmen bewegt, wer von den unteren Klaſſen nur die Bedientenſeelen, nur die in Druck und Eigennutz Lebenden kennt, der hört und ſieht nicht, was der Mittelſtand, die moraliſche Baſis der Geſellſchaft in Stadt und Dörfern laut genug verlangt, einſieht und täglich beſpricht; der weiß nicht, daß die Schrift-ſteller öfter das Echo; als die Hauptſtimme füh-ren. Ein ſolcher ſchmeichelt ſich, mit dem Be-wußtſeyn des guten Willens könne man ſich an das Alte halten, man könne das hiſtoriſche Recht, ſey es auch noch ſo unmoraliſch und für den Menſchenverſtand empörend, mit Gewalt immer fortbehaupten. Ein ſolcher wähnt, dem ehrwür-digen Bauerſtande noch ferner weiß zu machen, daß ſein Land eine gute Verfaſſung habe, weil

der Adel für ihn, und doch ohne ihn das Wort führe. — V. K. ſteht da als offener und heimlicher Verfolger der Preßfreiheit um einzelner Frecher willen.“ —

Hier iſt der Standpunkt bezeichnet, aus welchem K., der die Autorfeder ergrif, ohne vorher erwogen zu haben, was er ſchreiben wollte, und der während dem Schreiben ſich auf ſein Talent der Redefertigkeit verließ, als politiſcher Schriftſteller den Nationalunwillen aller redlichen Deutſchen auf ſich zog. Sein politiſches Glaubensbekenntniß, auf welches er, bei allen, ſeiner Charakterloſigkeit eigenen Abſchweifungen, immer zurück kommt, hat er in dieſen Worten zuſammengedrängt, bei denen er davon ausgeht, die ewigen Ideen von ſelbſtſtändiger Freiheit des menſchlichen Geiſtes, gegenüber zu ſtellen den veralteten Anſichten vorgefundener Autoritäten: „Dieſe,“ ſagt er, (die Ideen) verlangen etwas Neues, durch Erfahrung ungeprüftes; jene (die verralteten Ausſichten) heiſchen, daß das alte geprüfte, und im allgemeinen gut befundene erhalten werde. Dieſe verlangen etwas ihnen gemäßes,

ohne vor allen Dingen zu beweiſen, daß ſie auch richtig ſind; jene brauchen das nicht mehr zu beweiſen, ſondern deuten blos auf die Erfahrung, die laut für ſie ſpricht. Das Menſchengeſchlecht bleibt immer daſſelbe; ſein ſogenanntes Fortſchreiten (im Moraliſchen) iſt eine Chimäre; iſt ſogar eine gottloſe Einbildung, denn der Menſch iſt nicht auf der Welt, um hier ſchon vollkommen zu werden *). Die Menſchennatur bleibt immer dieſelbe. Was vor 50 und 500 Jahren die Menſchen beglückte, kann und wird ſie auch jetzt beglücken: Liebe und Gerechtigkeit. Dieje-

*) Dieſes Argument iſt ein recht auffallendes Zeugniß, wie wenig Kotzebue bei ſeinen wichtigſten Ausſprüchen im Stande war, eine nur irgend haltbare Schlußfolge anzugeben: denn, iſt moraliſche Vollkommenheit nicht, wie alles Reingeiſtige, in ſich unbegränzt? — Sind die mit geiſtiger Freiheit begabten Erdenbewohner dem Ziele der höchſten Vollendung ſchon ſo nahe, daß es eine Gottloſigkeit iſt, ſie noch einen Schritt weiter der Vervollkommnung entgegen zu führen? — Wer kann dem menſchlichen Geſchlechte den ſchönen Beruf rauben, der moraliſchen Vervollkommnung entgegen zu ſtreben? — —

nige Regierung, die ihren Unterthanen Liebe und Gerechtigkeit beweiſ't, verbreitet auch ſicher das Glück, die Form ſey welche ſie wolle, und ſo alt ſie wolle. — Ey! wer ſind denn die Großſiegelbewahrer der Ideen der Zeit? Suchen wir ſie im Wehrſtande? der gehorcht nur ſeinem Fürſten und thut es gern. Iſt es die Geiſtlichkeit? die trachtet jetzt nur nach einer Konſtitution für ſich. Iſt es der Kaufmannsſtand? der begehrt nur Schutz und Freiheit des Handels, gleichviel unter welcher Form. Sind es die Handwerker und die Bauern? die verſtehen nicht einmal, was die Ideen der Zeit eigentlich wollen, und — wenn ſie nur Liebe und Gerechtigkeit nicht vermiſſen — ſo kümmern ſie ſich auch weiter nicht darum. Wer iſt denn nun noch übrig? der Stand der Gelehrten, der Schriftſteller. Dieſer Stand theilt ſich jedoch in zwei ſehr ungleiche Hälften. Die bei weitem größere Hälfte beſteht aus Staatsbeamten, die, längſt durch Erfahrung belehrt, das erprobte Alte auch nicht verwerfen. Folglich müſſen wir endlich bei der kleinen Zahl derjenigen Schriftſteller ſtehen bleiben,

die man die Kometen in der Staatsordnung nennen könnte; die alle Planetenbahnen durchkreuzen und die Sonne nicht ſonderlich zu reſpektiren ſcheinen; die meiſtens einen verzweifelt kleinen Kern haben, aber einen gewaltigen lockeren Schweif, durch den ſie Abergläubige in Schrecken ſetzen; deren Bahn endlich eben ſo ſchwer zu berechnen iſt, als die Kometenbahnen, weil ſie immer excentriſch umherſchweifen. Geſetzt nun, daß ſo ein Komet ſpräche zu der Sonne: Ihre Majeſtät haben lange genug autokratiſch regiert. Ich bringe Ihnen die Ideen der Zeit, Sie müſſen Ihre Planeten nicht mehr ſo regelmäßig um ſich herum laufen laſſen. Das iſt zwar bis jetzt recht gut gegangen, aber nun iſt es alt, und die Ideen der Zeit verlangen etwas Neues. — Ein fader Scherz! werden unſere Gegner ausrufen; aber es liegt wahrlich viel Wahrheit in dem Scherze. Wir können ein halbes oder ganzes Dutzend Schriftſteller durchaus nicht für die alleinigen Inhaber der Ideen der Zeit gelten laſſen. Es ſind ihre Ideen und nichts weiter. — Wenn nur die Regierungen, wie bisher, ſich gar nicht

um das Geſchrei bekümmern. Dieſes Geſchrei — wir prophezeihen es mit völliger Gewißheit — wird erſt dann recht angehn, wenn die Konſtitutionen in Deutſchland gegeben ſeyn werden; denn dann wird es wieder heißen: ſie taugen nichts! ſie hätten ſo, oder ſo ſeyn ſollen. Wäre es möglich eine Konſtitution zu erfinden, die alle die ſogenannten Ideen der Zeit realiſirte, ſo wäre das ein Donnerſchlag für die Herren Kometen; denn wenn ſie ſchweigen müßten, wovon ſollten ſie leben? — Wenn es erlaubt iſt, Großes mit Kleinem zu vergleichen, ſo möchten wir in dieſer Zeit ſämmtliche Regierungen, den Theaterdirektionen ähnlich finden, die es auch niemanden recht machen können. Sie mögen die Rollen vertheilen, wie ſie wollen, immer werden die meiſten Schauſpieler unzufrieden ſeyn, und jeder wird glauben, ihm gebühre eine beſſere Rolle, und ein paar Recenſenten werden fortſchreien: das iſt nicht recht, und jenes iſt nicht recht! hört auf uns! wir ſind die Stimme des Publikums! — das eigentliche Publikum aber wird ganz ſtill ſitzen und ſtill genießen, und wenn ihm

auch hier und da etwas nicht behagt, ſo wird es ſich beſcheiden, daß nichts auf der Welt vollkommen iſt, und wird dem Direktor Dank wiſſen, für das, was nach Kräften geleiſtet wird. So muß denn auch jeder wackere Fürſt und Miniſter, gleich einem ſolchen Direktor, ohne Anſehn der Perſon die Staatsrollen vertheilen, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, dafür ſorgen, daß ſie gut geſpielt werden, auf das Geſchrei der Recenſenten gefaßt ſeyn und an dem ſtillen Beifalle des bei weitem größern Publikums, vorzüglich aber an ſeinem Bewußtſeyn ſich gnügen laſſen." — (Liter. Wochenblatt Band 1. Seite 212 und 213.)

Wollte man ſich die Mühe nehmen, den Inhalt dieſer Zeilen ausführlich zu analiſiren, um alle ſophiſtiſche Verdrehungen, Unrichtigkeiten, den wahren Standpunkt der Nationalforderungen mit gefliſſentlichem Muthwillen verrückende Taſchenſpielerkünſte, um alle boshafte Anſpielungen, alle Bravokünſte blendenden Witzes in ein langes Sündenregiſter neben einander zu ſtellen, der Leſer würde daran früher genug haben, ehe man damit zu Ende wäre. Das meiſte hierher gehörige iſt

ſo klar in die Augen ſpringend, daß es ſich jedem, die angeführten Worte mit einiger Aufmerkſamkeit Erwägenden ohne große Mühwaltung von ſelbſt darbietet. Auch dürfte die eine Probe der Kotzebueſchen Staatskunſt und Würdigung des Zeitalters ſo vollkommen genügend ſeyn, daß in dieſer Hinſicht zur Charakteriſirung ſeines Strebens nichts weiter beigebracht zu werden braucht; wie denn auch eine Kritik ſeiner Kritiken gewiß gern geſchenkt wird, da der Neugierige den Beweiſen des Krugſchen Urtheils in jedem Stücke des literariſchen Wochenblattes, ſo lange ſeine Feder darin Wind machte, ungeſucht begegnet.

Zwei Fragen dürfen dagegen in der Lebensgeſchichte Kotzebue's nicht überſehen werden, nicht unbeantwortet bleiben:

1. Wodurch iſt die kecke Frechheit zu erklären, mit der v. Kotzebue die heiligſten, durch unendliche Opfer erkauften Wünſche und Hoffnungen der deutſchen Völker höhnt? Steht dieſer Frevel nicht in offenbarem Widerſpruche mit der vorhin gegebenen Behauptung: v. K. habe ſeine Meinungen nur dann ausgeſprochen, wenn er nichts

zu beſorgen, wenn für ihn keine ſchädlichen Folgen davon zu fürchten ſtanden? — In der That kannte v. K. den Gegner gar nicht, den er den Fehdehandſchuh zuwarf und wollte ihn nicht kennen lernen. Daß eine heilige Sehnſucht nach einem verbeſſerten bürgerlichen Zuſtande unter den Deutſchen erwacht ſey, daß der kräftige Wille nach einer Verbeſſerung des Staatsregiments in Haupt und Gliedern nicht mehr ſich beſchwichtigen laſſe, durch verjährte Autoritäten, daß die Schriftſteller, denen er alles Böſe des Zeitgeiſtes anſchuldigt, ohne das Herrliche deſſelben, und auch ihr Verdienſt anzuerkennen; daß dieſe nicht die egoiſtiſchen Urheber jenes Staats-Reformations-Verlangens, ſondern die redlichen Sachwalter deſſelben — hiergegen verſchloß er gefliſſentlich die Augen. Alle Ereigniſſe des Zeitgeiſtes, die gerade jetzt bei den Deutſchen dadurch eine höhere Gediegenheit bekommen, daß ſie die Früchte ſind einer tugendlichen Vaterlandsliebe, waren ihm ein Gräuel, deſſen Stammwurzel er alſo bezeichnet: „Der deutſche Patriotismus iſt ein armer Wicht, der ſich gar zu gern Freibillets ausbittet, wenn

er ins Schauſpiel gehen will; ein fleißiger Leſer, der ſich aber nur für Leſebibliotheken abonnirt, und nie ſelbſt Bücher kauft; er gleicht jenem drolligen Menſchen, der auf eine Sache, die er behauptete, wohl ſchwören, aber nicht wetten wollte! — Will man dem öffentlichen Gerüchte trauen? es iſt eine Wolke, die freilich jedermann ſieht, die aber alle Augenblicke ihre Geſtalt verändert, und aus der man unmöglich errathen kann, ob die Spitze des Berges, den ſie verhüllt, Zedern trägt, oder in Schnee vergraben iſt!" —

Je weniger er nun hiernach den Zeitgeiſt erkennen wollte, um ſo weniger konnte er ſich es auch geſtehn, daß er gar arge Schuld auf ſich lade und ſich im ſchlechten Gewerbe nutzlos nothwendiger Gefahr ausſetze. Dagegen war es ihm ſehr einleuchtend und klar, wo der böſe Geiſt, dem er ſich verſchrieben, ſeine irdiſche Heimath aufgeſchlagen, von woher ſeine Autorſchaft Rückhalt zu erwarten habe, und ſtillen Beifall, der ihm im Freudentaumel ſo verführeriſch ſchmeichelte, daß er forthin den Wald überſah vor lauter Bäumen.

2. War denn aber wirklich der Beifall ſo entſchieden, der Schaden, welchen ſeine politiſchen Taſchenſpielerkünſte anrichteten, ſo groß, daß dadurch der Kotzebue treffende Nationalhaß gerechtfertigt wird? — Wenn man nach dem Erfolge ſeiner Handlungsweiſe die Strafbarkeit beſtimmen wollte, ſo laſtet auf ihn unbezweifelt eine ſchwere Verantwortlichkeit. Wie unlauter auch ſeine Zwecke ſeyn mochten, man kann immer die Behauptung ſeiner Freunde gelten laſſen, daß er den Erfolg ſeines verderblichen Schriftſtellerbetriebes zu überſehen nicht fähig war; aber der Schaden, den er anrichtete in unſerm lieben deutſchen Vaterlande, darf nicht überſehen werden. — Kotzebue hatte das entſchiedene Talent der unterhaltenden Darſtellung; er hatte durch eine gar thätige Autorſchaft dafür geſorgt, ſein Publikum feſtzuhalten und zu vergrößern. Der Theil der Leſewelt, er iſt immer der ausgebreitetſte, der nur unterhalten ſeyn will, ohne mit der Mühwaltung des Denkens beläſtigt, der einige Notizen von den neueſten Früchten der Literatur, von den eben gangbaren Ideen des Zeitgeiſtes verlangt, ohne

durch wiſſenſchaftliches Eindringen in beide ermüdet zu werden, fand ſeine Rechnung beim literariſchen Wochenblatte. An dieſer Quelle verſammelten ſich beſonders Leſer aus den höheren Ständen, und fanden an Kotzebue's Anſichten ſchon deshalb großen Gefallen, da die ihnen ſo werthen Vorurtheile in Schutz genommen wurden. Waren ſie auch zuweilen geſcheut genug, das Unhaltbare in dem Kotzebue'ſchen Anſtreben gegen den Zeitgeiſt nicht zu verkennen, ſo war ihnen doch ſeine Lüge lieber, als die bittere Wahrheit anderer Schriftſteller; ja letztere überſah man, um ſich den Aerger widerwärtiger Zeugniſſe zu erſparen und begnügte ſich an den Relationen des literariſchen Wochenblattes. — So kam es, daß Kotzebue eine der edelſten Bemühungen der mit weiſer Ueberlegung ſich dem Vaterlande widmenden politiſchen Schriftſteller hemmte; nämlich die: als Organ der Nationalſtimmung und des Zeitgeiſtes ein unmittelbares Band zwiſchen dem Volke ſelbſt und deren Regenten, die durch die Klauſur der Miniſterien und des Officiantenheeres, jenem

entfremdet ſind, wieder herzuſtellen, und ſo den allgemeinen Wunſch der Volksrepräſentation zu vermitteln, einzuleiten und zu befriedigen auf die trefflichſte Weiſe. Alle Vorurtheile, alle Mißbräuche der Verfaſſung, durch welche Miniſter und Verwaltungsbehörden ſo großen Spielraum, ſogar Unverantwortlichkeit erlangen, die tröſtliche Verſicherung, daß es mit dem Volkswillen nichts und mit der Schriftſtellerſtimme eine Thorheit ſey, der willkommene Rath, daß man nur recht feſt bei dem alten Unweſen beharren müſſe, um den Sieg über den Zeitgeiſt davon zu tragen, alle Fehlgriffe der Regenten und der von ihnen beſtellten Machthaber fanden ihre Vertheidigung in der jämmerlichen Sophiſtik Kotzebue's, ſo wie jede freimüthige Idee aus der Nation, über den Staat und ſeine Gewaltigen dort ſeinen Verläumder, ſeltener ſeinen Ankläger. So wurde die unglückliche Täuſchung, wie es jener Freund Kotzebue's warnend in den angezogenen Worten nennt, daß der allgemeine, dringende National-Wunſch zur Staatsreform an Haupt

und Gliedern nicht, wie eine Sonne die Welt erleuchtet, ſondern wie ein Irrlicht einige Wenige in das Verderben lockt, ein auf Kotzebue's Autorität von vielen Regierungen angenommenes Prinzip, deſſen unglückliche Folgen der Strafe der rächenden Nemeſis nicht entgehen werden. —

Wie nun ein Schriftſteller, der auf Kotzebue's Weiſe, zu ſo ſchlechten Umtrieben ſeine Feder darbietet, gegen Gedanken- und Preßfreiheit, gegen die Begründung des wahren bürgerlichen Glückes, und des ſchönſten Fürſtenruhmes, zum Fluche ſeines Zeitalters, um ſo mehr Gefallen findet bei ſchlechten Regenten und elenden Miniſtern, je mehr Spektakel und Gewirre er verurſacht, jemehr Leſer, Widerleger oder Nachbeter er findet; um ſo verächtlicher und verhaßter muß ein ſolcher Schriftſteller einem in liberalen Ideen ſein großes Tagewerk leitenden Regenten, einem wahrhaft erleuchteten Miniſterio ſeyn. Daher kam es denn, daß v. K. bei dem Hofe zu Weimar, wo er gern ſich zeigen mochte, ſo wenig wohlgelitten ſeyn konnte, als er es dort in andern Zirkeln war. Da er die geachtetſten Lehrer

der Akademie zu Jena, die beſten Köpfe zu Weimar, mit beſtändigem Hohngelächter ſo neckte, angriff, ſchmähte, wie er den Stolz jener Stadt und jenes Hofes, den Ruhm Deutſchlands und ſeines Zeitalters, wie er Göthe ſein ganzes Leben hindurch mit Gaſſenbuben-Muthwillen verfolgte, — da ſich ſo immer eine ärgerliche Geſchichte an die andere reihte, ſo entſtanden hieraus ſelbſt für den, von Eigendünkel verblendeten v. K. Mißverhältniſſe, denen er durch eine Entfernung aus Weimar aus dem Wege zu gehen beſchloß. Er bereiſ'te im Sommer 1818 das nördliche Deutſchland (Halberſtadt, Braunſchweig, Hannover, Bremen u. ſ. f.), vorzüglich um ſich zu zerſtreuen und zu erholen, denn die unaufhörlichen Zänkereien blieben für ihn nicht ohne Aerger, der Aerger nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit. —

Kotzebue ſelbſt hatte ſich das reizende Aſyl, welches er recht ſorglich ſich hätte bewahren ſollen, verleidet; der unheimliche Geiſt, welcher ihn immer unſtät umhertrieb, erlaubte ihm nicht länger in Weimar zu verweilen. Er ſuchte um eine

Stelle zu Reval, dann wieder um die eines General-Konſuls zu Leipzig (?) nach; er erhielt keine von beiden, wohl aber die Erlaubniß, unter Belaſſung ſeines ſehr bedeutenden Gehaltes nach Eſthland zurückzukehren, um dort in Muße ſeinen literariſchen Arbeiten zu leben, indem ihm zugleich für die Verſorgung ſeiner Kinder kaiſerliche Zuſicherungen gemacht wurden. Dieſe neue ausgezeichnete Vergünſtigung des Schickſals, durch die er mit einem Male aus einer ſich ſelbſt geſchaffenen, unangenehmen Lage gezogen wurde, wußten ihm indeß ſeine Feinde zu verleiden, indem ſie unwahr verbreiteten, daß er als Folge ſeines ſchlechten literariſchen Umtriebes nach Rußland zurückzukehren, den Befehl erhalten habe. Man motivirte dieſes aus dem Umſtande, daß v. K. die berüchtigte Schrift Stourdza's, die das rechte Waſſer auf ſeine Mühle gab, als officiell, unter Autorität des Ruſſiſchen Kaiſers verfertigt, bezeichnet hatte, was ſie doch nicht ſeyn ſollte und welche voreilige Behauptung im Ruſſiſchen Kabinette allerdings Unzufriedenheit veranlaſſen konnte. Da die Zurückberufung ſelbſt

unter ſo günſtigen Verheißungen erfolgte, mag es auch dahin geſtellt bleiben, ob das Geſuch um dieſelbe, aus eigener Bewegung, oder im Verfolg erhaltener Winke, von Kotzebue eingereicht wurde; entſchieden iſt, daß er den Vorſatz faßte, erſt im Jahre 1820 nach Rußland zurückzugehn, „um ſich vorher (nach den Worten ſeines oft erwähnten Freundes, im Anfange des vierten Bandes des Lit. Wochenblattes,) zur beſſeren Beförderung ſeiner literariſchen Arbeiten, die Befreiung von der Viſitation der eingehenden Schriften auszuwirken, durch welche ihr Empfang gewöhnlich lange aufgehalten wird.“ — Wenn man der Unwahrſcheinlichkeit ohngeachtet dieſe in der That ſonderbare Angabe als wahr gelten läßt, (denn eine ſolche Befreiung konnte er unbezweifelt, wenn er ſich in Rußland aufhielt, leichter und beſſer betreiben, als wenn er von dem Orte der Entſcheidung ſeiner Bitte mehrere hundert Meilen entfernt war,) ſo dient ſie nicht zu ſonderlicher Empfehlung der von Kotzebue immer hocherhobenen Freiſinnigkeit der Ruſſiſchen Staatsbehörden, indem die durch beſchwerliche und zeitraubende Viſitationen erwachſende Schwierigkeit

aus dem Auslande Bücher zu beziehen, wohl in keinem europäiſchen Reiche ſo ſchmerzlich von den Literaturfreunden empfunden werden muß, als in dem, in welchen v. Kotzebue hiernächſt wieder ſeine Tage zu verleben gedachte. —

Vor dem Jahresſchluſſe 1818 ging er über Frankfurt nach Mannheim, wo er an der Seite ſeiner Gattin, umgeben von ſeinen Kindern, (mit Ausſchluß der erwachſenen Söhne; dreizehn Kinder überlebten ihn) ſich häuslich niederließ; in gewohnter Geſchäftigkeit ſchien er ſeine Tage heiter und zufrieden zu verleben, wie dieſes immer dann der Fall war, wenn er einen neuen Wohnort ſich gewählt und in ſeinen Umgebungen noch keine unangenehmen Berührungen auf ſich gezogen hatte. Von hieraus leitete er fortwährend ſein literariſches Wochenblatt, in welchem er ſchon mit dem Beginn des zweiten Bandes nicht mehr allein die Stimme führte, gern einlenkenden und vermittelnden Aufſätzen eine Stelle gab, und ſich ſelbſt mehr mit den Erſcheinungen der Literatur, als mit politiſchen Gegenſtänden beſchäftigte. In der genauen Beobachtung der auf ſorgfältigem

Haushalt mit der Zeit berechneten Lebensweiſe, in ſeiner ununterbrochenen Thätigkeit am Schreibtiſche, von früh Morgens bis zu den Mittagsſtunden, in der ungeſchwächten Kraft ſeines Gedächtniſſes und Witzes, in der regen Empfänglichkeit für alle Freuden des geſelligen Lebens zeigten ſich bei ihm eine treffliche körperliche Organiſation, die, ohngeachtet vorübergehender Unpäßlichkeiten, noch keine bleibende Hinweiſungen auf das nahe Greiſenalter dem rüſtigen Manne vor die Augen ſtellten. Zwar klagte er neuerlich gegen Vertraute zuweilen, daß die Abnahme der Imagination ihm dankbaren Stoff zu dramatiſchen Arbeiten zu verſagen anfange; doch lag hierin der Grund vielleicht mehr in der Art, wie er eine Reihe von Jahren hindurch ſeine Talente für die dramatiſche Dichtkunſt verſchwendet hatte, als in der Verminderung ſeiner geiſtigen Regſamkeit. — Nähere Beobachter wollen an ihm gegen das Ende des Märzes hin zuweilen eine wehmüthige Stimmung bemerkt haben, wie man auch erzählt, daß er um dieſe Zeit, bei Erblickung ſeines jüngſten, kaum die erſten Laute lallenden Sohnes ſich ſoll erinnert haben, wie er ſelbſt

nicht älter war, als ihm der Tod ſeinen Vater hinwegnahm. —

So erſchien der verhängnißvolle Tag, der 23ſte März des Jahres 1819, wo eine wunderbare Geſtalt ihm gegenübertrat. —

Karl Friedrich Sand, 24 Jahre alt, der Sohn trefflicher Aeltern (ſein Vater iſt geheimer Juſtizrath zu Wunſiedel bei Bayreuth, im Ober-Main-Kreiſe) der Bruder hoffnungsvoller Geſchwiſter; er, einer der erſten, welche den Fahnen der Freiwilligen im Freiheitskriege zueilten, und da Achtung und Liebe ſich erworben; bei ſeiner Heimkehr mit gleichem Eifer ſich der gelehrten Ausbildung widmend, und das mit ſeltener Treue, Liebe und ausgezeichnetem Erfolge, ein Muſter der Sittlichkeit und Sittenreinheit, ein frommer Sohn, herzlicher Bruder und treuer Freund, durchdrungen von einer heiligen Liebe zum Vaterlande; dabei reich begabt von der Natur mit der einnehmendſten, beſcheidenen, aber kräftigen Geſtalt, ſo geſchätzt von ſeinen Lehrern, wie von Allen, die ihn kennen. —

Sand war ausgezogen mit einer hohen Begeiſterung für Religion und Vaterland, für Ehre

und Tugend in den Krieg (1815); dann gen Erlangen und ſpäter nach Jena, um auf beiden Univerſitäten ſeine wiſſenſchaftliche Bildung für den geiſtlichen Stand fortzuſetzen. Ihn traf 1817 ein Schlag, deſſen heftige Erſchütterung ſein ganzes Daſeyn zu vernichten drohte: ſein Stubengenoſſe ertrank vor ſeinen Augen beim Baden, ohne daß er ihn retten, oder mit ihm ſterben konnte. Die Feier des Wartburgsfeſtes, das ſchöne, freie Leben der Studenten auf dem geweihten Muſenſitze zu Jena und der Ernſt wiſſenſchaftlicher Anſtrengungen richteten ihn wieder auf. Er zeichnete ſich aus durch Fleiß, Genügſamkeit, Sittlichkeit, durch raſtloſe Thätigkeit und ein ſich ſelbſt völlig verleugnendes Hingeben, wenn es darauf ankam Edles zu wirken. Vorzüglich war ſein Geiſt beſchäftigt mit der Verherrlichung der deutſchen Nation, die er auf moraliſche Beſſerung begründet wiſſen wollte. Wie viel bei dieſem Ziele der deutſchen Jugend, als der Pflanzſchule künftiger Kraft, Würde und Größe — oblag, konnte ihm nicht entgehen; hieran knüpfte er ſeine Plane für das deutſche Burſchenweſen, welches ſeine ganze Seele erfüllte.

Die deutſchen Hochſchulen ſollten, nach ſeinem Sinne, die Pflegemütter deutſcher Männlichkeit und Treue werden; von ihnen die Tugend ausgehn, um ſich über die Nation zu verbreiten. Der Geiſt der Einzelnheit ſollte vertilgt werden und an deſſen Stelle ein Geſammtverein treten, zu ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Ausbildung, zur Treue für das Vaterland, Tapferkeit, Fleiß, Mäßigung und Keuſchheit. — Bei ſolchem hohen Streben trat der Glaube an eine überſinnliche Welt, und das lebendigſte religiöſe Gefühl immer auf die rührendſte Weiſe bei ihm hervor und zeigte ein Gemüth, welches das Chriſtenthum, ohne reflektirende Verſtandbemühungen, als eine unmittelbare göttliche Offenbarung in ſich aufgenommen hat, ohne Schwärmerei oder frömmelnden Stolz; er zeigte in allen Verhältniſſen ein frommes, reines, nüchternes, tugendliches Herz.

Im Jahre 1818 reiſte Sand von Jena aus viel umher in dem lieben deutſchen Vaterlande, (auch in Berlin war er ganzer vier Wochen hindurch; er ward dort gaſtfrei aufgenommen von einem Kriegsgefährten, der als wirklicher Hauptmann bei der Königlichen Garde ſtehend, bald

nach Kotzebue's Tode als aggreirter Hauptmann, außerhalb Deutſchland, nach Poſen verſetzt wurde —) um deſſen Einwohner kennen zu lernen, mit Empfehlungsbriefen von ſeinen akademiſchen Lehrern an die edelſten Männer und Gelehrten Deutſchlands. Wo er hinkam, trug er die beſten Empfehlungen in ſeiner Perſon mit ſich, überall ſuchte er in Kunſt und Wiſſenſchaft den Geiſt zu ſtärken, aber er traf mehr auf jammernde Zeugen des gefahrvollen Kampfes zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Tugend und Laſter, Freiheit und Sklavenfeſſel, als auf muthvoll redliche Arbeiter im Weingarten des Herrn; und wenn er — edle Herzen wiſſen ſich ſo leicht zu finden, lernen ſich ſo bald verſtehen, — wenn er mit den einſichtsvollſten Männern über die großen Angelegenheiten unſerer Tage, über Volksglück, Nationalehre, Geiſtesfreiheit, Religionswürde, Fürſtenheil u. ſ. f. vertraut ſprach, ſo hörte er an allen Orten und in allen Gegenden, immer nur einen Namen wiederholen, deſſen Autorität, der Schild und die Waffe der Schlachten, wie eine Zauberformel des Böſen ausgeſprochen wurde — es war der Name: Kotzebue! Alſo kehrte

er betrübt zurück zu ſeinem lieben Jena, zu den Hörſälen ſeiner Lehrer und zu den im heiligen Gebiete der Wiſſenſchaft, noch von keinem Zwange beſtimmter Lebensverhältniſſe gefeſſelten, in keinem Aufſtreben des Geiſtes gehemmten, jugendfrohen Freunden. Gegen dieſe wurde er immer inniger, zarter, kindlicher, im Aeußeren erſchien er den ferner Stehenden faſt ſchwermüthig und verſchloſſen. — Er verläßt den 9ten März ganz im Stillen ſeinen akademiſchen Wohnort. Er wandert über Würzburg nach Mannheim. Hier tritt er frohes Anſehns in einem Gaſthofe ab, wo er ſich nach von Kotzebues Wohnung und nach der eines ihm von Erlangen aus bekannten Predigers erkundigt. Zweimal meldet er ſich in erſterer den 23ſten Vormittags; er wurde beide Male abgewieſen, weil v. K. des Morgens ſich in ſeinen Arbeiten nicht unterbrechen ließ, und gegen 12 Uhr Mittags ausgegangen war. Der junge Mann kehrt zur Wirthstafel zurück, wo er unbefangen und lebendig an der Unterhaltung der Tiſchgeſellſchaft Theil nimmt; auch von Kotzebue wird geredet, manches Nachtheilige über ihn geſagt, hierzu ſchweigt er; von einem ihm

nach der Landesſitte hingeſtellten Schoppen Wein genießt er nur wenig; doch den Genuß der Speiſe verſchmäht er nicht; mit einem dort getroffenen Landgeiſtlichen ſpricht er vieles, bis die Zeit heranrückt, auf welche er von dem Bedienten, um Kotzebue zu ſprechen, beſchieden iſt. —

Kotzebue hatte den Tag auf gewöhnliche Weiſe verlebt. Nachmittags um 5 Uhr, als ſeine Familie ſo eben Beſuch von einer Dame erhielt, ward er abgerufen; ein junger Fremdling wünſchte ihn zu ſprechen. Er geht in das Zimmer, wo ihn dieſer erwartet. Nach wenigen Augenblicken durchdringt ein Geſchrei das Haus, man ſtürzt herbei, die Bedienten finden ihren Herrn auf dem Boden im Blute liegend. Noch ringt er mit dem Fremdlinge, welcher mit dem in feſter Hand haltenden blutigen Dolche ihm Herz und Lunge durchbohrt hat. Umgeben von ſeiner jammernden Familie ſchließt von Kotzebue nach wenigen Minuten für immer die Augen. Indeß der Ruf nach einem Wundarzte ſchon den Vorübergehenden von der ſchrecklichen That Kunde giebt, rafft ſich der Jüngling, der ſie vollführte, auf, die Treppe hinab, erreicht die Straße, ſinkt auf

ſeine Knie, ruft mit lauter volltönender Stimme: „Der Verräther iſt gefallen, das Vaterland gerettet! — Ich bin der Mörder; aber ſo müſſen alle Verräther ſterben. — Dir, himmliſcher Vater danke ich, daß Du mir die That haſt vollbringen laſſen!“ —

Dann reißt er die Kleider auf, wendet den Dolch gegen die eigene Bruſt und verwundet ſich tief. Von der herbeiſtrömenden Menge wird er halbentſeelt in das Bürgerhoſpital gebracht, wo er unter ärztlicher Pflege und gerichtlicher Unterſuchung den Ausſpruch ſeiner irdiſchen Richter erwartet, mit ſeinem Leben für ſich im Reinen, — ohne alle Reue der That! —

Sand iſt dieſer Jüngling, der die ſchreckliche Schuld des Meuchelmordes auf ſich lud und auf das geliebte Vaterland. Welch eine unergründliche Verkettung des Menſchen und der That! — Welch ein ſchwerer Beruf hier richten zu müſſen, als berufene Richter! — Aber die unberufenen mögen ſchweigen; ſchweigen auch die unberufenen Vertheidiger. Es iſt gleich verbrecheriſch, Sand anzuklagen, ihn entſchuldigen zu wollen; jenes thut die begangene That hart

genug; dieſes am lauterſten ſein reines Leben. —

Kotzebues Leiche ward aus dem Trauerhauſe, zu welchem das Mannheimer Theater gemacht war, den 25ſten März, Morgens 6 Uhr, um kein Aufſehn zu erregen, in aller Stille, nur von wenigen Freunden der Familie begleitet, beigeſetzt. Dort ruht nun in enger, düſterer Wohnung die Aſche des Mannes, der hienieden ſo raſtlos ſich umhertrieb und die Fahrt durch ein ſtürmiſches Lebensmeer, von manchen Irrgeſtalten verlockt, mit einem Schiffbruche endete. Wenn die Stimme der Wahrheit über ſein öffentliches Leben ein hartes Todtenurtheil ausſpricht, ſo mag es den Schatten verſöhnen, daß Mutter, Gattin, Kinder und Freunde die Thränen der Liebe ſeinem Andenken widmen.

Nach den ewigen Geſetzen der moraliſchen Welt ſteht kein Leben und keine Handlung iſolirt da; ſondern jede iſt das Glied einer unabſehbaren Kette, der Keim ſich ewig fortpflanzender Begebenheiten. Was mit edlem Sinne geſäet ward, bringt früh oder ſpät ſchöne Früchte; aber das Unkraut wuchert fort zu neuem Schaden. — So

wollte es das Verhängniß, wider den Willen des, der gegen Kotzebue den Dolch zückte, daß ſein Tod zunächſt der deutſchen Nation nicht gedeihlich wurde, ſondern er ward für den Augenblick faſt noch ſchädlicher, als ſein Leben geweſen war.— Wie Kotzebue bei ſeinen Umtrieben gerade in dem Lande ſeiner Geburt, an der Stelle, wo ſeine Wiege ſtand, in den Hallen, wo er Weisheit lernen ſollte, oft Unfrieden geſtiftet, oft widerwärtige Störung weckte, ſo geſchah dieſes noch nach ſeinem Tode, in verdoppeltem Grade, indem ſogar die Hochſchule, deren Mitbürger er einſt war, ſeines Schickſals halber verantwortlich gemacht, von auswärtigen Miniſterien verunglimpft, ohne Klage und Gericht verdammt wurde. Es ſollte dort durchaus eine ganze Rotte von Meuchelmördern und Meuchelmord Predigenden entdeckt werden, die unvernünftigſten Gerüchte von einer Burſchenſchaft, in der Sand durchs Loos beſtimmt ſey, Kotzebue'n bei Seite zu ſchaffen, von einem ſchriftlich ausgefertigten Todesurtheile, welches Sand, wie ein Beglaubigungsdokument oder wie einen Komedienzettel, in der Taſche bei ſich geführt habe, wurden durch die Zeitungen

verbreitet; doch das Unſinnige kann nie bewieſen, die Lüge konnte nicht einmal wahrſcheinlich gemacht werden. Man ſuchte ſich durch Gewaltſtreiche, die den deutſchen Namen eben ſo entehren, wie der Meuchelmord, aus der Verlegenheit zu ziehen, man glaubt ſich der Verpflichtung zu einem förmlichen Urtheil, mit dem die Unterſuchungen hätten geſchloſſen werden ſollen, entbunden, weil der Burſchenſchaft die Ehre geſchehen, ihr den Ausſpruch des Todesurtheils über Kotzebue anzudichten. — Und wäre ſelbſt Sands Unthat hervorgegangen aus einem, göttliche und menſchliche Geſetze mit Füßen tretenden Studentenbunde, ſo waren ja dieſe Verbrecher und Mitſchuldige nicht die Univerſität, an der man Rache nahm, ohne, wie es rechtlichen Männern geziemte, das entdeckte Verbrechen zu ſtrenger Beſtrafung dem weiſen Landesvater anzuzeigen. — Welchen Anſpruch kann der darauf machen, im Dienſte der Tugend, am Altare des Vaterlandes zu ſtehn, der nicht des Rechtes erſte Forderung, der Menſchen- und Chriſtenpflicht heiligſtes Gebot erfüllt? —

Als ob man gefliſſentlich Mittel geſucht hätte,

um freiſinnige, aber im Feuer der Jugend leicht das Maas überſchreitende Jünglinge zu Verbrechen anzureizen, brachte man die Todtenfeier Kotzebue's eiligſt auf die Bühnen, ſein Lob, recht nach den Worten, mit welchen dieſe Lebensbeſchreibung (Seite 3) beginnt, in alle Tagesblätter. Ja man triumphirte laut, wenn hier Unvorſichtige eingefangen, dort, unter Obhut der Polizeiſchaaren das ausgeſonnene Stückchen wohl von Statten gegangen war. —

Von Kotzebue ſchrieb:

„O ſelig, wer —
— Jedem Lichtſtrahl der Vernunft
Den Zugang feſt verrammelt, — —
„„Ein guter Menſch,““ ſpricht Jedermann,
Das heißt: er iſt zum Schöps geboren,
Zieht eine Löwenhaut ihn an,
Doch ſeht ihr wackeln lange Ohren.
Ein guter Menſch, ein ehrlich Blut,
Der nichts des Hängens würdig thut. — —
— Spricht der Kluge nur ein Wort:
Er iſt gefährlich! ſchafft ihn fort! —
Verfolgter iſt der Dumme nie,
Verfolger iſt er wohl zuweilen;
Ihn necket keine Polizei
Mit Jakobiner-Riecherei. — —
Gleich Fröſchen wird er aufgebläht
Von großer Herren günſt'gen Blicken,

Weil er Deſpoten-Räder dreht,
Wie blinde Pferde die Fabriken. —
Stirbt er — —
An ſeiner Urne ſchallt es dann:
Er war ein guter, lieber Mann!" —

Es iſt nicht zu verkennen, wie hier (im dritten Theile der jüngſten Kinder meiner Laune. 1795) Kotzebue der Dummheit ein ironiſches Lob ſpendet, welches wohl treffender der boshaften Halbheit ſelbſtſüchtiger Thoren beigemeſſen werden muß. —

Er ſelbſt ſetzte ſich am Schluſſe der eben genannten Sammlung folgende Grabſchrift:

„Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verläumdung war ſein trübes Loos;
Glück fand er nur in ſeines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schoos.
Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzuſtreuen,
Die Liebe ließ ihm Roſen blühn; —
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
Er hat der Welt verziehn." —

Je nachdem nun Jeder Kotzebue's Leben aus ſeinem Geſichtspunkte anſieht, mag er auch dieſe Grabſchrift billigen, abändern, verbeſſern, oder verwerfen, je nachdem es ihm recht und billig dünkt vor Gott und Menſchen.

Was aber alle die wunderlichen Erſcheinungen

betrifft, die in unſeren Tagen die Köpfe in Verwirrung, die Federn in Bewegung ſetzen; Erſcheinungen, welche mit Kotzebues Leben und Wirken in näherer oder entfernterer Verbindung ſtehn, bei denen ſein Name bald preiſend, bald mißbilligend genannt wird, ſo wollen wir unverzagt darauf hoffen, daß ſie, mit Gottes Hülfe bei redlicher That, einen guten Ausgang gewinnen. —

Dieſe Darſtellung aber ſey mit den Worten geſchloſſen, welche Hieronymus Mencelius ausſpricht, in der Vorrede zu dem Werke des alten, frommen Magiſters, Cyriakus Spangenberg, wider die böſen Sieben in des Teufels Karnöffelſpiel, und alſo lauten:

— „Nun ſchreitet aber der Teufel noch weiter, und erwecket ſeine läſterlichen Werkzeuge, die ihm darzu dienen, daß ſie erhobene Spaltungen, ſammt dem unordentlichen Weſen der Leut, nur ſtatlich aufmutzen, und in aller Welt ausſchreien; nicht daß es ihrem Abgott und ihnen, wenn es alſo zugehet, entgegen und leid iſt, ſondern daß ſie mit ſolchem feindſeligen Geſchrei, die Unwahrheit zu läſtern, die Einfältigen zu betrüben und irr

zu machen, und vom rechten Wege abzuſchrecken vermeinen. — Aber, wie der liebe Gott wider ſolche Teufelsmäuler und Läſterer allzeit etliche aus den Seinen zu ſtandhaftigen Hirten geſendet, und mit ſeinem Geiſte geſtärkt hat, daß ſie ſolche Kalumnien, Läſtergeſchrei, Lügen und Blasphemien widerſprechen, und Gutherzige dafür verwaret und gewarnet, auch darneben zur Beſtändigkeit an der Wahrheit wider ſolch Aergerniß feſt zuhalten, ermahnt haben; alſo hat er auch von je und je Gnade gegeben, daß immerdar ein kleines Häuflein auf rechter Bahn geblieben iſt, daß ſich ſolch Geſchrei nit hat anfechten, noch irr machen laſſen; das auch die Knie für Baal nit gebeugt hat. — — — Der barmherzige Gott wolle ja ſeine liebe Kirche von ſolchen Unflätern vollends reinigen, und uns in derſelben gnädiglich mit ſeinem Geiſte ſchützen und was er angefangen, auch zu ſeinen Ehren vollführen. Amen!" —

Anhang.

I.

Voltaire und Kotzebue.

(Fragmente.)

In dem beliebten Converſations-Lexicon, deſſen wiſſenſchaftlicher Werth ſchon dadurch bekundet wird, daß es, ohne Anmaßung, in der neueſten Auflage den Namen einer Real-Encyklopädie annehmen konnte, leſen wir unter dem Artikel, Kotzebue, folgende Stelle (Band 5. Seite 495.):

— „Man ſieht, daß K. in gleichem Maaße ein Mann von ungemeinem Talente und ein Schooßkind des Glückes iſt. Beinahe möchte man ihn in mancher Hinſicht den deutſchen Voltaire nennen, denn beide haben ſich in denſelben Fächern verſucht, als Dichter, als Philoſophen,

als Hiſtoriker, als Kritiker, beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, ſich ähnelnden Geiſt, Witz und Ton, ſich gleichende Leichtigkeit und Ungenirtheit, ſo wie denſelben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben als Schriftſteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Korrektheit, Eleganz und Univerſalität wird Kotzebue von Voltaire unendlich übertroffen. Voltaire's Schriften werden fortdauern, ſo lange es eine franzöſiſche Sprache giebt; die Kotzebueſchen Schriften ſind ſchon jetzt größtentheils vergeſſen. Voltaire war dabei bis zu ſeinem letzten Athemzuge ein Verfechter aller liberalen Ideen. Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker, als in der Willkühr der Fürſten, und der Zuſtand Europens vor der franzöſiſchen Revolution iſt ihm der Typus des höchſten Volksglückes." —

Auf dieſe Autorität hin, bei der der Nachſatz wenig berückſichtigt wurde, iſt in den neueſten Tagen, wo man nach Kotzebue's Ermordung ſo viel Erbauliches von dem Verſchiedenen zu Markte brachte, oft wiederholt: daß v. K. der deutſche

Voltaire ſey. Die Ausführung eines Parallel zwiſchen dem unſterblichen Marquis und dem Ruſſiſchen Etatsrath iſt ein zu intereſſantes Thema, als daß nicht einige hierher gehörige Bruchſtücke eine Stelle verdienen ſollten:

Von Kotzebue ſagt von Voltaire:

„Seine Gelehrſamkeit war oberflächlich! — das heißt: ſie war nicht pedantiſch, ſie prangte nicht mit Citaten, ſie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geſchrieben, hat mehr Kenntniſſe verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant ſeiner Zeitgenoſſen." — S. die Biene, zweites Heft, Jahrg. 1808. S. 200.

Auch Kotzebue's Gelehrſamkeit, oder beſſer ſein Wiſſen iſt mit Recht oberflächlich genannt; auch er mag nicht des Pedantismus angeklagt werden, auch ſeine Schriften prangen nicht mit Citaten und ſind lesbar; aber welche Kenntniſſe oder welche Gedanken haben ſie erzeugt? — —

Nach einem franzöſiſchen Originale zeichnet Kotzebue Voltaire's Portrait, in der eben genannten Zeitſchrift, alſo:

„Voltaire iſt etwas mehr als mittlerer Größe, ein Wuchs, der ausgezeichneten Männern eigen zu ſeyn ſcheint. Er iſt mager, vertrocknet, hat eine verbrannte Galle, ein entfleiſchtes Geſicht, geiſtreiche, höhniſche Züge, ein funkelndes, bos-haftes Auge. Alles Feuer ſeiner Schriften, be-lebt auch ſeinen Körper. Er iſt lebhaft, queck-ſilbrig, kömmt und geht, rennt hin und her; man wird verdutzt, wenn man ihm lange zuſieht. Natürlich muß ein ſolcher Menſch kränklich ſeyn. Er iſt fröhlich aus Temperament, ernſt um der Diät willen, offen ohne Zutraulichkeit, politiſch ohne Feinheit, geſellig ohne Freunde; er kennt die Welt und vergißt ihrer. Des Morgens ſpielt er den Ariſtipp, Abends den Diogenes. Er liebt das Vornehme und verachtet den Vornehmen, geht ungezwungen mit ihnen um, iſt aber verle-gen unter ſeines Gleichen, anfangs höflich, dann kalt, am Ende unerträglich. Er liebt den Hof und hat Langeweile bei Hofe. Empfindſam ohne

Anhänglichkeit, wollüſtig ohne Leidenſchaft, bindet ſeine Wahl ſich an nichts, ſeine Unbeſtändigkeit an alles. Da er vernünftig iſt ohne Grundſätze, ſo ſchweift ſeine Vernunft ſo oft aus, als andeˀ rer Thorheit. Mit einem ungeregelten Geiſte, einem ungerechten Herzen, durchdringt er Alles und macht ſich über Alles luſtig. Er verſteht auch zu moraliſiren ohne eigene Moral. Seine Eitelkeit wird nur von ſeinem Eigennutze übertroffen. Er ſchreibt weniger für den Ruhm als für Geld. Nach Geld hungert und durſtet er. Für den Genuß ſcheint er geſchaffen, und doch will er ſammeln, Schätze häufen. Zum Dichter geboren, werden die Verſe ihm allzuleicht. Er mißbraucht dieſe Leichtigkeit, daher er faſt nichts Vollendetes liefert. Die Geſchichte würde nach der Dichtkunſt, ſein Fach ſeyn, wenn er weniger Betrachtungen einwebte und nie Parallelen zöge, ob ſie ihm gleich bisweilen gelingen. — Man ſagt, ein großer Schriftſteller müſſe weder Religion noch Vaterland beſitzen; Voltaire thut alles mögliche, um dieſe Vollkommenheit zu erreichen. Seiner Nation iſt er eben nicht ſehr zugethan;

Er lobt gern die Vergangenheit und ſchmollt mit der Gegenwart; iſt ſtets unzufrieden mit ſeinem Aufenthalte, und rühmt hingegen ein Land, das tauſend Meilen weit von ihm liegt.. Er beſitzt viel Beleſenheit in franzöſiſchen und ausländiſchen Werken, und jene oberflächliche Gelehrſamkeit, die jetzt Mode iſt. Politiker, Phyſiker, Geometer, er iſt alles, was man will, doch keines gründlich. Indeſſen gehört allerdings ein ſehr umfaſſender Geiſt dazu, um gleich ihm, von Allem das Pikante abzuſchöpfen. Sein Geſchmack iſt fein, aber unſicher. Er iſt ein witziger Satyriker, aber ein ſchlechter Kritikus. Nie hält er die Mittelſtraße; bald liebt, bald ſchmäht er die ganze Welt. Kurz, er will um jeden Preis ein außerordentlicher Mann ſcheinen."

Dieſe Skizze parodirt, möchte folgendes Bildniß Kotzebue's ſich dem Beobachter darbieten:

Von Kotzebue war mittler Größe; ſein Wuchs und Geſtalt verriethen nichts ausgezeichnetes. Er war mehr mager, als wohlgenährt; jedoch hatte er ein markirtes Geſicht, ein lebendiges, blaues Auge, welches mehr Schlauheit

als Scharfſinn und abwechſelnd, Spott und Gutmüthigkeit ausſprach. Eine Neigung zum bequemen Genuſſe gab ſeinen Bewegungen etwas Abgemeſſenes; ſein oft bleiches Geſicht trug die Spuren vom reichen Genuſſe des Lebens. Er war gern fröhlich unter den Fröhlichen, gallſüchtig nur aus Eitelkeit, offen ohne Vorſicht, ſchlau ohne Ueberlegung, geſellig aus Lebensluſt; er kannte die Welt nur aus theatraliſchen Repräſentationen. Er liebte das Vornehme und buhlte um die Gunſt der Vornehmen; ihren Umgang ſuchte er, noch mehr ihren Beifall; aber er begnügte ſich auch mit dem Beifall der Menge, wenn es zuweilen ihm nicht gelingen wollte, den der Vornehmen zu erlangen. Da es ihm an allen Grundſätzen fehlte, ſo ſchwankte er in ſeinen Behauptungen zwiſchen Wahrheit und Irrthum. Da ſein Wiſſen immer höchſt mangelhaft blieb, ſo mußte er ſich oft begnügen, über Dinge zu ſpotten, von denen er zu wenig wußte, um vernünftig darüber reden zu können. Er moraliſirte im Leben und in Schriften immer ſo, als ob zwiſchen Tugend und Laſter keine Gränze Statt fände;

die Lüſte und der Kitzel des Witzes galten ihm mehr, denn alle Moral. Die Fähigkeiten ſeines Geiſtes waren entſchieden, ſeine Gemüthskraft aber völlig verwahrloſt. Seine Eitelkeit war unbegränzt, ſelbſt wenn ſie ſich unter beſcheidene Worte verhüllte; vom Eigennutze war er frei; ſparſam war er nur mit der Zeit. Er ſchrieb für den Ruhm; er ſchätzte das Geld nur als Mittel zum Genuſſe. Die Verſe und Dichtungen, zumal die dramatiſchen, wurden ihm ſo leicht, daß ſie ſeinen Dichterberuf zweifelhaft machen. Man kann behaupten, daß die durch Uebung erworbene Fertigkeit in der Schriftſtellerei ihn in den Dichterruf gebracht habe. Vor allem mangelte ihm, mit der Charakterwahrheit, der hiſtoriſche Geiſt, daher das Feld der Geſchichte ſeine größten literariſchen Sünden aufbewahrt. — Wenn ein großer Schriftſteller weder Vaterland noch Religion haben ſoll, ſo kann man dieſe Eigenſchaft eines großen Schriftſtellers Kotzebue'n nicht abſprechen. Je höher er und ſein Gehalt in Rußland ſtiegen, um ſo mehr pries er die Ruſſen auf Koſten der Deutſchen; außerdem war ihm gewöhn-

lich die Meinung die liebſte, von der er den vornehmſten Beifall zu ärndten hoffte. Er wußte wenig und alles oberflächlich; er las Vieles und mochte ſich gern als gelehrter Stimmführer geltend machen; dies mißlang oft, ſelten aber das vom Witze unterſtützte Talent, von Allem das Pikante abzuſchöpfen. Er wollte ein außerordentlicher Mann werden, und konnte es nirgends über das Mittelmäßige bringen; aber der in dieſem Sumpfe watenden Brut war er ein großer Mann! —

In der Zierlichkeit, Vielſeitigkeit, Grazie, Anmuth und in der Reinheit der Behandlung der franzöſiſchen Sprache, er mag ſie in gebundener oder ungebundener Redeform gebrauchen, ſteht V. als ein bleibendes Muſter da. So große Talente in der Leichtigkeit der Mittheilung auch v. K. hat, ſo kann keine jener lobenswerthen Eigenſchaften, ſo wenig, als Korrektheit in irgend einer Hinſicht, ihm beigemeſſen werden. Zuweilen ſieht man ihm einen Anlauf nehmen, als wäre

es ihm mit der Behandlung des Elementes ſeiner Mittheilungen ein Ernſt, aber dann ſudelt und ſprudelt er gleich wieder ſo cyniſch mit den Worten um ſich her, daß man widerwillig das Geſchreibſel bei Seite wirft. — V. hat Großes vollbracht, für die Vollendung ſeiner Sprache und der darauf ruhenden Nationalehre; K. nichts, denn er nahm ſich nie die Zeit, vor aller Vielſchreiberei an die Sprache zu denken. — Von der ſüßen Zauberei der Verskunſt, der V. ſo mächtig, wußte er nichts; er behandelte ſie wie ein verächtliches Freudenmädchen, deſſen Umgang er ſich hätte ſchämen müſſen, wenn er Schaam gekannt hätte! —

Flüchtig im Leſen waren beide; Jeder las oft nur, was er zu leſen wünſchte, verdrehete den Sinn, vergrößerte und verfälſchte ſeine Mittheilungen, und hob dann ein ſelbſtgefälliges Gelächter an.

Friedrich Schlegel, ſagt von Kotzebue in ſeinen Vorleſungen: „Wodurch anders iſt der unentbehrlichſte und fruchtbarſte aller Schriftſteller des Zeitalters dieſem ſo zum Bedürfniſſe geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines den Augenblick verkürzenden Reiz mittelt, als dadurch, daß er die ſchwache und mitleidige Seite des Zeitalters zu faſſen und ſich derſelben zu bemeiſtern wußte? — Ein Schriftſteller, der in den folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erſcheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geſchmacks in dem jetzigen.“

Jener franzöſiſche und unſer deutſche Vielſchreiber lebten in unaufhörlichem Streite, welchen zu erneuern, beiden jede Mißbilligung einer Seite ihrer Schriftſtellerei erwünſchte Veranlaſſung darbot. In der Verfolgung ſolches Zweckes zeigt Voltaire unendlich mehr vielſeitige Gewandheit, als Kotzebue, in deſſen Polemik man oft nichts, als den böſen Willen, ſeinen Gegnern recht wehe zu thun, erblickt. Häufig muß er ſich begnügen,

den ihn gemachten Tadel, dem Tadler zurückzugeben, eine Streitmaxime, deren Wiederholung Geiſtesarmuth verräth. Wurde ihm geſagt: Die Tendenz ſeiner Schauſpiele ſey unſittlich, ſo erwiderte er: N. N. ſtellt Perſonen auf, die mit meinen Theaterhelden die und die Eigenſchaft gemein haben; N. N. wird für keinen unſittlichen Schriftſteller gehalten, alſo bin ich es auch nicht. — Wurde ihm geſagt: er ſchreibe inkorrekt, ſo entgegnete er: N. N. iſt von Recenſenten geprieſen, als ein großer Schriftſteller und Dichter; ich habe bei N. N. dieſen Sprachfehler ausgewittert, ich habe alſo, ohngeachtet der mir überwieſenen Mängel, Recht und Anſpruch, auf den Namen eines großen Schriftſtellers und Dichters. — Daß ein Kritiker verpflichtet ſeyn kann, an einer Schrift Fehler ſtrafend zu rügen, die er ſelbſt nicht immer zu vermeiden im Stande iſt, wollte v. Kozebue nicht einſehen. —

Von dem Augenblicke an, wo Voltaire, veranlaßt durch den Calasſchen Prozeß, für die pro-

teſtantiſche Kirche im Gegenſatz der Katholiſchen Hierarchie auftrat, und Duldung und Glaubens⸗freiheit als ein nothwendiges Erforderniß des Chriſtenthumes darſtellte, blieb er immer dem Be⸗rufe treu, die Proteſtanten zu vertheidigen und ihnen die in Frankreich damals verſagten vollen Bürgerrechte zu vindiciren. Aber ohne es zu wol⸗len, fügte er ihnen auf der andern Seite großen Nachtheil zu, weil er bei der Bekämpfung der römiſchen Hierarchie oft ſo gehäſſige Seitenblicke that, auf das Chriſtenthum im Allgemeinen und beſonders auf die erſten Stifter und Verbreiter deſſelben; dieſe Seitenblicke, dieſes irreligioſe, unmoraliſche Hohnſprechen der poſitiven Religion wurde, nach den Aeußerungen ihres Sachwalters nun den Proteſtanten beigemeſſen, um ſie dem katholiſchen Könige und jedem rechtgläubigen Chri⸗ſten verdächtig zu machen, die zufällige, oder ſcheinbare Verwandtſchaft zwiſchen denen, die Duldung predigten und denen, die das Chriſten⸗thum zu untergraben ſuchten, verhinderte, daß die Regierung in Abſicht der Proteſtanten den gerechten und heilſamen Rathſchlägen, welche ſie

wirklich billigte, entſchieden und thätig Folge leiſtete. —

Kotzebue hat immer das Chriſtenthum ſchlecht geachtet, ſeinen Werth nie geahnet, aber eine poſitive Religion, gleichviel welche, für brauchbar gehalten, als politiſchen Kappzaum für das Volk, unter welchem er ſich einen Haufen, in einem Staate eingeferchter Sklaven dachte. —

Voltaire kannte den Zeitgeiſt; in gewiſſer Hinſicht beherrſchte er ihn ſogar; Kotzebue lernte ihn nie verſtehn, ſeine Theaterpraktik ſcheiterte völlig, als er ſich unvorſichtig in das politiſche Leben den Feſſeln verjährter Autorität entwachſener Zeitgenoſſen miſchte. —

Voltaire hielt die Hinrichtung der Chriſten unter den früheren Römiſchen Cäſaren für Recht, weil jene den Volksglauben geſchmähet und die uralten Götter des Reichs in der hergebrachten Autorität gefährdet hatten; und er ſelbſt verun-

glimpfte auf alle Weiſe den Glauben und Tempeldienſt ſeiner Mitbürger. Mit gleichem Unverſtande vertheidigte und klagte von Kotzebue den politiſchen Fanatismus an, vor welchem gegenwärtig die Fürſten ihr Knie beugen, wie ehemals vor dem kirchlichen. —

War Kotzebue ehrſüchtig, ſo waren ſeine Gegner ruhmbegierig und über beides, machten ſich beide harte Vorwürfe. Je mehr er ſich gefiel, in der Hinweiſung auf eine weit verbreitete Celebrität und auf den Beifall, welchen ſeine politiſchen Anſichten bei vornehmen Perſonen fanden, um ſo weniger überzeugte er ſich von der großen, überall ſichtbar werdenden Thatſache: daß ſich in der deutſchen Nation, deren Stimmführer er ſo unwürdig verläumdete, eine mächtige Sehnſucht regt zur ſittlichen Wiedergeburt durch Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes. — Wie Kotzebue gegen die deutſche Nation, ſtand, nach dieſem Fingerzeige, Voltaire gegen Rouſſeau. —

Indeß Rouſſeau ſich abquälte, ein Blutzeuge menſchenbeglückender Weltreformen zu werden, gefiel ſich Voltaire gar wohl in den Sitten des Zeitalters und in deſſen Anſtrebungen, welche er ämſig beförderte.

Wer wider die Theaterſucht, mit welcher Voltaire die Genfer Bürger angeſteckt hatte, ſprach, war ſein Todfeind, wie jeder, der gleich Rouſſeau, bei ſeinen vielgeleſenen Werken auf ihre unſittliche Seiten hindeutete und bewies, daß wer auf der Bahn der Künſte, von dem Wege der Sittlichkeit abweicht, ſich auch vom Urquell des Schönen entfernt. — Solchen Gegnern alle Schmach anzuthun, ſie mit allen Fechterſtreichen des Witzes zu verfolgen und, um des Sieges gewiß zu ſeyn, ſie für wahnſinnig auszugeben, war Voltaire's Charakter eigen; v. K. ſcheint hierin von ihm gelernt zu haben. —

Ein großer deutſcher Mann, von freiem Sinn und edlen Willen, den man in ſeiner bezaubern=

den Perſönlichkeit näher gekannt haben muß, um mit dem Gefühle der innigſten Verehrung ſeiner zu gedenken, ein Mann deſſen großes Schriftſtellerverdienſt vielleicht von einer dankbaren Nachwelt ganz gewürdigt wird, — Henke ſagt ſo wahr und bezeichnend von Voltaire:

„Wie viel Mittelmäßiges und Schlechtes in den hundert Bänden ſeiner Werke zu finden ſeyn, wie ungleich ſich ſelbſt er oft in denſelben erſcheinen, wie häufig er ſich wiederholen und abſchreiben mag, immer iſt nur eine Stimme darüber, daß ein Zehntel derſelben aus Meiſterſtücken, und wohl die Hälfte der übrigen aus vortrefflichen Aufſätzen jeder Art beſtehe; auch, daß kein Schriftſteller leicht eine ſo unverſiegbare Ader des Witzes gehabt, keiner ſo ſehr die Kunſt verſtanden, ſich dem Geiſte und den Launen ſeines Zeitalters anzufügen, aber ſie auch wieder nach ſeinem Sinne zu lenken, keiner ſo ausgelernt habe, beredt ohne weitſchweifig, zierlich ohne gekünſtelt, ungezwungen ohne nachläſſig zu ſchreiben, und vornehmlich jeden Gedanken und jede Empfindung alſo in Worten zu faſſen, daß ſie ohne Mühe und voll-

kommen begriffen, ihm ſofort klar nachgedacht und mitempfunden werden mußten. Ohne Zweifel wurden durch eben dieſe Lebhaftigkeit des Vortrages, verbunden mit der einnehmendſten Anmuth deſſelben, und mit der feinſten, treffendſten Spottſucht, ſo wie durch die Kühnheit ſeiner Abſprechungen, bei dem Gewichte ſeines Namens, viele ſeichte, falſche Begriffe verbreitet; aber eben ſo gewiß auch viele geſunde Lehren und heilſame Wahrheiten allgemeiner gemacht. Unverkennbar iſt beſonders ſein Verdienſt um die Erweiterung und Aufklärung der Geſchichte der Menſchheit. Ohne eben tief einzudringen, gab er mit ſeiner ſchlichten Vernunft und einfachen Darſtellung ſowohl vielen wichtigen Erkenntniſſen eine größere Verſtändlichkeit und Gemeinnützlichkeit, als auch den Denkern und Gelehrten zu gründlichern Prüfungen und ſchärfern Beweiſen angenommener Meinungen vielfachen Anlaß. Die Leſung vieler von ſeinen Schriften vergifteten viele junge flatterhafte Gemüther, und ſtärkte andre ſchon verderbte im dreiſten, leichtfertigen Vorwitze, in der Schlaffheit und

Lockerheit ſittlicher Grundſätze, im frechen Unglauben; dagegen waren für Herz und Sitten unzähliger Menſchen, wo nicht die meiſten, doch die bekannteſten ſeiner Werke, vorzüglich ſeine Trauerſpiele, von kraftvoller Wirkſamkeit. Es gab nicht leicht einen nachdrücklichern und rührendern Prediger der Menſchlichkeit, der Duldung, der Milde und Großmuth. Von ihm lernten vornehmlich die Regenten die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Volksmeinung ehren und fürchten (Was lernten die Regenten von Kotzebue???); aber ſie verdankten ihm auch den Vortheil der freieren Ausübung ihrer Pflichten und Rechte, die immer noch in der Prieſterherrſchſucht eine mächtige Störung guter Abſichten fand. Schon ein großes Verdienſt, daß er die Fürſten ſeiner Kirche den Unterſchied zwiſchen einem (kirchlichen oder politiſchen) Ketzer und einem Giftmiſcher oder Mordbrenner einſehen lehrte, welchen man ihren Vorfahren mit keiner Mühe hatte beibringen können. Er wirkte beträchtlich zur Verbeſſerung der Geſetze und der Gerichtspflege, beſonders

zur Abſchaffung oder doch Beſchränkung des Ge=brauchs der Folter. Er brachte die Gräuel der Schwärmerei und Heuchelei, des Aberglaubens, Gewiſſenzwanges und Ketzerhaſſes, die Gleichgül=tigkeit und Lächerlichkeit jener Lehrgezänke und Parteihändel, welche ſo viele Gewaltthaten und Verfolgungen verurſachten, zum hellſten Anſchauen und in faſt allgemeine Verachtung. Durch die Kunſt, dieſelben Gedanken in den vielfachſten, und immer neuen Darſtellungen zum Umlaufe zu brin=gen, vernichtete und ſchwächte er lachend viele thörige und ſchädliche Vorurtheile der katholiſchen Kirche, kräftiger, als die proteſtantiſchen und die heller und freier denkenden katholiſchen Gottesge=lehrten mit allem Ernſte vermocht hatten.“ —

Man halte Kotzebues literariſche Wirkſamkeit gegen dieſes unparteiſch = wahre Gemälde. —

Voltaire und Kotzebue wollten beide ihr Zeit=alter nicht verderben, ſondern vergnügen, be=lehren, beſſern; und mit letzterm war es beſon=ders Voltaire'n ein ſo heiliger Ernſt, daß ſeine

ſiebzig Jahre hindurch ausgearbeiteten zahlloſen Schriften über die verſchiedenſten Gegenſtände, der Hauptſache nach, aus einem vorbedachten, feſten Plane hervorgegangen zu ſeyn ſcheinen; darum verdarb er unendlich mehr, als v. K. mit ſeiner inkonſequenten Seichtheit. Jenem war es nicht allein um Beifall zu thun; er hatte ſich ein höheres Ziel geſteckt: er wollte Bewunderung, unumſchränkte gebietende Gewalt über Meinung, Sitten und Geſchmack der Mitwelt erwerben; er erwarb ſie auch wirklich in dem, den bedingten Kräften eines ſo reich ausgeſtatteten Geiſtes, möglichem Grade. — Der deutſche Autor war beſcheidener; in unbeſcheidener Eitelkeit begnügte er ſich mit dem ſchnell vorüberrauſchenden Beifalle des Augenblicks. —

Voltaire's Ruhmſucht war groß, doch noch größer ſeine Habſucht, ſeine Geldgier, die ſich mit dem wachſenden Reichthume vermehrte. Um für ſeine Schriften Geld, immer mehr Geld zu gewinnen, verſchmähte er ſogar den niedrigen Be=

trug nicht, den Verlag derſelben Handſchrift verſchiedenen Buchhändlern zu gleicher Zeit zu vertrödeln. Hierin handelte v. K. rechtlicher: er war nie reich, höchſtens wohlhabend, er zog gern aus ſeinen Geiſteserzeugniſſen jeden erlaubten irdiſchen Vortheil; doch hätte er dieſen gern aufgeopfert, um eine deſto reichere Beute des Ruhmes ärndten zu können.

Weder V. noch K. können Gottesleugner genannt werden; doch beide lebten in einer leichtſinnigen Genügſamkeit über den Werth und das Schickſal des Glaubens an Gott und Offenbarung; beide ließen jenes Autorität gern ſtehen, wenn man ihnen nur dieſe Preis gab, damit ſie ihre luſtigen Einfälle darüber auskramen durften.

Ueber Religion hatten beide keine beſtimmte Meinung; ſie gebrauchten gern ihre Ausſprüche, um die Charaktere ihrer Schauſpiele damit zu vermannichfaltigen und auszuſchmücken; wahrhafter Ernſt war es, hinſichtlich der Moral, nur dem franzöſiſchen Dichter, nicht dem deutſchen.

Voltaire zeigt in den ſchönſten Stellen ſeiner Trauerſpiele eine Hoheit der Geſinnung, eine Liebe für Geiſtesveredlung, eine Reinheit der Tugend, der Kotzebue's ſchönſte Tiraden ſchon deshalb nicht gegenüber geſtellt werden dürfen, weil er von der geiſtigen und ſittlichen Würde des Menſchen gar ſchlechte Vorſtellungen hegt, in der Entſchuldigung der Sinnlichkeit, mit allen ihren Abwegen ſein Verdienſt ſucht und eine Lüſternheit nach dem Genuſſe nie verleugnete. —

Beide hatten die Religion der Chriſten, ihrem Weſen nach, nie kennen gelernt; Voltaire nicht, weil ſein Jugendunterricht ſtupiden Mönchen anheimfiel, die des früh emporſtrebenden Geiſtes Aufflug zum Gebrauche der Vernunft, gewaltſam hemmen wollten; Kotzebue nicht, weil er ſich überall mit Nichts ernſtlich befaſſen mochte. Beide wollten eigentlich nur Unvernunft und Aberglauben bekämpfen, das Chriſtenthum hiervon reinigen und dann als ein Inſtitut ſtehn laſſen, welches für den großen Haufen ſeine wohlthätigen Wirkungen haben kann. V. wollte den Aberglauben zerſtören, um ſich die freie Geiſtesthätigkeit

zu retten, K. wollte den Aberglauben zerſtören, und dann eine ſo geläuterte Religion zum politiſchen Gängelbande gebrauchen. — V. wollte nichts feſtgeſtellt und ausgemacht wiſſen, denn die Räthſel der Vernunft waren ihm lieber, als ihre Auflöſung; er ſtrebte, mehr zu zerſtören, als zu bauen, vor allen Dingen aber ſich und ſeine Leſer zu beluſtigen; auf letzteres ſann auch K.; aber er hätte gern ein großes Syſtem der moraliſch religioſen Welt aufgeſtellt, wenn er nur, bei ſeiner ſeichten Oberflächlichkeit, in einigen Augenblicken damit hätte fertig werden können.

Beide waren ſchwankend; V. ſuchte ſich oft dafür zu verwahren, für einen Feind der Religion gehalten zu werden, oft ſchien er es zu wünſchen; letzteres wagte K. nie, aber er deutet darauf hin, indem er den Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter aufzuheben ſich bemüht, und die Lehren der Kirche als platten Unſinn, als den Fluch der Menſchheit bezeichnet.

Nächſt dem Haſſe gegen die Pfaffendespotie der römiſchen Kirche, ſcheint Voltaire's Abneigung gegen das Chriſtenthum, beſonders durch ſeinen leidenſchaftlichen Widerwillen gegen die Juden, aus deren Volke der große Weisheitslehrer ausging, entſtanden zu ſeyn. Von den Nationalübermuthe der Schmarotzerpflanze Europäiſcher Staaten empört, erſchienen ihm die Juden, als das ſchmutzigſte, verächtlichſte Trödelvolk aller Zeitalter. Er predigte gern die Vortrefflichkeit der mahumedaniſchen Religion oder das Lob der ſtarrſüchtigen Feſtigkeit der Chineſen, um nur ſeinem Judenhaſſe neue Grundlagen zu geben. Die Widerſprüche, worin er ſich dadurch verwickelte, ſuchte er durch witzige Seitenſprünge zu verſchleiern. — Auch v. K. rühmte gern die Weisheit der Völker, von welchen er am wenigſten wußte; er beachtete aber die Juden, dieſe hiſtoriſch politiſch-wichtige Erſcheinung, nicht näher; und durfte es auch nicht zu arg mit ihnen machen, da ſie in Rußland und den deutſchen Miniſterien, bei dem allgemeinen Finanzelende, ſo unentbehrlich ſind. —

Wenn zwiſchen Voltaire und Kotzebue weiter keine Aehnlichkeitspunkte aufgefunden werden könnten, als der, daß beide vielgeleſene Schriftſteller ſind: ſo wäre dies ſchon genügend, um bei der Erinnerung daran, daß Voltaire nach ſeinem Tode als ein Haupthebel der franzöſiſchen Revolution betrachtet wurde, es intereſſant zu finden, wie von Kotzebue bei ſeinem Leben über die franzöſiſche Revolution, deren Augenzeuge er war, redet. Die Art und Weiſe, wie er dies thut, der Standpunkt freiſinniger Unterſuchung, aus welchem er die thörige Furcht der politiſchen Zionswächter vor den Folgen der franzöſiſchen Revolution darſtellt, aber die nothwendigen Folgen der großen Ereigniſſe andeutet, die Trefflichkeit ſeiner damals ausgeſprochenen Meinungen, der daraus für ſeinen ſpäteren Obſkurantismus ſich bildende Widerſpruch, und vor allen, die für unſere gegenwärtigen Tage aus jenen früheren Bekenntniſſen ſich ergebende heilſame, aber längſt vergeſſene Lehren, machen jene Schrift zu einer der merkwürdigſten, die je aus Kotzebue's Feder floß. Mit Recht muß der Verfaſſer

der vorliegenden biographiſchen Darſtellung beklagen, daß er, angewandter Bemühungen ohngeachtat, erſt ſehr ſpät zum Beſitz derſelben gelangte; er hätte bei mehreren Stellen des Kotzebueſchen Lebens gern daraus Bruchſtücke mitgetheilt; er beeilt ſich aber dieſen Mangel hier nachzuholen, da jenes Schriftchen aus dem Buchhandel und noch mehr aus dem Gedächtniß der Leſewelt verſchwunden iſt; ſie führt den Titel:

„Unpartheiiſche Unterſuchung über die Folgen der franzöſiſchen Revolution auf das übrige Europa. Von A. v. K. Thorn, bei der Verlagsgeſellſchaft.“ (1794. 8. 104 Seiten.)

und das Motto:

„Mancher Blitze furchtbar Licht
Kühlt die Luft — und zündet nicht.“

Wenn nur die Anfangs Buchſtaben A. v. K. auf den Verfaſſer hindeuten, ſo wird dieſe Vermuthung zur Gewißheit dadurch, daß Kotzebue bei ſeinem Leben häufig, z. B. in Jördens Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten, dritter Band, Seite 85 als Verfaſſer genannt iſt,

und nie, wie er ſonſt ſo ſorgfältig that, dieſem widerſprochen hat; daß er ferner in Geſellſchaften über dieſes Büchlein ſprach, ohne die Autorſchaft abzulehnen, und daß endlich der Inhalt ſelbſt, ob er gleich gegenwärtig, nach den neueren politiſchen Geiſtesverirrungen Kotzebue's, für ſeine Feder viel zu vernünftig erſcheint, unverkennbare Spuren ſeiner Redeform, ſeiner Schlußfolge und ſeiner, ihm ſo eigenthümlichen Abſchweifungen enthält. So konnte er, gerade in dem Zeitpunkte, wo er dieſe Abhandlung ſchrieb, keine Schrift von Stapel laufen laſſen, ohne den Recenſenten einige Brocken hinzuwerfen und des Raubgeſindels Aſiens, der Aſſaſſinen, (Seite 228 dieſes Lebens) zu erwähnen. Beide Merkmale finden ſich auch hier. Wenn übrigens für unſere Tage eine Schrift Kotzebue's eine neue Auflage, viele Leſer und aufmerkſame Beherzigung verdiente, ſo iſt es unbezweifelt dieſe, die völlig vergeſſene. Mehrere von den folgenden Auszügen möchten ſich trefflich eignen zu Denkſprüchen und Stammbuchsinſchriften für die zahlreichen Freunde und vornehmen Gönner Kotzebue's,

die nur an ſeinen ſpäteren Bekenntniſſen Erbauung finden. —

Man leſe:

— „Niemand wird ſeine Wünſche bei der jetzigen Bildung der Menſchen ſo weit ausdehnen, in einen Zuſtand natürlicher Freiheit zurückkehren zu wollen, der alle bürgerlichen Verhältniſſe zerſtört; aber doch werden die mehrſten Menſchen eine Freiheit, bei der die allgemeine Sicherheit beſtehen könne, wünſchen. Daß ein ſolcher Wunſch dem ganzen Menſchengeſchlechte allgemein ſey, und nur eine gewiſſe Abgeſtumpftheit davon eine Ausnahme mache, beweiſ't unſere Anhänglichkeit für die Geſchichte der alten Griechen und Römer, und vielleicht würde die Liebe zur klaſſiſchen Literatur nie ſo groß, nie durch eine Reihe von Jahrhunderten ſo anhaltend geworden ſeyn, wenn nicht aus allen Klaſſikern jener Freiheitsſinn athmete, der uns — man vernünftle auch dagegen, was man will — ſo gütlich thut. Daß bei dieſem Wunſche der natürlichen Freiheit, in ſofern ſie ohne Verletzung des geſellſchaftlichen Kontrakts und der bürgerlichen Verhältniſſe beſtehen könne,

kein Gedanke an Empörung gegen gute Fürſten, — nothwendig ſey, hat die Erfahrung bewieſen. — (Seite 10 und 11.)

— „Diejenigen Herren, bei welchen die Phantaſie ſich über ihre Denkkraft erhebt, die nicht in dem Hange der Menſchen zur natürlichen Freiheit und größern Vollkommenheit, ſondern den Grund der Theilnahme, in gewiſſen außer uns liegenden Urſachen ſuchen: dieſe ſehen nun — gleich dem alten Mütterchen, das, voll der Furcht auf einem Kirchhofe Geiſter zu ſehen, auch Geſpenſter erblickt — überall Schreckbilder; die nicht in der Wirklichkeit, ſondern blos in der Phantaſie dieſer Herren ihren Grund haben. Gerade dieſer Gattung von Menſchen, die ſich nicht durch Anſtrengung peinigen will, iſt es am liebſten, von einer ihnen unbekannten Wirkung, den Grund ſo nahe als möglich aufzufinden: dabei kommt denn oft eine dunkle Idee ins Spiel, täuſcht ſie gegen ihr Wiſſen und Willen; ſie glauben eine neue Sache entdeckt zu haben, freuen ſich, daß dieſe Entdeckung ihnen ſo wenig Mühe koſtete, ſuchen Gründe zur Beſtätigung dieſer Meinung,

ſie paſſen ſolche ihrem Syſteme an, bürden es demjenigen auf, der noch weniger zu denken Luſt hat, und der doch gern bei einem Modegeſpräche nicht die ſtumme Perſon machen will. Auf dieſe Weiſe geht es mit mancher Meinung, wie mit einer Stadtneuigkeit: man trägt ſich damit herum, verſchönert und verändert ſie, und ſie erhält ſich, je nachdem ſie intereſſirt." (Seite 12 und 13.)

— „Das Geſchrei vom heimlichen Katholicismus und geheimen Geſellſchaften (und von Franzoſenriecherei) hatte aufgehört; aber wie derjenige, der lange läuten oder trommeln gehört hat, noch immer dieſen Ton zu hören glaubt, wenn er längſt vorüber iſt, ſo blieb auch in denjenigen Köpfen, welche ſich für die Sache intereſſirt hatten, ein gewiſſer dumpfer Nachhall, eine dunkele Idee zurück, die zu einem Beſtreben ausartete: jedes wichtige Ereigniß, deſſen Grund ſie nicht ſogleich einzuſehen im Stande waren, auf Rechnung einer geheimen Geſellſchaft und ihrer geheimen Machinationen (und des erſonnenen Staatsverrathes und der erlogenen Verſchwörung) zu ſchreiben." (Seite 18.)

— „Die Zeit des Unglaubens iſt jetzt nicht mehr bei uns, und wenn wir gleich hin und wieder, in Anſehung des dogmatiſchen Glaubens zuweilen etwas bedenklich ſind, ſo ſcheinen wir doch, im Betreff des hiſtoriſchen (und politiſchen) Glaubens unſere Vernunft ſehr gefangen genommen zu haben.“ (Seite 22.)

— „Es wäre in der That zu wünſchen, daß die Fiskäle bevollmächtigt würden, jeden, der einen ſeiner Nebenmenſchen für einen — — — ausgiebt, zur Führung des Beweiſes anzuhalten, und wenn er dieſen nicht führen könnte, gleich jedem andern Verläumder zu beſtrafen; nur müßte: was Ausbreitung der — Revolution ſey? zuvörderſt genau beſtimmt werden.“ (Seite 29.)

— „So geht es immer, wenn man blos auf die Worte, nicht auf den Sinn einer Aeußerung, nicht auf den Zuſammenhang und die Zeitumſtände Rückſicht nimmt. So gings unſern Vorfahren mit dem Verketzern; ſo machte es vor einigen Jahren die Berliner Monatſchrift, indem ſie ohne Rückſicht auf Ehre, Glück und Zufriedenheit ihres Nächſten, nach jedem Grunde zur

Vertheidigung einer Hypotheſe griff, die um ihrer Sonderbarkeit und Neuheit willen dem Herausgeber und Verleger, ſonſt aber niemanden zum Nutzen war. Auf ähnliche Weiſe dürfte es niemanden ſchwer fallen, der darauf ausgeht, heimliche Jakobiner zu ſuchen, auch welche zu finden. Keine Aeußerung iſt ſo unſchuldig, daß man ſie nicht verdächtig machen könnte.“ — (Seite 36 und 37.)

— „Ueberhaupt ſcheint die ächte Toleranz einen ſehr hohen Grad von Kultur vorauszuſetzen, der unſerm Zeitalter leider noch mangelt. — Freilich rauchen unter uns (für jetzo noch) keine Scheiterhaufen, keine Caſa Santa verſchließt die unglücklichen Schlachtopfer der Intoleranz (1794). — Ob man den (politiſch) anders Denkenden im Gefängniſſe martert, oder ob man aus bloßer Liebe zur Intoleranz den Intoleranten haßt, kränkt und verfolgt: davon liegt der Grund nicht in der Denkungsart der verſchieden Handelnden, ſondern in der Einrichtung des Staats und der Denkungsart des Zeitalters.“ — (Seite 41.)

„Wie bei Intoleranz der Theologen, ſo geht es auch bei politiſcher Intoleranz. Jeder ſucht dem, welcher anders denkt, auf ſeine Weiſe zu ſchaden.“ Die Anhänger der franzöſiſchen Revolution ſind größtentheils junge feurige Leute, die durch ihr feuriges Temperament hingeriſſen wurden, und ſich bei kälterem Blute und mehreren Jahren gewiß eines Beſſeren beſinnen. Gerade, daß man ſie ungehindert ſchwatzen läßt, iſt der ſchnellſte Weg zu ihrer Bekehrung: denn ſie erfahren dadurch manchen Widerſpruch und ihre Ideen werden durch Widerlegung manches Scheingrundes berichtigt, welches, wenn der Staat ihre Aeußerung mit Strenge beſtraft, nicht geſchehen würde. — — Derjenige Mann, der in irgend einem Amte iſt, deſſen Urtheile und Aeußerungen verdreht und nachtheilig ausgelegt werden, dieſer iſt weit übler daran. Die Liebe ſeiner Obern, das Zutrauen der ihm Untergeordneten wird geſchwächt, ja ihm vielleicht ganz entzogen und ſo kann der treueſte Diener des Staates durch Verläumdung und Geklätſche in ſeiner Thätigkeit gehemmt und in die unangenehmſten Verhältniſſe

geſetzt werden. Dieſe politiſche Intoleranz, dieſe iſt es allein, welche in unſern Zeiten gefährlich bleibt.“ —

„Derjenige Staat, deſſen weiſer Regent dieſe Intoleranz zu vermeiden weiß, deſſen einſichtsvolle Richter nie von Gedanken und Aeußerungen Notiz nehmen, den Denuncianten, welcher ihnen Dinge dieſer Art zuträgt, mit gebührender Verachtung von ſich weiſen: ein ſolcher Staat wird gewiß nur höchſt ſelten oder niemals einen Unterthanen zu ſtrafen haben; der eine der Ruhe gefährliche Abſicht öffentlich äußert.“ —

— „Der Sultan, der im Serail lebt, wird erdroſſelt oder abgeſetzt, und dem Volke iſt's gleichgültig, wer es beherrſcht. Nicht ſo dem Volke, das ſeine Monarchen ſieht, ſich in ſeinen höchſten Nöthen immer auf ihren Schutz verläßt, den König als den erſten Feldherrn, den erſten Vertheidiger des Landes betrachtet. Ein ſolcher Monarch hat von ſeinem Volke nichts zu fürchten;

denn ſein Intereſſe iſt zugleich das Intereſſe ſeiner Völker geworden.“ —

„Als Macedoniens Alexander aus der Mitte der Empörer ihren Wortführer ergriff und ihn der Strafe überantwortete, als Peter der Große unter den empörten Strelitzen ſtand und ſie bei ſeinem Anblicke zitterten — o da war für Alexandern und Petern gewiß ein bedenklicherer Zeitpunkt, als es jetzt für irgend einen Monarchen Europa's iſt. Der Unterthan, der ſeinen Monarchen ſo handeln ſieht, als ob er keine Gefahr ſeiner Perſon, keine Gefahr für ſeinen Staat möglich halte, wird von einem gewiſſen ehrfurchtsvollen Schauer hingeriſſen; er fühlt, daß er dieſe Kräfte, dieſen Grad von Seelengröße nicht beſitzt, und huldigt dieſem erhabenen Verdienſte durch Gehorſam und Unterwerfung. Jede Furcht bleibt immer zugleich Beweis von Schwäche!“ — (S. 42 bis 45.)

— „Den Fürſten, der nur gefürchtet, nicht geliebt ſeyn will, den wird auch kein Kriegsheer ſchützen!“ (S. 49.)

— „Gute, gerechte, weiſe Fürſten! ihr habt

die Mittel in Händen, den Saamen des Aufruhrs, ſo wie alle Entwürfe der hölliſchen Politik zu erſticken!" — (S. 51.)

— „Weislich handelt der Monarch, wenn er nicht einen Stand auf Koſten des andern begünſtigt." (S. 66.)

— „Man wird ſagen, eine gemilderte Monarchie nach dem Beiſpiele Englands, dieſe iſts vielleicht, welche Adel und Bürgerſtand gleich ſehnlich wünſchen. — Der Wunſch kann nicht verneint werden; aber ob einige Wahrſcheinlichkeit der Erfüllung deſſelben ſey? — — — Eine Ochlokratie oder Regierung der Sansculots — davon können nur ſolche Leute träumen, denen dickes Blut, oder emporſteigende Dünſte Schreckbilder vorſpiegeln." (S. 69 und 70.)

— „Vielleicht kann in dem Staate, wo kein weiſer Regent die Zügel der Regierung lenkt, der Adel manches zu fürchten haben: denn in demjenigen Staate, worin einzig Miniſter herrſchen, werden dieſe jederzeit das Korps begünſtigen, zu dem ſie ſelbſt gehören, und jede Begünſtigung des Adels auf Koſten des

Bürgerſtandes wird den Adel ſeiner Auflöſung näher bringen, weil der Geiſt des Zeitalters es jetzt nicht mehr geſtattet, daß erneuerter Druck die Menſchen abſtumpfe.“ (S. 87.)

— „Liebe für gute Könige, für weiſe getreue Staatsmänner, große, aber auch menſchliche Feldherren, gelehrte und wahrhaft chriſtliche Prediger, gerechte und nicht nach todten Buchſtaben ſprechende Richter, wird daher beſtändig bei jedem unverletzt bleiben, dem Tugend heilig iſt. Und daß dieſe jedem ewig heilig bleibe: dieß ſey Hauptaugenmerk des Staats; dann bedarf er zu ſeinem Schutze weder religioſe noch politiſche Intoleranz; tauſende freier — ſelbſt aufrühreriſche Schriften werden in dem Staate nicht wirken, worin der Hausvater ruhig und zufrieden lebt, und keinem Unterthan durch Mangel des Erwerbs die Hoffnung benommen iſt, das Glück des Gatten und Vaters zu genießen.“ — (S. 91.) „Vermehrt die Erwerbsquellen, ſchränkt den Luxus ein, erleichtert das Heirathen; ſchätzt, lohnt und erhebt das Verdienſt; — haltet ſtrenge auf die

Ausübung der Geſetze; ſichert Perſon und Eigenthum für jede Bedrückung und jeden Eingriff; erlaubt keinem privilegirten Stande ſich für eine beſſere Menſchengattung zu halten und ſeinem Wohlſtande das Glück der arbeitenden Volksklaſſe nachzuſetzen; herrſcht nicht über Meinungen, ſondern ſeyd zufrieden, wenn Handlungen der Unterthanen euren Geſetzen gemäß ſind, verknüpft Achtung nur mit dem Verdienſte, Ehre und Belohnung nur mit der Erfüllung der Pflicht! der Mann, der dieſe erfüllt — gelte nie in Rückſicht ſeines Standes, ſondern nur ſeiner Verdienſte; ſchafft auch dem Niedrigſten ſchnelle Gerechtigkeit und Genugthuung, wenn ihn der Erſte eures Staats drückt, und laßt ſodann die Gänſe ruhig ſchnattern, die euch weiß machen wollen, daß nur ihre Wachſamkeit das Capitol erhalten könne; weiſet jeden, der euch politiſche Intoleranz anpreiſt, mit der Verachtung zurück, die ein Mann verdient, der ſeinem Fürſten das Vertrauen auf die Liebe ſeiner Unterthanen rauben will: kurz ſeyd Väter eures

Volkes, und jeder wird wetteifern, euch Beweiſe der Liebe und Ehrfurcht zu geben; denn jeder, der ſich unter eurer Herrſchaft glücklich fühlt, wird das Intereſſe des Fürſten, dem er dieſe glückliche Verfaſſung verdankt, zugleich für die ſeinige halten, und zur Vertheidigung deſſelben keine Gefahr ſcheuen." (S. 92 und 93.)

Wenn man auch bei einzelnen Stellen dieſer denkwürdigen Kotzebueſchen Schrift auf Zeugniſſe trifft, daß des Verfaſſers Ideen noch keine zur inneren Ausbildung erforderliche Reife erlangt haben: ſo findet man doch freudig eine lautere Würdigung des Zeitgeiſtes, ein lobenswerthes Anſtreben, die heiligſten Forderungen des Menſchen im Staate ins Licht zu ſetzen und in einer Ahnung des Nationalwillens die Pflichten zu entwickeln, welche der Zeitgeiſt den Inhabern der Thronen auferlegt. Wäre Kotzebue dem hier betretenen Pfade getreu geblieben, ſo würde die Nachwelt huldigend ſeinen Namen nennen, indeß gegenwärtig nur die verabſcheuungswürdigen Handlanger der politiſchen Intoleranz mit wohl-

gefälligem Lächeln hinter ſeiner ſchlechten Autorität ihr unheimliches Weſen betreiben. —

Ihr Verehrer der Anſichten, die Kotzebue in den letzten Jahren zum Hohne des lieben deutſchen Vaterlandes, ſeiner herrlichen Jünglinge, ſeiner lauteren Wünſche und Hoffnungen ausſprach, greift zu den „unpartheiiſchen Unterſuchungen über die Folgen der franzöſiſchen Revolution auf das übrige Europa," leſt und lernt von dem Dahingeſchiedenen, was ihr aus dem Munde der Lebenden nicht begreifen wollt! — —

Göthe ſagte von Voltaire: „Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherrn in ſich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Eben ſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wohl einmal, wenn es glückt, in Einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig XIV., ein franzöſiſcher König

im höchſten Sinne, und eben ſo in Voltairen der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.“

„Die Eigenſchaften ſind mannigfaltig, die man von einem geiſtvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzoſen ſind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger, als die anderer Nationen.“

„Wir ſetzen den bezeichneten Maaßſtab, vielleicht nicht ganz vollſtändig und freilich nicht methodiſch genug gereihet, und in heiterer Ueberſicht hierher:“

„Tiefe, Genie, Anſchauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienſt, Adel, Geiſt, ſchöner Geiſt, Gefühl, Senſibilität, Geſchmack, guter Geſchmack, Verſtand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazien, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioſes, Styl, Verſifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.“ —

„Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtes-

Aeußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung ſtreitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weiſe die Breite der Welt ausfüllt, hat er beſeſſen und dadurch ſeinen Ruhm über die Erde ausgedehnt." —

Faſt zu freigiebig möchte hiernach der Kranz großer Schriftſtellereigenſchaften für Voltaire geflochten ſeyn, indem ihm bei näherer Prüfung außer der Tieſe und Vollendung noch manche Tugend gebricht; beſonders haben wir Deutſche ihm nie das Lob der Wahrheit zuerkannt; denn dieſe, ſowohl die hiſtoriſche, als die poetiſche, iſt bei ihm oft der Herrſchaft anderer Zwecke unterthan.

Trägt man den Maaßſtab jener Eigenſchaften auf Kotzebue's Schriftſtellerleben über, ſo wird die Gerechtigkeit fordern, ihm manches Lob zu verſagen, das alle Welt ohne Widerſpruch dem Sänger der Henriade zuerkennt. So arg aber wird deutſche Art und Kunſt niemand ſchmähen, daß er es wagte, was ſich die Franzoſen in Betreff Voltaire's gar wohl gefallen laſſen kön-

nen, im Verfolg der vielbeſprochenen Parallel, von Kotzebue behaupten zu wollen, daß er ſeines Vaterlandes vereinzelte Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpreche, daß er der höchſte, unter den Deutſchen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller ſey. — Doch darf in unſern Tagen niemand erſtaunen, wenn Behufes der Verherrlichung einer herzbrechenden Todesfeier, zu Kotzebue's Gedächtniß, ähnlicher Hohn unter polizeiliche Sicherheit geſtellt wird. —

II.

Nachträge und Berichtigungen.

Seite 6. — Kotzebue's Oheim und Baſen mütterlicher Seits waren:

1. der verſtorbene Konſiſtorialrath und Amtmann Krüger zu Jena;
2. die noch lebende Witwe des Profeſſor Muſäus zu Weimar;
3. die verſtorbene zweite Gattin des Rath Jagemanns, des als verdienſtvollen Schriftſtellers bekannten Bibliothekars der Herzogin Amalia.

Seite 7. — K—s noch lebende Geſchwiſter ſind beide älter, als er; ſein Bruder Karl Kotzebue iſt 1757, ſeine Schweſter die verwitwete Frau Amalia Gildemeiſter 1759 geboren.

Zeile 4 lies Bremen, anſtatt Lübeck.

Seite 109 zur Anmerkung: Unter den Schriftſtellern des ſiebzehnten Jahrhunderts findet man mehrere, die den Namen Kotzebue führten, Schulmänner oder Prediger waren, und bei theologiſchen Streitigkeiten als Mitfechter auftraten. Jener in der Anmerkung ſo derb abgefertigte Kotzebue war ein rüſtiger polemiſcher Streiter, der ſich als Rektor des berühmten Gymnaſii zu Quedlinburg, der ſogenannten ſynkretiſtiſchen Händel wegen, genöthigt ſah,

1622 den Abſchied zu nehmen; 1629 findet man ihn wieder als Licenciat der Gottesgelahrtheit und Paſtor zu St. Jakob zu Magdeburg, wo er gleich muthig mit den proteſtantiſchen Ketzern und mit den verſchmitzten Jeſuiten anbindet. —

Folgende Fehler wird der Leſer gebeten zu berichtigen:

Seite 7. Zeile 10: überſchriebenem, anſtatt überſchriebenen.
— 11. — 2 von unten: dräuenden, anſtatt drauenden.
— 38. — 3: verweist, anſtatt verweißt.
— 41. — 1: ihm, anſtatt ihn.
— 45. — 13: ſich, anſtatt ich.
— 75. — 7: aus, anſtatt zu.
— — — 14: teufliſche, anſtatt teufelſche.
— 87. — 6: Verwandter, anſtatt Verwandte.
— 91. — 2: Großherzogs, anſtatt Großherzog.
— 109. — 3 der Anm. ſind nach und, die Worte: in den einzuſchalten.
— 111. — 13: mehr begünſtigt, anſtatt begünſtigt mehr.
— — — 14: Mißbräuche, anſtatt Misbräuche.
— 118. — 13: führt, anſtatt führen.
— — — 15 ſind die Worte: des Gefühls, wegzuſtreichen.
— 119. — 11: durch Religioſität, anſtatt der Religioſität.
— 126. — 20 ſind die Worte: des Verluſtes wegzuſtreichen.

Seite 143. Zeile 4: der kleinen, lieben, unſchuldigen, anſtatt die kleine, liebe, unſchuldige.
— 152. — 8 iſt nach dem Worte Zweck der Artikel des einzuſchalten.
— 158. — 17: ſittliche, anſtatt ſittlichen.
— 163. — 2: verwickelt, anſtatt gewickelt.
— 169. — 20: nahe, anſtatt ganz.
— 171. — 6: Verbrechers, anſtatt Verbrechens.
— 181. — 8: wichtiger, anſtatt richtiger.
— 188. — 14: Selbſtherrſcherin, anſtatt Helbſtherrſcherin.
— 191. — 3: die, anſtatt da.
— 201. — 1 der Anmerkung, vergebliches, anſtatt vorgebliches.
— 202. — 10 der Anmerkung, ihm, anſtatt er.
— — — 13 daſelbſt, zu häufen, anſtatt häufte.
— 204. — 2 der Anmerk. rhetoriſches, anſtatt vhetoriſches.
— 269. — 11: Lokal=, anſtatt Cabal=.
— — — 14: mit ſich, anſtatt in ſich.
— 271. — 4: widerrieth, anſtatt wiederrieth.
— 272. — 14: bereit, anſtatt bereitet.
— 274. — 5: der mitgeführten, anſtatt der bei ſich geführten.
— 277. — 2. von unten: die, anſtatt der.
— 284. — 11: habende, anſtatt führende.
— 304. — 11: Drieſen, anſtatt Driaſen.
— 310. — 4 v. unt.: Oktavia, anſtatt Oktovia.
— 314. — 20: Unglücklichen, anſtatt Unglückliche.
— 319. — 23: Subow, anſtatt Subew.

Seite 327. Zeile 8: fragen wir, anſtatt fragt man.
— 330. — 4: ja, anſtatt dann.
— 336. — 16: Jahres, anſtatt Jahre.
— 340. — 15: Vorleſungen, anſtatt Vorleſung.
— 341. — 2: deſſen, anſtatt ſeinen.
— 358. — 15: Urſelinerinnen, anſtatt Urſelinorinnen.
— 373. letzte Zeile: Einen, anſtatt einen.
— 378. — 3: Spiele jährlich, Ein, anſtatt Spiele, jährlich ein.
— 381. — 3: ehrenvollem Gedächtniſſe, anſtatt ehrenvolles Gedächtniß.
— 385. — 22 iſt nach wohl aber einzuſchalten: verſteht.
— 399. — 12: die, anſtatt der.
— 401. — 19: einem, anſtatt einen.
— 406. — 8: dem, anſtatt den.
— 410. — 19: ihm, anſtatt ihr.
— 418. — 11: erſcheint, anſtatt erſchien.
— 422. — 17: iſt nach accreditirten, einzuſchalten: Ruſſiſchen.
— 438. — 7: Inſinuationen, anſtatt Iſinuationen.
— 441. — 18: jedem, anſtatt jeden.
— 468. — 14: hiervon, anſtatt hierin.
— 469. — 12: erwarben, anſtatt erworben.
— 472. — 22: Schlechten, anſtatt Schlachten.
— 482. — 13: das, anſtatt daß.
— 495. — 6: Reitzmittels, anſtatt Reizmittelt.

Daniel Knodě

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cramer, Friedrich Matthias Gottfried,

Leben August von Kotzebue's nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt

Leipzig 1820

Biogr. 587 c

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064363-1